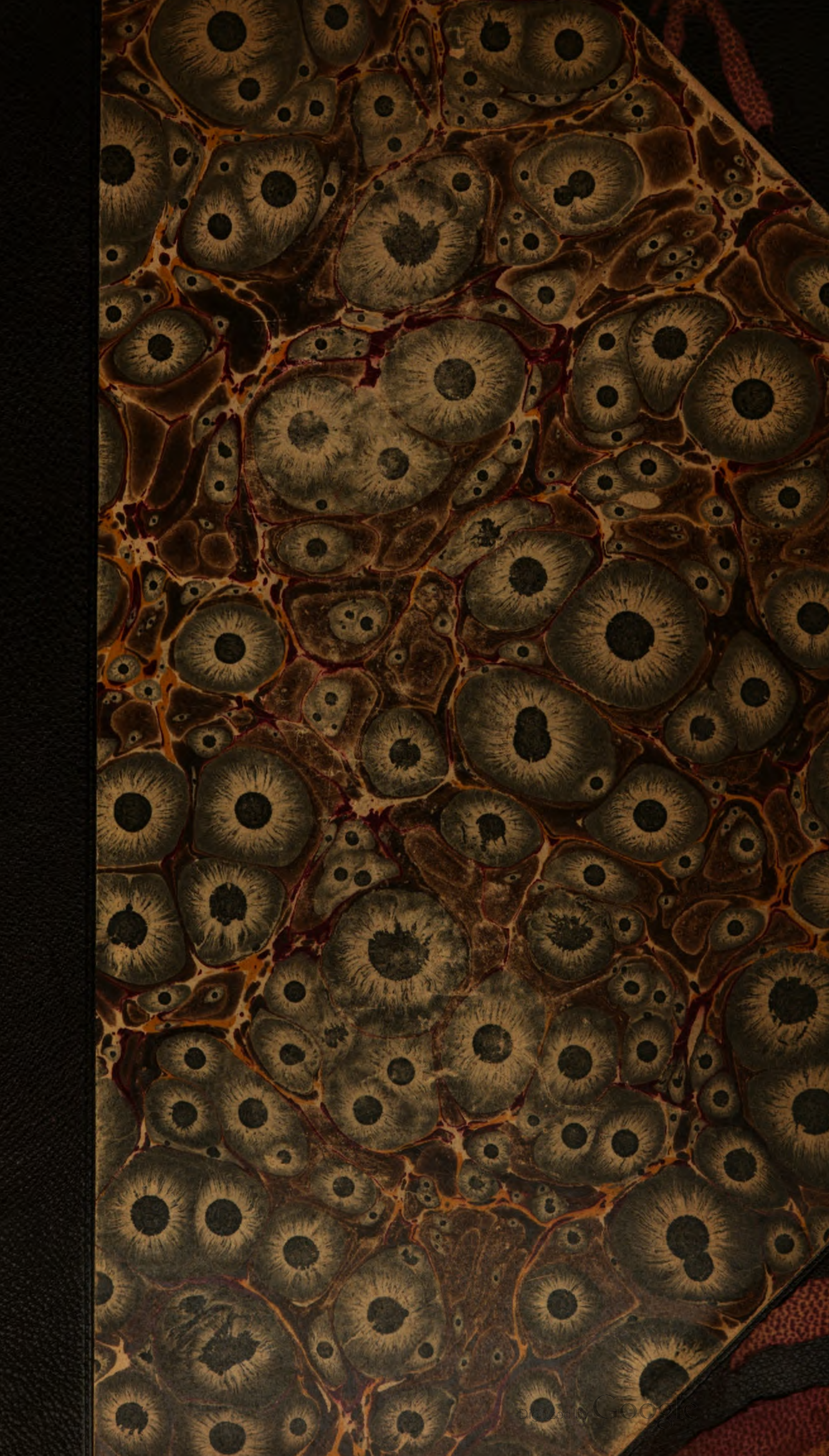



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

KLEINE SCHRIFTEN

KLEINE SCHRIFTEN

VON

RICHARD HEINZEL

HERAUSGEGEBEN

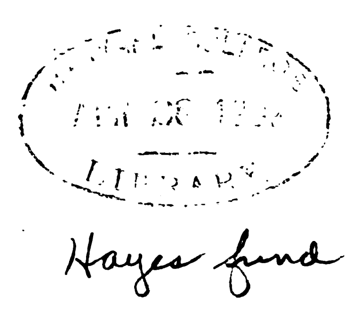
VON

M. H. JELLINEK UND C. VON KRAUS



HEIDELBERG 1907
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

Verlags-Archiv Nr. 185.



Vorwort.

In die vorliegende Auswahl wurde von den kleineren Arbeiten Heinzels aufgenommen[1]: alles in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien Erschienene (mit Ausnahme zweier unbedeutender Anzeigen vom Jahre 1881 und 1891, siehe das Schriftenverzeichnis), sowie was sonst an schwer zugänglichem Orte gedruckt ist; endlich der Aufsatz über Mißverständnisse bei Homer, der sich druckfertig im Nachlasse vorfand[2]. Für die Besprechung von Vincentis Tempelstürmern (S. 116ff.) steht Heinzels Autorschaft durch sein eigenes Zeugnis fest.

Vorangestellt wurden die Abhandlungen, Essays, Anzeigen essayartigen Charakters sowie die Rede auf Scherer; die zweite Abteilung bilden die gelehrten Rezensionen. Innerhalb beider Abteilungen folgen die Arbeiten nach der Reihe ihres Erscheinens.

Geändert wurden (nur in schwereren Fällen unter ausdrücklicher Angabe) die besonders in den Schriften älteren Datums zahlreichen Druckfehler, wobei freilich einige falsche Zitate, die aller Bemühungen spotteten, ungebessert blieben. Die Kontrolle erfolgte nach den von Heinzel

---

[1] und im Schriftenverzeichnis S. 440 ff. durch einen Stern gekennzeichnet.

[2] Er muß im Jahre 1893 abgeschlossen worden sein, da Bücher dieses Jahres zitiert werden (vgl. S. 172, 183, 187) und anderseits Reichels Homerische Waffen vom selben Jahre Heinzel nur durch die Güte Benndorfs vorlagen (S. 166).

gebrauchten Ausgaben. Doch mußten in der Besprechung von Cosijns Oudnederlandschen Psalmen die Zitate nach der gewöhnlichen Buchausgabe umgeschrieben werden, da uns der Druck mit abweichender Paginierung, den Heinzel benutzte, nicht erreichbar war.

Ferner wurden allerlei gelehrte und stilistische Randnotizen aus Heinzels Handexemplaren, soweit es nützlich schien, dem Text einverleibt oder als Anmerkungen hinzugefügt, beides in eckigen Klammern; diese wurden auch bei den Hinweisen auf die Seitenzahlen der vorliegenden Ausgabe angewandt.

Endlich wurde die jetzige Orthographie durchgeführt.

Zu Dank sind wir verpflichtet insbesondere Herrn Professor Dr. Paul Cauer, der die Güte hatte, den Homeraufsatz im Manuskript zu lesen und zu begutachten, ferner den Professoren J. H. Gallée und E. Sievers (für Auskünfte betreffend den oben erwähnten Sonderdruck von Cosijns Psalmen), Herrn Professor R. Much, von dem wir in einigen Schwierigkeiten, die sich bei nordischen Aufsätzen ergaben, beraten wurden, und Herrn Professor J. Seemüller, der sich um die Richtigstellung einiger Zitate in der Anzeige seiner Ausgabe des Ottokar bemühte. Schließlich danken wir Fräulein Ada Heinzel für die treue Sorgfalt, mit der sie den Druck überwachen half.

Ebensee — Zell am Ziller, 7. September 1907.

M. H. Jellinek. C. v. Kraus.

Inhalt.

Aus fünf Jahrhunderten deutscher Literatur.

Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Beilage zur K. Wiener Zeitung. Jahrgang 1864. S. 848—852. 874—881.

K. Müllenhoff und W. Scherer: «Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert». Berlin 1864, Weidmann'sche Buchhandlung.
Wilhelm Scherer: «Über den Ursprung der deutschen Literatur». Berlin 1864, G. Reimer.

Schon lange hatte Professor Müllenhoff den Plan, die kleineren altdeutschen Denkmäler der karolingischen Zeit und der sich daran schließenden Übergangsperioden, also hauptsächlich strophische Gedichte und liturgische Prosa, in ein Korpus zu vereinen und zu erklären; ein Vorsatz, dessen Ausführung wohl unterblieben wäre, hätte sich ihm nicht vor zwei Jahren in Dr. W. Scherer aus Wien, der zur Vollendung seiner Studien sich in Berlin aufhielt, ein Mitarbeiter angeboten, «wie er ihn nur wünschen konnte».

Was die Herausgeber der «Denkmäler» an neuem Materiale hinzubrachten, ist unbedeutend; aber ohne Beispiel seit Lachmanns «Iwein» oder «Hildebrandslied» ist, was sie für Erklärung und literaturgeschichtliche Bestimmung jedes einzelnen Denkmals geleistet haben. 849 Halten wir im großen und ganzen den Anteil beider Herausgeber auseinander, so kann man sagen, daß

Müllenhoff sowohl durch Wiederherstellung der alten Texte als durch Zusammenfassung der hiebei angestellten sprachlichen Beobachtungen zu einem höchst energisch gezeichneten Bilde der deutschen Sprachbewegung im Mittelalter, Scherer durch Aufhellung der metrischen und musikalischen Gestalt oder historischen und theologischen Bedeutung der altdeutschen Denkmäler Resultate zutage gefördert haben, die dieses Buch für die Geschichte der deutschen Sprache, der metrisch-musikalischen Kunstformen, der fortschreitenden Bewegung mittelalterlicher Theologie und Liturgik von unabweisbarer Bedeutung erscheinen lassen.

Doch selbst wenn die gewonnenen Resultate weniger glänzend wären, würde die vollendete Methode, die um das Ergebnis so unbekümmerte Weise der Forschung dem Buche, als bloß philologischer Musterarbeit, den ehrenvollsten Platz sichern. Doch darüber wäre es unnütz, noch ein Wort zu verlieren, da ja die germanistische Kritik durch ihre Haltung dieses Werk auf eine Linie mit den hervorragendsten Produkten der neueren deutschen Philologie, mit Haupts Engelhard, mit dem Minnesangsfrühling, mit Haupts Neidhard, mit Müllenhoffs *de carmine Wessofontano* u. a. gestellt hat.

In der zweiten Schrift, einer etwas erweiterten Habilitationsvorlesung, zieht der Verfasser nach einer Seite hin die Summe der in den Denkmälern niedergelegten Untersuchungen. Indem er den Begriff «Literatur» scharf faßt und als Grundsatz im Auge behält, daß schriftliche Denkmäler jenen Zeiten ihren Ursprung verdanken, die nicht nur die Bedingungen, sondern auch das Bedürfnis solcher Schriftwerke erkennen lassen, zeigt er höchst überzeugend, durch Darlegung des speziellsten Verhaltes, wie erst Karls des Großen kirchliche Anregungen und Verfügungen eine deutsche Literatur hervorgerufen und gestaltet haben, die dann im natürlichen Gange von grammatischen Versuchen und schülerhaften Übersetzungen dem täglichen Bedürfnis dienender kirch-

licher Formeln durch immer gelungenere Übertragungen sorgfältiger gewählter Muster sich zuletzt nach mancherlei ängstlichen Proben zu Dichtungen erhob, «welche der Genius echter Poesie im Fluge wenigstens gestreift hat». Die geistige Frische der Behandlung sowie die vollendete Präzision und Zierlichkeit des Ausdrucks werden jeden, der Literaturgeschichten unserer älteren Zeiten zu lesen pflegt, ebenso erfreuen als überraschen.

In folgendem will ich von dem Gange deutscher Lyrik in jenen Zeiten — man erlaube mir den Begriff «Lyrik» etwas weiter zu fassen — ein Bild entwerfen, das zeigen soll, wie so vielfältig durch die Ergebnisse der besprochenen Schriften Licht und Schatten, ja selbst die Konturen der deutschen Literaturgeschichte alteriert werden.

Mit Karl dem Großen beginnt die deutsche christliche Poesie. Sowie alles auf seine kirchlichen Anordnungen und die Beschlüsse der von ihm geleiteten Reichsversammlungen zurückweist, was an Formeln, katechetischen und homiletischen Stücken, und auf seinen 850 persönlichen Einfluß, was an Übersetzungen der Bibel oder der Väter im achten und im Anfang des neunten Jahrhunderts geschrieben wurde: so finden wir erst, nachdem Karl seine gründende und gestaltende Tätigkeit mit Eifer und Klugheit begonnen, in sparsamen kümmerlichen Ansätzen jene Erregung der neuen christianisierten Phantasie, die den einzelnen Begabteren drängt, einem allgemein gefühlten Ideal jene gleiche Gedankenmassen wiederholende oder wirkungsvoll unterbrechende Form zu leihen, die die Natur gleichsam selbst der leidenschaftlich gehobenen oder weich bewegten Seele als schmiegsamen Leib gegeben hat.

Und wirklich scheint es, als hätte man zum erstenmale das Bedürfnis empfunden, das Höchste und Feinste, was die Seele fühlt, sinnlich zu gestalten; so lose, so abgerissen scheinen die Fäden, welche die poetische Tradition Ober-Deutschlands zwischen die alte heid-

nische Poesie und die neu erweckte christliche geschlungen hatte.

Es ist zwar nicht zu verkennen, daß bereits in der Poesie des deutschen Heidentums Züge vorkommen, die von der ungebrochenen «Einheit des Denkens und Empfindens», wie wir sie bei Homer finden, abstehen. Der Konflikt im Hildebrandsliede ist ein echt tragischer, ein sentimentaler: der freundlich gesinnte, wissende Vater soll durch das Gebot der konventionellen Ehre zum Kampfe mit dem störrischen, unwissenden Sohne gezwungen werden. Das ist ein Leck in der Weltordnung, und der Alte erkennt es als ein solches. Aber die Darstellung zeigt doch eine so typische Charakterisierung und trotz der lyrischen Beschleunigung einen so ausgeprägten epischen Stil, eine solche Fülle sinnlicher Ausdrücke in stehenden Formeln, daß wir, im Gegensatze dazu, von der durchgreifenden Tätigkeit der christlichen Glaubenseiferer einen recht klaren Begriff erhalten.

Wie fremd der Deutsche seinen Vätern geworden, zeigt sich am deutlichsten, wo Altes und Neues zusammengebunden und so vereint der Betrachtung geboten wird. Da suchte ein frommer Mann zusammen, was er an religiösen Anschauungen und Ausdrücken aus deutschen Gedichten zu einem kräftigen Gebet um rechten Glauben und Widerstandsfähigkeit gegen die Anfechtungen des Satans zusammenleimen könnte. Vorgearbeitet hatte ihm schon ein anderer, der an ein heidnisches Gedicht von der Weltschöpfung in lyrischem Strophenmaß eine christliche Behandlung desselben Themas anschließen wollte. Aus dem Anfange dieses Gedichtes und einem ganz abstrakt und ärmlich ausgedrückten Gebete schlingt der Verfasser hinzufügend und auslassend zusammen, was wir jetzt als Wessobrunner Gebet kennen. Welch eine Kluft trennt den heidnischen Dichter, welcher vom Chaos im Stile der Völuspa sang:

Das vernahm ich unter den Menschen
als der Wunder größtes,
Daß Erde nicht war, noch der Himmel drüber,
Daß kein glänzender Stern
noch die Sonne leuchtete,
Noch der Mond, noch das herrliche Meer,

von dem armen Mönche, der einfältig in selbstgefundenen 851 Formen stammelte:

Herr Gott du hilf mir *und du verleih mir*
In deinen Gnaden *den rechten Glauben*
Und guten Willen, *Weisheit und Klugheit,*
Heil und Gesundheit *und deine freundliche Huld.*

Auf eines kam es an; dessen, was die neue Mythologie an sinnlicher Schönheit bot, sich zu bemächtigen und dadurch dem Christentum in der Phantasie und dem Gefühle der Neubekehrten eine starke Stütze zu bauen. Ein bayerischer Dichter tat den glücklichen Griff und schilderte seinen Glaubensbrüdern die Zukunft nach dem Tode, den Kampf der Engel um die abgeschiedene Seele, die Schrecken der Hölle, die Lust des Himmels, den furchtbaren Gerichtstag, der jede verborgene Missetat ans Licht bringen werde. Hier vermittelt wirklich der Stoff in etwas die harten Gegensätze zwischen Heidnischem und Christlichem, und entsprechend dem Inhalte hören wir auch den widerhallenden Klang des epischen deutschen Verses, der durch alliterierende Wiederholung das Gesagte einzuprägen scheint; sogar epischen Ausdrücken, wenn auch kaum mehr epischen Formeln, begegnen wir noch hie und da. Aber man kann es nicht leugnen, der Dichter bringt es zu keiner rechten Anschaulichkeit; weder die Engel noch die Teufel erhalten recht sinnliche Gestalt; gar nicht zu reden von den moralisierenden Stellen, wo sich der wohlmeinende Mann in den Fußschlingen des alliterierenden Stils fortwährend verstrickt und neu anzuheben zwingt.

Mit viel freierem Schwung schon dichtete ein anderer, der in unser Gedicht den Kampf zwischen Elias

und dem Antichrist einschob. Die sinnliche Gewalt der Vorstellung vereinigt sich hier mit der kräftig steigernden Form zu echt poetischer Wirkung. Der Leser urteile selbst: «Und wenn des Elias Blut träuft auf die Erde, so entzünden sich die Berge, kein Baum steht auf dem Boden fest, die Gewässer all' vertrocknen, das Meer verschluckt sich selbst, der Himmel wird verzehrt in Flammen, herab fällt der Mond, die Erdscheibe brennt, stehen bleibt kein Fels. Wenn der Straftag fährt ins Land und mit diesem Feuer die Menschen heimsucht: da kann kein Blutsfreund helfen vor dem Weltbrand. Wenn der unermeßliche Glutregen alles verbrennt und Feuer und Luft alles durchfegt: wo ist dann die Mark, um die der Mensch mit seinen Sippen stritt? Die Mark ist verbrannt, die Seele steht verzweifelt, mit nichts kann sie mehr Buße tun, stracks fährt sie zur Hölle.»

Aber dauern konnte diese Verbindung altheidnischer Form und christlichen Sinnes doch nicht. Sie war ein schüchterner Versuch, das Christentum als Mythologie zu germanisieren. Solche Kraft hatte die heidnische Bildung nicht; zu Zaubersprüchen, zu Wund- und Wurmsegen reichte sie allenfalls aus. Denn trotz den fortwährenden Verboten der Kirche werden noch im zehnten Jahrhundert echt heidnische Zaubersprüche unverändert aufgezeichnet, andere oberflächlich christianisiert. Und im Überschwang — wie gewöhnlich bei solchen Ausläufern einer verschollenen Literatur — zeigt sich hier die Manier der
852 alten Dichtung, die zur Annomination gesteigerte Alliteration, die Tautologie, der Parallelismus fortgeführt bis zum Unsinn. Freilich hat auch dem Ausdruck wie der Vorstellung nach sich manche alte Schönheit fortgeerbt. So geben im ersten Merseburger Zauberspruch die drei Heerhaufen der Valkyrjen in ihrer dreifachen, der nationalen Frauensitte entsprechenden kriegerischen Beschäftigung ein schönes Bild. Und von der lebendigen Zier des Ausdruckes gibt noch eine sehr späte Überlieferung, der Weingartner Segen, eine deutliche Vorstellung.

Doch kehren wir zur karolingischen Geistlichkeit zurück. Es schien nicht genug, daß der einzelne Priester in deutschen Versen irgendeinen Teil des neuen Heiles der heimischen Anschauung mehr oder weniger glücklich anpaßte. Wie die alten Germanen die Taten und Geschicke ihrer Volkshelden zur Harfe sangen, so sollten die Neubekehrten jene erhebenden Begebenheiten in lebendigem Gesange feiern, welche das Evangelium oder die Überlieferung ihnen als ehrwürdig vor Augen stellte. Um nun dem vorausgesetzten religiösen Gefühle des Volkes musikalischen Ausdruck zu verleihen, wählten die Priester eine Form, die in Deutschland lange schon heimisch war, das Strophenlied, das entweder in einzelnen zweizeiligen Strophen seinen Inhalt zusammenfaßte oder aus Wiederholung solcher Strophen ein Ganzes bildete oder schließlich die Reihen zweizeiliger Strophen an gehobenen Stellen durch dreizeilige unterbrach. Diese für die deutsche Lyrik charakteristische Anwendung verschiedener Maße führte dann natürlich zu umfänglicheren Strophenkompositionen. Entsprechend der einfachen Wiederholung gleicher Strophen blieb auch die Melodie dieselbe, verschieden gebaute Strophen dagegen hatten verschiedene Weisen. Vom Volke war diese Form sehr bequem gehandhabt worden zu Liebesliedern ziemlich derber Natur, wie es scheint, zu Tanz- und Spottliedern und zu Gelegenheitsgedichten verschiedenster Art. Wir wissen, wie die Kirche, wie Karl der Große selbst die Klöster rein zu erhalten suchte von solchem Unfug, wir können aus dem Abscheu, den die kirchlich gesinnten Schriftsteller vor diesen barbarischen Gesängen äußern, sowie aus den wenigen ähnlichen Überbleibseln, zum Teil späterer Zeit, uns eine recht vorteilhafte Meinung von der unmittelbaren Frische und Sinnlichkeit derselben machen. Um eine Probe von dem Charakter dieser Lieder zu geben: zeigt es nicht Gewandtheit und Einlebung in die poetische Form, wenn ein Spielmann den Kaiser Karl für Graf Uodalrich, der nach dem Tode

874

seiner Schwester, der Königin Hildegard, in Ungnade gefallen war, durch folgende Verse günstig zu stimmen sucht:

Nu habet Uodalrich firloran erono gilih[1]
ostar enti westar, sid irstarp sin suestar?

875 Wirkungsvoll auch muß es geklungen haben, wenn ein gewisser Liubene, der zu seiner Tochter Hochzeit köstliches Weizenbier gebraut hatte, dieser unnützen Kosten wegen verspottet wird, da ja Starzfidere (fingierter Name des Bräutigams) ihm doch die Braut wieder zurückgebracht habe.

Doch nicht nur zu derartigen, ganz persönlichen, für den Augenblick berechneten Dichtungen finden wir das Strophenlied verwendet. Auch epische Erzählungen der Helden- und Tiersage tragen dieses lyrische Gewand. Man kann sie Balladen oder Romanzen nennen, wenn man die größere Erregung, den innigeren Anteil des Erzählers als denjenigen Unterschied faßt, der diese Dichtart von der einfachen epischen Erzählung unterscheidet. Der rasche Bericht oder die Reflexion erscheint hier wie billig in den regelmäßigen zweizeiligen Strophen; die gehobene Beschreibung bedient sich des längeren Maßes. Wenn also z. B. in einem Jagdabenteuer der Bote von dem verwundeten Eber erzählt, so beginnt er gemessen:

Der eber gat in litun[2], *tregit sper in situn,*
Sin bald ellin[3] *ne lazet in vellin*[4];

dann aber schildert er kräftig und sinnlich:

Imo sint fuoze fuodermaze[5],
imo sint purste ebenho forste
unde zene sine zwelifelnige[6].

Diesen so belebten Formen die neue transzendente Anschauung rein unterzulegen, ließ nicht dauernden Erfolg hoffen. Doch fand der karolingische Klerus es zu

[1] Alle Ehren. — [2] Bergabhang. — [3] Kühne Kraft. — [4] Fallen. — [5] Einer Wagenlast gleich. — [6] 12 Ellen lang.

lockend, derart dem Volke in seiner Weise vorzuempfinden; und so dichteten die Priester in der alten Weise ihre neuen «Lieder für das Volk». Ein solches Lied ist der Petrusleich, eine trockene Anrufung seiner Fürsprache und Bitte um Gnade für die unseligen Menschenkinder. Aber die lebensfrohen Heidenchristen fühlten sich noch nicht unselig. Nicht nachhaltigeren Erfolg hatte die biblische und legendarische Erzählung. «Christ und die Samariterin» war ein trauriger Ersatz für die alten, den eddischen ähnlichen Gesprächslieder. Noch mühsamer leitet im «h. Georg» Reim- und Versnot einen Gedanken zum andern. Wie von schwerer Zunge und Müh und Qual des hart entwickelten Gedankens gehemmt, stößt sich die Erzählung ruckweise vorwärts; wie um einen Anlauf zu nehmen wiederholt der Dichter die gerade gefundene Phrase und setzt Gemeinplätze in Parenthese, wo der Gedanke zu kurz geriet. Und wie konnte der Stoff dem Laien ein anziehender sein, wenn die Wunder bloß angedeutet, ohne den geringsten Ansatz zur Schilderung einfach verzeichnet werden, wenn ihm, dem deutschen Manne zugemutet wird, geduldig aber auch ohne merklichen 876 Nachteil erduldete Martern erbaulich oder erhebend zu finden. So ging es nicht. Aber eine glückliche Hand hatte der Priester, der zuerst das politische Ereignis der Gegenwart in die altheimische Liedform brachte und es erfüllte mit christlichem Geiste und mit dem Pathos des vom jungen Siege strahlenden neuen Glaubens. Karlmann, Ludwig des Deutschen Sohn, Ludwig III., der Sieger von Saucourt, und andere waren die Helden solcher Lieder. Nicht als eine römische, unheimliche Macht steht nun das Christentum der Nation gegenüber, es erscheint verschmolzen mit der gewandten Kraft und tüchtigen Innigkeit des deutschen Geistes, als die Betrachtungsweise, in der der Deutsche sich einem Ideale sittlichen Wertes am nächsten fühlte. Natürlich hatte die Lehre des Evangeliums nicht nur in Sachsen Konzessionen an die Nation machen müssen. Mag auch

im Ludwigsliede die Auffassung des Normannenzugs als eine von Gott zur Strafe für die Sünde geschickte Heimsuchung noch etwas fremd, ja unbehaglich, die Lehre des Königtums von Gottes Gnaden noch etwas römisch erschienen sein, daß der Dichter, der den Krieg als Glaubenskrieg auffaßte, zugleich alles, was der germanische Geist an Krieg und Königtum poetisch empfand, willig aufnahm, die freudige Lust am wilden Kampfesspiel, das wechselseitige, waffenbrüderliche Vertrauen zwischen König und Mannen, ist eine für die Entwicklung der christlich deutschen Poesie höchst wichtige Akkommodation. Das Christentum hatte gezeigt, daß es das Schönste, was das deutsche Leben bot, in sich vereinen konnte, und damit hat es die deutsche Poesie und Kultur gewonnen. Mag auch z. B. das angelsächsische Byrhtnots-Lied weit edler und einheitlicher in Stil und Farbe sein, es ist ein heidnischer Nachhall; das Ludwigslied aber erschließt eine neue Poesie.

Ähnlich, ja noch einhelliger deutsch müssen wir uns vorstellen, was auf Hattos Verrat, auf die Schlacht bei Eresburg usw. im zehnten Jahrhundert gesungen wurde.

Aber nicht bloßes Mißgeschick ist es, daß wir über die deutsche Romanzenpoesie des zehnten Jahrhunderts nur Mutmaßungen haben; in den furchtbaren Erschütterungen der Normannen- und Ungarnkriege, die Karls des Großen Werk in Frage stellten, waren viele Früchte der von den Gelehrten des großen Kaisers gepflanzten deutschen Bildung verloren gegangen. Unter den aus feinem Stoff geformten Ottonen sehen wir ein Sinken des deutschen Geistes, der sich auch in der rauh deutschen Zeit der fränkischen Kaiser nicht plötzlich hob. Allgemeinere Bildung hatte die höheren Stände soweit geführt, daß sie in der deutschen Kunst nichts dem analoges fanden, was römische oder griechische Gelehrte sie zierlich und schön zu finden bewogen hatten. Der Geist der modernen Zeit war aber wieder zu mächtig, um einen fremden, etwa antiken Inhalt zu vertragen; und da das, was wir hier «modern»

nennen, vorzugsweise verfeinerte Weltlust war, so ist es natürlich, daß nicht bloß Krieg und Politik einziger poetischer Stoff blieb, sondern daß das Privatleben nun nicht allein als Objekt des persönlichen Witzes, sondern auch als Inhalt der erotischen oder interessanten Erzählung der Poesie gewonnen wurde. Den neuen Inhalt der deutschen Persönlichkeit paßte man nun — auffallend auf 877 den ersten Anblick, aber ganz notwendig und entsprechend — in ein fremdes, in lateinisches Gewand. Und wie eine Befreiung von schwerem Druck erschien dem gebildeten Deutschen die Fessel einer fremden Sprache. Man konnte nun in der Poesie zeigen, was man an neuen, schönen Lebensformen gewonnen hatte. Heiterkeit, Humor, Sinn für die komische Situation, dann aber auch christliches Pathos treten uns hier zuerst entgegen. So war die lateinische Hofpoesie entstanden. Eingeleitet hatte sie die Barbarei der aus lateinischen und deutschen Versen gemischten Gedichte. Ein solches Lied, auf die Versöhnung Kaiser Ottos I. mit seinem Bruder Heinrich, noch in den deutschen wechselnden Strophen gedichtet, zeigt, wie unmittelbar diese Gattung Poesie mit dem Leben zusammenhing; bekannte Tatsachen werden geradezu gefälscht, die für Herzog Heinrich so entehrende Szene wird gemildert, ja verwischt. Die Erzählung übrigens ist noch ziemlich trocken, sogar platt. Die anderen ganz lateinischen Gedichte sind auch metrisch der gerade modern gewordenen kirchlichen Form der Sequenzen ähnlich, die bekanntlich Notker Balbulus in der Mitte des neunten Jahrhunderts erfunden hatte. Die Melodie ist also das Maß, nach dessen kleineren und größeren Abschnitten sich die Größe der Strophen und die Länge der Zeilen in den darauf gedichteten Texten richten muß. Wie aber zwischen dem Sinne und der Musik eine wirkungsvolle Beziehung gesucht wurde, zeigt z. B. eine Stelle im *Modus florum*, der bekannten Erzählung von jenem König, der seine Tochter dem größten Lügner verspricht: die Pointe in der Erzählung des lügenhaften Schwaben und der ent-

scheidende Ausruf des überraschten Königs wiederholen unmittelbar aufeinanderfolgend dieselbe Melodie. Der Stoff war zum Teile historisch, wie im *Modus Liebinc*, der Kaiser Ottos II. Rettung durch einen Juden, einen Slaven und den deutschen Ritter Liubo feierte. Auf dieselbe Melodie ging ein gleichbenanntes Lied, das den Schwank vom Schneekind behandelt. Es erzählt: Die Frau eines Kaufmannes, der auf Reisen gegangen, bewahrte ihre Treue schlecht; *mimi iuvenes* besuchten ihr Haus, und *praegnans filium iniustum fudit iusto die.* Der betrogene Gatte rächt sich, indem er das angeblich vom Schnee empfangene Kind verkauft und sich entschuldigt, es sei an der Sonne geschmolzen:

sic fraus fraudem vicerat:
nam quem genuit nix, recte hunc sol liquefecit.

Schon diese Verse zeigen den ungemeinen Fortschritt der poetischen Bildung; aber in der deutschen Sprache des zehnten Jahrhunderts wären sie kaum zu denken. Und nicht bloß die Antithese, auch die poetische Malerei erscheint in diesem Gedichte sehr ausgebildet; so schildert der Dichter, als der Kaufmann seine Heimat verläßt, die Fährnisse der Seereise höchst kräftig.

Vix remige triste secat mare,
ecce orta tempestate
furit pelagus, certant flamina, tolluntur fluctus.

878 Wie kräftig und dabei doch wieviel kunstvoller als das Ludwigslied ist die Schilderung der Ungarnschlacht am Lechfelde im *Modus Ottinc.* Am meisten aber von Einfluß für die künftige deutsche Poesie war die Darstellung der Erlösungsgeschichte im *Modus Carelmanninc* und der *Summa theologiae.* Die Macht und Herrlichkeit Gottes ist es zunächst, was die Phantasie des deutschen Gemütes ergriff. Stellen wie die prunkhafte:

terram polum ignem pontum
rex in pace componens,

regnum cuius finem nescit,
sceptrum splendet nobile,
coelo sedens, mundum implens,
factor facta continens

sind oft mit Glück von deutschen Dichtern nachgeahmt und überboten worden.

Denn auch das christianisierte Germanentum hatte sich allmählich als ein überwundener Standpunkt erwiesen. Die Transzendenz konnte sich mit der nationalen Sitte doch nur vertragen; man nahm wechselseitig, was man brauchte, was man schätzte. Einer aus solchem Transigieren hervorgehenden Abschwächung und Oberflächlichkeit werden sich tiefer angelegte, leidenschaftliche Geister immer widersetzen. Die Kirche, gedrängt durch die französischen Aszeten und Theologen, wollte sich reinigen von dem Weltschmutze, den sie durch ihre Berührung mit den Laien an sich gezogen hatte. Das war der Zug der Zeit, und alles, was idealen Zielen zustrebte, diente dieser Idee. Deutschland aber unter dem rücksichtslosen Heinrich IV. wollte die Herrschaft über die Kirche, welche der gewaltige dritte Heinrich errungen, eher verstärken, als hintangeben. In wie heftigen Kämpfen zwischen Pflicht und Neigung mußte um diese Zeit das deutsche Einzelleben geschüttelt werden! Denn bei jeder Entscheidung standen teure, ins Herz gewachsene Gewöhnungen des Lebens und Denkens auf dem Spiele. Durch die gregorianischen Bestimmungen wurde dann das politische und soziale Leben den eingreifendsten Veränderungen entgegengeführt.

Betrachten wir zuerst jene Art deutscher Gedichte, welche zwar unstrophisch, doch durch gewisse, ein bestimmtes Maß nicht überschreitende Abschnitte sich den lateinischen kirchlichen Sequenzen vergleichen. Ein höchst merkwürdiges Stück dieser Gattung ist «Himmel und Hölle» von einem auch als Prosaiker ausgezeichneten bambergischen Priester. Die Ähnlichkeit mit den lateinischen Sequenzen ist hier noch durch die Reimlosigkeit,

einer bei sonst ganz regelrecht gebauten Versen beinahe singulären Erscheinung, gesteigert. Obwohl der poetische Wert dieser Aufzählung jenseitiger Freuden und Leiden nicht zu überschätzen ist, so bezeugt doch der feine Gebrauch der Antithese — die Hölle wird z. B. charakterisiert als «Tod ohne Tod» oder auf oxymorische Weise als das «reichste Schatzhaus aller Unwonne» — den durch lateinische Poesie geschmeidigten deutschen Stil.

Doch ist dies nur eine Vorbereitung zu der kunstvollen geistlichen Dichtung, die im eilften und zwölften Jahrhundert das gereimte deutsche Strophenlied der kirchlichen Sequenzenform immer mehr und mehr zu nähern suchte. Hier zum erstenmal sehen wir deutsche Verse 879 von fünf ja sechs Hebungen, je nachdem es das musikalische Bedürfnis verlangt. Die Komposition aber stand mit dem Aufbau der verschiedenen Gedankenreihen in engem Zusammenhang. Der Bau des Ganzen gipfelt sich gewöhnlich in der Mitte des Gedichtes zu einer metrisch und musikalisch ausgezeichneten Strophe und fällt dann mit Wiederholung der früheren Verhältnisse zum Schlusse ab. Eine Übergangsform zu Gedichten dieser Art, also zur Summa theologiae, zum Paternosterleich, zum Leich von der Siebenzahl, bildet der Ezzoleich, zugleich auch poetisch ein sehr bedeutendes Denkmal des eilften Jahrhunderts. Nicht bloß der kunstvolle Bau — denselben Vorzug hat auch die geistlose Summa theologiae — auch eine bis jetzt noch nicht gekannte religiöse Vertiefung zeichnet diese Dichtung aus. Dies tritt besonders hervor an den Stellen, wo der gewaltige Weltschöpfer gepriesen, das Geheimnis seiner Menschwerdung bewundert wird. Eine neue weichere Zeit verkündet sich, wenn der Dichter die Armut des Menschensohns in der engen Krippe gemütvoll betrachtet oder mit dankbarer Liebe das Kreuz besingt als aller Hölzer bestes. Ja trotz aller Energie der Gesinnung, die noch nicht z. B. am Leiden des Messias ein sentimentales Gefallen sucht, fehlt es selbst nicht an gewissen sehnsüchtigen Lauten, die bezeichnend genug bei

den Mystikern des 14. Jahrhunderts wiederkehren. Einer Segelstange vergleicht er das Kreuz des Erlösers, die Welt dem Meer; Jesus ist das Segel; und so fahren wir in das Himmelreich, unsere Heimat: «*da sculen wir lenten, gotelob!*»

Die übrigen geistlichen Dichtungen, wie Summa theologiae, der Leich von der Siebenzahl usw., sind geistlose Produkte ohne Reiz der Empfindung oder Schmuck der Sprache; aber sie sind interessant durch die genaue Bekanntschaft, die sie mit den neuen Formulierungen, in welche die französische Theologie die Resultate ihrer Untersuchungen gebracht hatte, verraten. Nicht die wissenschaftliche Aufregung, die leidenschaftlichen Kämpfe, welche um diese Zeit die französischen Klöster und Universitäten belebten, hatten auf die deutschen Priester eingewirkt — aus zweiter Hand durch populäre Schriftsteller, wie den geist- und geschmacklosen Honorius von Autun, waren ihnen gewisse Formeln, Anschauungen, Allegorien jener neuen, subtil scheidenden oder feurig empfindenden Theologie geläufig geworden. Das konnte keine lebendige Poesie werden. Es waren theologisch gelehrte, beinahe nur für Theologen verständliche Schulübungen.

Was man hier versäumte, ward von einer anderen Seite her reichlich eingebracht. Die weltliche Poesie eroberte sich den geistlichen Stoff; nicht eine gleichberechtigende Vereinigung des Fremden und Heimischen wurde mehr angestrebt, sondern der durch das Christentum gebändigte deutsche Geist herrschte über den fremden heiligen Stoff. Die deutschen Spielleute, gewohnt nationale Romanzen in der althergebrachten Form der wechselnden Strophen zu singen, griffen nun, was sie aus der Bibel oder Tradition an heldenhaft abenteuerlichem Stoff brauchen konnten, heraus, ließen weg, änderten, setzten hinzu, wo sie ein fremder Zug verletzte, behandelten dann die Erzählung mit allem Apparate des epischen Stils, den stehenden Beiwörtern, Parenthesen, wiederholten Phrasen, und so entstanden dann jene frischen biblischen Romanzen von 880

Judith, von den drei Jünglingen im Feuerofen, von Salomon und dem Drachen, die zwar alle von christlichen Anschauungen erfüllt sind, aber ihr christianisiertes Deutschtum naiver Weise sogar in das Alte Testament tragen. Eine solche Herrschaft über den fremden Stoff war seit der altniederdeutschen Evangelienharmonie nicht dagewesen, und ich wüßte nicht leicht ein Produkt altdeutscher Volkspoesie, das die kräftige Eigenart deutschen Geistes so deutlich zeigte, als das Gedicht von der Judith. Der Krieg, den König «Holoferne, der wider Gott stritt gerne», mit den «guten Israhelin» führte, ist ein Glaubenskrieg. Die jüdische Festung stellt sich der Dichter vor als eine deutsche Bischofstadt, in der ein Burggraf die Gerichtsbarkeit hat. Selbst die biblischen Namen müssen bekannten weichen. So ist aus der Stadt Bethulia das aus dem Evangelium anheimelnde Bethania, aus der Dienerin Abra eine Ava, aus dem Hohenpriester Eliachim ein Bischof Bebilin geworden. So dichtete man am Rhein an der Grenze des eilften und zwölften Jahrhunderts.

Aber auch die geistliche Kunstpoesie hatte neben den etwas dornigen Pfaden der Summa theologiae und der ihr ähnlichen Gedichte nun auch andere anmutigere Wege eingeschlagen. Schon die Vorliebe, mit welcher die weltliche Poesie die Gestalt der Heldin Judith behandelte, hatte gezeigt, daß das deutsche Geistesleben auch allmählich die Frau in den Umkreis poetischer Betrachtung gerufen, ja ihr sogar eine besonders hervorragende, idealere Stellung gegeben hatte. Benützte der Priester die nach dieser Richtung hin erregte Phantasie, so waren ähnliche Resultate zu hoffen, wie sie die Verbindung christlichen Glaubenseifers mit deutscher Kampfeslust und Waffenbrüderschaft — jenen Saiten, die im neunten Jahrhundert vorzugsweise erklangen — erzielt hatte. So entstanden die Marienlieder. Noch zu Ende der fränkischen Zeit haben wir als die bedeutendste Erscheinung dieser Poesie das Melker Marienlied in strengem kunstvollen Bau. Als reine Jungfrau, als Mutter des Weltenschöpfers, als zweite

bessere Eva wird Maria gepriesen. Dazwischen schiebt der Dichter in gehäuftem Anruf alle sich überbietende Pracht der biblischen Gleichnisse, welche die Kirche durch so lange Tradition auf Marien gedeutet hatte. So sehr auch das ganze reiche Kleid der Verse von der Zier solch byzantinischer Goldpatronen starrt, im einzelnen zeigt sich doch geschmeidigere Bewegung. Auch wird schon neben der erhabenen Würde der Gottesmutter die Milde und Lieblichkeit der frommen Magd gepriesen: «Du bist ohne Galle gleich der Turteltaube». Als Grundcharakter der Anschauung erscheinen solche Bilder erst später. Einen bedeutenden Schritt weiter in der Mitbeteiligung des Dichters sehen wir im Arnsteiner Marienleich, dem lyrisch und metrisch bewegten Werke einer frommen Frau, die wohl wie Ava als von der Welt zurückgezogene Büßerin im Gefühl ihrer Sündhaftigkeit sich zu der mächtigen Fürsprecherin wandte. Das übrige dieser Literatur steht dagegen zurück; der Zwang der Sequenzenform hindert den freien Fluß der Empfindung.

Einen eigentümlichen Gegensatz zu diesen ausschließlich durch christliches Pathos belebten Dichtungen bilden die verschiedenen nun reich ausgeführten Segenssprüche. 881 Ihr näheres Verhältnis zum Leben ist ihrem poetischen Gehalt zugute gekommen. Oder wo anders fänden wir so sinnliche Anmut als z. B. im Münchner Ausfahrtssegen? «Zu des Herrn Füßen», sagt der Dichter, «habe er heute geschlafen, das Himmelskind, sein Friedensschild, habe ihn aufgeweckt, und so könne er wohl hoffen, daß heute die ganze Natur, Sonne, Mond und der Tagstern ihm hold sein werden; und seiner Feinde Waffen, die müssen billig liegen und schlafen oder so lind sein als meiner Frauen Haar». Kräftig fährt er dann fort: «Mein Haupt sei mir stählen; keine Waffe schneide darein; mein Schwert allein will ich von diesem Segen scheiden: das schneide und beiße alles, das ich es heiße, von meinen Handen und von niemands andern».

Doch von diesen interessanten Literaturfindlingen müssen wir wohl absehen, wenn wir sagen sollen, daß in den hier behandelten Gedichten sich Ansätze finden, die eine Verbindung dieser nach Gestalt und Stil ringenden Epochen mit der höfischen Lyrik des dreizehnten Jahrhunderts wenigstens andeuten. Solche Zeichen der neuen Zeit sind die Marienlieder und besonders der Ausdruck solcher religiöser Empfindungen, in denen der einzelne Mensch sein schwaches Ich in Beziehung setzt zu dem übersinnlichen Ideal, also Sündenklagen u. ä. Faßt man aber auch hinzu die im Südosten nie ganz erloschene Gelegenheitspoesie, die noch sehr epische österreichische Lyrik mit ihren herben, wortkargen und doch so unmittelbaren Weisen, so erhellt daraus, daß vieles noch einwirken mußte, bis der deutsche Mensch, der zaghafte, es wagen durfte, seine — des modernen Menschen — Gefühle, Ansichten, Schicksale kunstmäßig poetischer Darstellung wert zu achten.

Über Gottfried von Straßburg.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 19 (1868), S. 533—563.

Wir kennen das Leben der deutschen Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sehr wenig. Niemand hat ihre Biographien geschrieben; von ihren Schicksalen, ihren Taten und den Motiven, die sie leiteten, erfahren wir selten mehr als was sie uns selbst erzählen. Wie anders in Frankreich und der Provence. — Und doch wird, wer eine Geschichte der moralischen Empfindungen und Gesetze im deutschen Mittelalter schreiben will, vorzüglich auf diese Quellen angewiesen sein. Die Staats- und Kriegsmänner, welche im Vordergrund der Geschichte stehen, die Fürsten und Bischöfe, zeigen nur selten ganz verständliche Gestalten. Nur selten gelingt es durch Vergleichung ihrer Taten und der Vorteile oder

Schädigungen, die ihnen daraus erwuchsen, aus dem wenig Charakteristischen, was sie vielleicht geschrieben hinterließen, aus den Urteilen ihrer feindlich oder freundlich gesinnten Zeitgenossen uns ein Bild des Menschen zu machen, uns Rechenschaft zu geben, ob er wirklich fromm gewesen sei oder bloß kirchlich gesinnt, ob er das Vaterland geliebt habe oder seine Partei, wie er über die Frauen gedacht habe und über Leibeigenschaft, welche Ideale für seine persönliche Glückseligkeit und Würde ihm vorgeschwebt haben und dergleichen; dann vor allem, ob er fähig gewesen seiner Empfindungen sich klar zu werden, eine Lebensanschauung zu gewinnen oder gar eine Formel für dieselbe zu finden. — Über vieles von diesen Dingen können die Werke der Dichter Aufschlüsse geben, ja, wenn sie etwas ausgedehnt sind, müssen sie es.

Was ich über Gottfried gebe, soll demnach eine Charakteristik sein, nicht seiner Kunst — obwohl natürlich manches auch diese beleuchten wird — sondern seiner Person.[1]

Man kann in Gottfried zwei Richtungen unterscheiden, welche die Grenzen seiner Empfänglichkeit wie seines Vermögens bestimmen.

Er war, wie mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, bürgerlicher Abkunft und *rodelarius* in Straßburg, also Schreiber der Stadt oder des Bischofs.[2] Die 534 Unterschrift *Godofredus rodelarius de Argentina* steht auf einer in Straßburg ausgestellten Urkunde vom 18. Juni 1207,

[1] Ich bemerke gleich hier, daß ich mich über das Verhältnis Gottfrieds zu seinen Quellen nur in der Art einlasse, als ich hie und da die Resultate meiner über dieselben an einem andern Orte geführten Untersuchungen verwerte. — Wo ich es nicht besonders angebe, ist die zitierte Gottfriedsche Stelle in der jeweiligen Vorlage, Berox, Thomas oder den durch Eilhart oder den englischen Sir Tristrem repräsentierten Gedichten, nicht enthalten.

[2] Elard H. Meyer, Walther von der Vogelweide identisch mit Walther von Schipfe, S. 5.



durch welche König Philipp dem Markgrafen Azzo von Este die Appellationsinstanz in der Mark Verona auf Lebenszeit überträgt.[3] Zwei Jahre vorher war Straßburg unter den unmittelbaren Schutz des Kaisers und Reiches gestellt worden.

Mag Gottfried nun die Verträge des Bischofs aufgesetzt oder an den inneren und äußeren Geschäften der Stadt einflußreichen Anteil genommen haben, immer waren seine Beschäftigungen und sonach die täglichen Empfindungen und Gedanken, die sie ihm erzeugten, wesentlich verschieden von dem unruhigen Hof- und Parteigängerleben der adeligen Dichter, welche arm oder anspruchsvoll in dem Getümmel der großen Ereignisse, des Kampfs der weltlichen und religiösen Interessen, nicht nur Ansehen und Genuß erwerben oder behaupten mußten, sondern auch mit ihrer Person und was wir Ehre nennen würden, ihrer Partei zu zahlen hatten. — Die politische Rolle Walthers von der Vogelweide war keine ehrenvolle[4], Ulrich von Liechtenstein ganz und gar gewissenlos.[5] Man wandte sich dem augenblicklichen Erfolge zu und fand sich höchstens mit seinem Gewissen durch allgemeinen Patriotismus ab. Gelitten hat keiner besonders für seinen Herrn oder seine Überzeugung. Wie hätten sie also Anlaß finden sollen, den Personen ihrer Dichtungen politische Meinungen oder Leidenschaften anzudichten.

Eher konnte dies Gottfried. Die verantwortliche Arbeit, die Einsicht in Staatsgeschäfte, die materielle Unabhängigkeit, vielleicht die Lektüre der Alten, wenn er außer Ovid noch einen oder den andern lateinischen Dichter las, mochten politischer Gesinnung unter seinen Lebensidealen einen Platz angewiesen haben. — Daß er von einem Mann ganze Teilnahme für das Wohl des Vaterlandes fordere, sieht man deutlich aus seinem Ge-

---

[3] Lünig Codex Ital. diplom. I, 1555; Pertz Script. XVII, 90; Böhmer Regesten zu 1207.

[4] W. Wilmanns, Haupt. ZS. XIII, 253.

[5] O. Lorenz, Deutsche Geschichte I, 76.

dicht. Tristans feurige Vaterlandsliebe wird oft betont. Er ist empört darüber, daß England und Cornwall das schimpfliche Verhältnis zu Irland ertragen, da sie doch die Macht haben es abzuschütteln, 158, 24ff. 176, 8, und als er im Kampfe mit Morold verwundet wird, beklagen ihn die Untertanen Markes, weil es in ihrem Dienste geschehen sei, 186, 31: anderseits zeigt sich die Schwäche des guten Königs Marke auch in seiner politischen Schwunglosigkeit; er hätte lieber immer seine Landeskinder als Tribut nach Irland geschickt, als das Leben seines Neffen zu wagen, 165, 7ff., und als der Irländer 535 Gandin die Königin wegführt, erträgt er lieber seinen und des Landes Schimpf, als daß er den Kampf mit dem Fremden wagte, 333, 9ff.

Hier gleich eine Bemerkung, die für vieles Folgende gilt. Nicht daß Marke beidemale den Kampf vermied, ist charakteristisch — das stand so in der Vorlage —, aber daß Gottfried ausdrücklich erklärt, der Schimpf sei dem Könige lieber gewesen als die Gefahr.

Aber auch Frauen schienen dem Dichter Teilnahme an den Geschicken des Vaterlandes schicklicherweise nicht entbehren zu können. Blanscheflur klagt 39, 7ff., daß durch ihren Fehltritt zwei Länder in Schande geraten, und Isolden werden politische Reflexionen in den Mund gelegt, 354, 39ff., und andeutungsweise 344, 19. Die dieser letzten Stelle und 39, 7 entsprechende Darstellung in dem Gottfrieds Vorlage repräsentierenden Sir Tristrem hat nichts Ähnliches; 354, 39ff. gehört einer Episode an, die nicht im Sir Tristrem vertreten ist.

Sehr wohl verträgt sich mit dieser patriotischen Gesinnung ein gewisses unritterliches Gefühl für bloße Zweckmäßigkeit in politischem und sozialem Handeln. Dem Unerreichbaren und Unnützen, auch wenn es heroisch schimmert, wird leicht entsagt, übergroße Empfindlichkeit und Feinfühligkeit für persönliche Ehre geradezu verspottet. Bei Riwalin nämlich, 8, 32: der wollte immer *übel mit übele gelten*, *kraft erzeigen wider kraft*; aber man

könne einmal nicht alles *mit Karles lôte gelten*, müsse manches sich gefallen lassen, wolle man größeren Schaden vermeiden; daß selbst große Herren *vertragen* können, lobt Gottfried ausdrücklich, 8, 29; ebenso daß Rual, als er sah, daß nach seines Herrn Tode nichts mehr auszurichten sei, flüchtete und sich Morgan unterwarf, 48, 29. Es ist also nach ihm besser, das Leben für seine Freunde zu sparen, als es nutzlos zu opfern.

Ja er geht weiter. Er mag als Bürgerlicher oder in seiner amtlichen Stellung Gelegenheit gehabt haben, die Schädlichkeit einfach ritterlicher Auffassung sozialer und politischer Verhältnisse zu erproben. Natürlich konnte ein Bürger und Beamter das eher als wieder ein Ritter. Denn er zeigt in der Tat Spuren der Feindseligkeit gegen die Institution des Adels. Eine leise Anspielung nur wäre Folgendes. Brangäne fragt 271, 15, ob Kurvenal *ritter oder kneht* sei. *Vrouwe, swâ für irn geseht,* antwortet Tristan; er ist beides, Ritter und Diener; aber glaubet mir, nie hat die Sonne einen bessern Mann beschienen. — Dann die Soldaten des irischen Marschalls, *die selben wîzenære die leiden mortræten*, hatten manchen Mord *mit unschulden* begangen, *ir hêrren ze hulden* 220, 30ff.; ein *roupher* nennt er sie ferner. Das heißt doch: diese Männer hatten für ihre Taten keinen inneren Grund, der die Tötung eines andern als Kompensation für erlittenes Unrecht erscheinen ließe; sie taten es nur um ihres Herrn Gunst zu erwer- 536 ben. Nun schilt Gottfried sie aber Henkersknechte, Mörder, eine Räuberbande (vgl. 191, 28, wo *roupher* Seeräuber bezeichnet), findet also, daß sie durch die Pflichten gegen ihren Herrn nicht von persönlicher Verantwortlichkeit losgesprochen sind. — Dem Herrn blindlings im Kriege zu dienen, ohne Rücksicht auf die Gerechtigkeit seiner Sache, ist aber eine der ersten Forderungen, welche die ritterliche Gesellschaft an den einzelnen stellt. Dies Verhältnis ist auf den Marschall und seine vielleicht geworbenen und besoldeten Truppen übertragen.[6]

[6] Ich halte meine Auffassung der Phrase *mit unschulden*

Dabei kann Gottfried ja noch immer die reine Hingebung eines selbstlosen Mannes an seinen Herrn warm empfunden haben, wie er ja Rual mit Liebe schildert.

Deutlicher wird Gottfried an einer andern Stelle. Tristan hat Morold ein ritterliches Auskunftsmittel für ihren Rechtsstreit vorgeschlagen, nämlich Zweikampf oder Krieg, und rechtfertigt das so, 162, 25: Man hat uns oft vorgesagt, wider Gewalt gehöre Gewalt, wider Kraft Kraft — man erinnert sich beinahe derselben Worte, mit welchen Riwalins unvernünftige Ritterlichkeit war verspottet worden —; *sît man mit ritterschefte*, fährt er fort, *lant und reht sol swachen, hêrren ze schalken machen und daz ein billich wesen sol, so getrûwen wir des gote wol, daz unser aller swacheit noch werde wider hin ziu geleit.* Gottfrieds Gedanke ist klarer herausgearbeitet: da ritterliche Kühnheit selbst in unbilliger Sache auf Billigung rechnen kann, um wieviel mehr wird dieselbe ritterliche Kühnheit, welche er selbst nun zeigen will, wenn sie einer gerechten Sache dient, Aussicht auf den Beifall Gottes und demnach auch auf Sieg haben. — Die Worte Isoldens 252, 15 ff., daß es ein Fehler in der Weltordnung sei, wenn der Treffliche, wie z. B. dieser Tantris, nicht auch eine hohe Stellung in der Welt habe, König oder Herzog sei, während doch so manche Würde schlecht vertreten sei, ist vielleicht aus dem französischen Original, obwohl es Sir Tristrem II, 39 nur heißt ‘Ach daß du kein Ritter bist’!

für natürlicher als die W. Müllersche Erklärung, ein Mord, den der Ermordete nicht verdient hat, WB. II, 2, 186 b, Z. 44. Denn einmal ist ein Mord nie verdient — und wenn man sich auch daran nicht stoßen wollte und die Phrase auffaßte wie unser ‘unschuldig ermorden’, so wäre das *ir hêrren ze hulden* beinahe müßig, oder fände wenigstens keinen Gegensatz in *mit unschulden.* Die Stelle 372, 4 *lügenære, die iuch mit mir sus hânt bedâht und uns undürften habent brâht ûz mînes hêrren hulden mit michelen unschulden: daz got vil wol erkennen sol* ist doch verschieden; denn hier ist die Person genannt, *uns*, auf die sich das *mit unschulden* bezieht. [Parzival 737, 24; doch s. Nib. 812, 4; 1335, 2; Klage 246 (Lachm.), 462 (C Holtzmann); Lanzelet 1592 *wær er mit unschulde erslagen* ‘si occideretur innocens’.]

Dazu können ironische Bemerkungen über das ritterliche Hofleben gezogen werden: der Rat Brangänens, den Mantel nach dem Winde zu kehren, 262, 32f., das ironische Lob der wohldienerischen Höflinge, 443, 39: *si rieten* 537 *als die wîsen tuont, dâ nâch als im daz herze stuont und als er selbe wolde;* — dann die knausernde Freigebigkeit bei Hofe, 279, 31ff.

Anderes würde ich in noch nähere Beziehung zu Gottfrieds Lebensstellung zu bringen nicht für überkühn halten: eine gewisse Ader juristischer Dialektik. — Marke hat die vertragsmäßige Verpflichtung, jährlich einen Zins von 30 Knaben nach Irland zu schicken. Als nun Tristan erfährt, daß Morold angekommen sei, um diesen Zins einzufordern, schilt er Markes Feigherzigkeit und schlägt vor einen Mann zu bestimmen, der mit Morold kämpfe, 153, 29ff. bis 155, 20; von dem Ausgange des Kampfes solle die Zahlung des Zinses abhängen. Morold macht darauf aufmerksam, daß Cornwall dadurch seinen Eid breche, wenn es die Ansprüche, welche Irland erworben, nun wieder dem Zufall eines Zweikampfes unterstelle, 160, 39ff. Darauf Tristan: keineswegs, denn eine Bestimmung des Vertrages sagt, daß der Zins nur dann zu zahlen sei, wenn Cornwall weder durch Zweikampf noch in der Feldschlacht seine Rechte zu behaupten gesonnen sei. Von diesem Vorteil, den ihnen der Vertrag biete, wollten sie nun Gebrauch machen. Alles das in reichlicher, logisch pointierter Rede, 161, 5ff. Hier wie in einer ähnlichen Szene, der Schlußverhandlung mit dem Truchsessen, scheint die Ausführung ganz Gottfrieds Eigentum. Im englischen Gedicht ist es Marke, der im Conseil sein Recht verteidigt; Tristan leiht ihm nur seinen Arm. — Der Fall ist um so bemerkenswerter, als in dem ähnlichen vom Truchsessen und dann im Handel Markes mit Gandin den beteiligten Personen weit weniger juristisches Gewissen beigelegt wird. Isoldens Mutter will ohne Rücksicht auf die Berechtigung der vom Truchsessen erworbenen Ansprüche Mittel finden, ihm ihre Tochter vorzuenthalten,

234, 1: *sweder ez mit der wârheit od aber mit lüge ist ûf geleit, wir suln ez doch wol undervarn**, und Gandin findet es 332, 27ff. ganz natürlich, daß Marke mit dem Schwerte beweisen wolle nicht versprochen zu haben, also abzuleugnen, was der ganze Hof gehört hat. Sein Ideal Tristan aber, scheint es, wollte der Dichter nicht nach gewöhnlicher Rittermoral handeln lassen. [Vgl. 338, 7ff.].

Daneben bemerken wir auch in unjuristischen Dingen eine gewisse, sonst nicht häufige Spitzfindigkeit. Distinktionen z. B. — Tristan teilt sich unter seine zwei Väter, Rual und Marke. Wie kann er sich teilen, da er doch eine Einheit ist? Das erklärt uns Gottfried 144, 18ff.: Tristan gibt Rualen sein *guot*, Marke seinen *lîp*. Denn jeder Mensch besteht aus diesen zwei Dingen, die allerdings nicht geschieden werden können, ohne nicht nur den Menschen, sondern auch sich selbst zu zerstören. Denn scheidet der *lîp* vom *guot*, so ist der Mensch arm; aus *guot* ist also *armuot* geworden, und der *lîp* verfällt wegen Mangels an Pflege. [Vgl. 114, 26ff.] — Oder *wille* und *gewisser wille*, 412, 17—413, 12; wenn die Liebenden nicht Gelegenheit finden allein zu sein, so sollen sie sich 538 durch liebende Sehnsucht *(wille)* trösten, aber sich hüten vor Begierde *(gewisser wille)*; denn diese ist eine Qual für den, welchem Zeit und Umstände es nicht erlauben, sie zu befriedigen.[7] — Oder der Truchseß beklagt sich

* [Nicht in Sir Tristrem.]

[7] Die Stelle ist schwierig. *Wille* ist, wie die Apposition 412, 21 *der trôst und der gedinge wie man daz vollebringe, dar an daz herze danne lît* zeigt, hier keineswegs nur die freundliche Gesinnung der Liebenden zu einander, sondern verlangende Hoffnung auf Genuß, also nahe verwandt dem *gedinge*, — s. Walther 92, 7 *doch tuot mir der gedinge wol der wîle* und was Müller WB. I, 339b anführt — und nach Tr. 412, 20. 413, 10ff. auch ohne *state* ein angenehmer Zustand; demnach sehr verschieden von dem *gewissen*, d. i. 'wirklichen' *willen*, der den Liebenden quält, wenn er die *state* nicht hat. Letzteres ist auf die Tat gerichtet und entspricht demnach unserm neudeutschen Worte. [Falsch? s. Paul, Germ. 17, 403].

248, 32ff.: Ihr Weiber wißt nicht, was ihr tut: dem, der euch verschmäht, werft ihr euch an den Hals; den Treuen, den Ergebenen, weist ihr verächtlich zurück. Scharf retorquiert ihm die Königin 249, 38ff.: Nun, warum maßest du dir dann Frauensitte an und belästigst uns mit deiner Liebe, die wir dich nicht leiden können?

Nicht unerwartet bei Gottfrieds Stande möchte ich finden seine genaue Tatsächlichkeit, wo es sich um Dinge des wirklichen Lebens handelt. Wie ein gelehrter Jäger, noch umständlicher als der Verfasser des Sir Tristrem, erzählt er uns die Geheimnisse der *curîe* und *furkîe* 73, 3 ff; ebenso schenkt er uns kein strategisches Detail in den Kriegen zwischen Tristan und Morgan, dem Herzoge von Arundel und seinen Nachbarn. Das mochte er wohl aus der Chronik entnommen haben, die er mitbenutzte. Daß er aber angemessen fand, sich daraus Beschreibungen von Manövern, Belagerungen, Hinterhalten zu holen, während er sie ebensogut weglassen konnte, ohne dadurch der Verständlichkeit seines Berichts Eintrag zu tun, ist charakteristisch.

Ebenso Gottfrieds Lebensstellung entsprechend, wenn auch nicht von ihr abzuleiten, sind die Stellen, in welchen er den Empfindungen der herrschenden Moral und Religiösität Ausdruck gibt. 319, 37: Isolde, die Brangänen will ermorden lassen, fürchtet *laster unde spot mêre danne got;* Morold, heißt es 182, 30, *lac billîchen tôt: der was niwan an sîner kraft und niht an gote gemuothaft;* dazu Anspielungen auf Eheglück, 356, 29 ff., allerdings ein erlogenes; und 288, 4 wollte die Königin durch den Liebestrank die unzerstörbare Gemeinsamkeit in Freud und Leid doch den Brautleuten zuwenden; freilich mißglückte es. — Eigentümlich ist, daß Gottfried hohen Wert auf die kirchliche Einsegnung der Ehe zu legen schien: 42, 28 Rual rät Riwalin: *dâ nemet si offenlîche vor mâgen unt vor mannen z'ê, und râte iu zwâre daz ir ê ze kirchen* 539 *ir geruochet jehen, da ez phaffen unde leien sehen, der ê nâch kristenlîchem site: dâ sæleget ir iuch selben mite und*

wizzet wærlîchen daz, iwer dinc sol iemer deste baz ze êren unt ze guote ergân. — Ohne viel Wichtigkeit daran zu knüpfen, erwähnen übrigens beinahe alle höfischen Dichter, daß die Eheleute auch durch den Priester zusammengegeben wurden; Hartmann im Erek und Iwein, Wirnt, Konrad von Würzburg, Fleck, Heinrich von Freiberg und Heinrich vom Türlein, der Pleier, der Verfasser des Lohengrin; — Wolfram allerdings nicht 99, 39 ff. 201, 19.[8]

Doch der Gegensatz zwischen Gottfried und den adeligen Dichtern liegt vor allem in der literarischen Bildung. Gottfried hatte offenbar eine gelehrte Erziehung erhalten. Sein Amt erforderte es zu einem gewissen Grade und, daß er denselben überschritten habe, läßt sich wahrscheinlich machen. — Er konnte lateinisch, 5, 39, und, was mehr ist, so vertraut und liebevoll wie er spricht kein deutscher Dichter des XIII. Jahrhunderts von antiker Poesie — auch Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems nicht, welche die Alten doch so stark benutzt haben, noch weniger Albrecht von Halberstadt —; und gerade dort tut es Gottfried, wo er vollkommen selbständig ist, in der literarischen Stelle, wo er durch nichts auf Orpheus, die Camenen, den Helikon geführt werden konnte, als durch die Gewalt, welche diese tönenden Namen auf seine Sinne und seine Phantasie übten, durch den hervorragenden Platz, den sie unter seinen dichterischen Idealen einnahmen.[9] Seine Selbständigkeit zeigen auch seine mythologischen Schnitzer.

---

[8] S. die reiche Stellensammlung bei Friedberg, Das Recht zur Eheschließung.

[9] Ob Gottfried einen andern klassischen Autor als Ovid gelesen habe, kann zweifelhaft bleiben. Die von Bartsch in seinem 'Ovid im Mittelalter' gesammelten Stellen zeigen, daß Gottfried die Heroidenbriefe und die Verwandlungen kannte. Doch sind dort mehrere Stellen angeführt, die nichts als einen Namen gemein haben. Metam. 2, 113 und öfters Aurora = Tr. 208, 32; Met. 4, 171 Vulcan = Tr. 125, 12. 126, 12; Met. 5, 262 Pegasus = Tr. 120, 11; Met. 5, 555 Sirenen = Tr. 204, 13. Auch Tyntarides 208, 33, die Camenen 123, 31, Kassander 125, 30, Myzêne 208, 40,

540 Die eine Stelle ist 123, 22 ff. Gottfried scheint an seiner Aufgabe zu verzagen: da will er tun, was er noch nie getan. «Mit Worten und Gebärden will ich senden meine Bitte hin zum Helikon, dem neunfachen Throne, von dem die Quellen rauschen und die Gaben fließen des Wortes und der Gedanken. Der Herr und seine Damen, Apollo und die Camenen, die neun Sirenen, welche die Gaben an ihrem Hofe verteilen, wie es ihrer Gnade wohlgefällt, die geben von der Quelle ihres Geistes so reichlich manchem Manne, daß sie einen Tropfen desselben mit Fug mir nicht versagen können.» — Und wäre der Tropfen auch noch so klein, fährt er fort, er müßte meine Zunge durchdringen und meine Gedanken und sie in der Schale musischen Geistes befeuchten. — Und ferner: die Gottesgaben des Helikon, des obersten Thrones, von dem die Worte entspringen, die dem Ohre schön ertönen und dem Herzen freundlich lächeln, welche die Sprache durchsichtig machen wie einen Edelstein, die wollen meine bittende Stimme erhören.

Ohne Mühe waren klassische Kenntnisse für einen Laien wenigstens in Deutschland nicht zu erlangen. Es ist natürlich, daß Gottfried, der seine Bildung abseits von der allgemeinen Heerstraße gelehrter Studien, der Theologie, erlangt hat, wie Autodidakten pflegen, ein be-

---

die Sirenen 123, 32. 204, 13, der Zitherôn 122, 8, der Elicôn 123, 25 sind gewiß nicht aus Ovid, eher, worauf außer einigen Ungenauigkeiten auch die Schreibung der Namen führt, aus dem Französischen. — Gottfried hat aber auch die Remedia amoris gelesen; ob lateinisch oder in Crestiens Übersetzung? [Bei Jacques d'Amiens nichts.] 487, 32—488, 30 = Rem. 441—452. Ich setze nur das Entscheidende her. Gottfried: *ich hân doch dicke daz gelesen und weiz wol daz ein trûtschaft benimt der andern ir kraft* = Ovid *alterius vires subtrahit alter amor*; G. das Beispiel vom Rhein, den man durch Ableitung und Teilung ganz klein machen könnte = O. *grandia per multos tenuantur flumina rivos*; G. das Beispiel vom zerteilten Brande = O. *saevaque diducto stipite flamma perit.* Ob Hartmanns Polemik, zweites Büchlein 510, *daz si dâ habent für wârheit, daz ist ein snîdende lüge: si jehent daz man liebes müge mit liebe vergezzen* auf Ovid oder Crestien geht?

sonderes Gewicht auf seinen seltenen Besitz legte, und anderseits auch, daß ihm ein geschriebenes Buch noch mehr imponierte als einem Gelehrten von Fach. Ein selbstgefällig pedantischer Tik ist nicht zu verkennen, ebenso wie eine unfreie Achtung vor literarischen Autoritäten. *Deist wâr, wan daz hân ich gelesen*, sagt er mit voller Überzeugung, 449, 22. Er verfolgte allerdings neben den auf Tröstung unglücklich Liebender gerichteten Absichten auch den Plan, die wahre beglaubigte Geschichte Tristans zu schreiben, und es ist eine lächerliche Kleinigkeit, in welcher er sich nach eigener Angabe von seiner Quelle abzugehen erlaubt, 173, 40: die Vorlage sage zwar, Tristan und Morold hätten im Zweikampf gestritten, er aber zeigt allegorisch, daß auf beiden Seiten vier Kämpfer waren. Das Tatsächliche ist durchaus gegeben, kann also für Gottfried weder Lob noch Tadel begründen.

Doch auch Spuren wirklich wissenschaftlichen Sinnes. Die Methode, deren er sich bediente, um des authentischen Textes für den Tristanroman habhaft zu werden, ist unverwerflich. Er hatte sich die Überzeugung verschafft, daß eine Historia regum Britanniae von Thomas auf glaubwürdigen Grundlagen, Einzelbiographien britischer Könige beruhe. Die Chronik des Thomas nahm er also zur Richtschnur für seine weiteren Forschungen und bemaß den Wert jeder lateinischen oder französischen Bearbeitung des Romans nach der größeren oder geringeren Nähe, in welcher diese Darstellung zu der entsprechenden Partie im Werke des Thomas stand; 5, 26 ff. Je größer aber Gottfrieds Interesse an der wahren Sage war, desto leichter verfiel er in den Irrtum, dieselbe Teilnahme auch bei 541 seinen Lesern vorauszusetzen. Im allgemeinen wollte wohl jeder Dichter des Mittelalters, daß sein Bericht für wahr gelte. Aber Gottfried stellt in einzelnen Punkten seine Erzählung anderen Formulierungen gegenüber. Ob die Geschichte von Isoldens Haar und der Schwalbe, 217, 7 ff., von Melots Astrologie, 358, 10 ff., durch die authentische Quelle beglaubigt sei, wird niemand zu wissen

verlangt haben. Dem Dichter schien es wichtig. — Tatsachen, die für das psychologische Interesse, das wir an den Hauptpersonen des Gedichtes nehmen, ganz gleichgültig sind, werden umständlich sichergestellt. Viele meinen, sagt er 10, 4, Riwalin sei ein Lohnoiser gewesen, König des Landes Lohnois, Thomas aber, der es in den Landeschroniken gelesen hat, versichert uns, daß er von Parmenie war und ein besonderes Land von einem bretonischen Herzoge zu Lehen trug. — Dann der antiquarische Kram von irischer Urgeschichte, 149, 4 ff. 419, 15 ff.; — wohl aus der Chronik.

Kindisch sogar scheint die wohlgefällige Ausführlichkeit, mit welcher Isolde ihre Buchstabenweisheit und ihren Scharfsinn durch Versetzung der Silben in Tantris — Tristan bekundet, 267, 4 ff. und schon früher 254, 32 ff. Ähnliche Gelehrsamkeit auch 362, 31 ff. und die Etymologie des Namens Tristan 51, 31; das *l'ameir* und *la meir* 301, 32 ff. ist wohl nicht von ihm. Gautier d'Arras z. B. hat das ähnliche Spiel *l'amor* und *la mor*, Éracles 396, 4 ff. [Remedes d'amours 147 f. *ke miex deust iestre apielee amertume c'amors noumee.*]

Auch die Formen, unter denen Gottfried Poesie kennen lernte, waren für seinen Geschmack oft bestimmender als wir gutheißen möchten. — Daß nach der letzten Entdeckung, als Marke die Liebenden im Bette gefunden hatte, diese sich noch Zeit zu langen Abschiedsreden nehmen, ist unglaublich, 458, 24 — 461, 12; müßig ist auch die lange arienhafte Klage, die Isoldens Herz dem fortsegelnden Freunde nachruft, 464, 17 ff. Beide Stücke sind an und für sich wahre Perlen inniger und leidenschaftlicher Beredsamkeit, an ihrer Stelle aber mehr aus literarischer Tradition denn aus der Lage der Dinge selbst entsprungen.[10] — Dann die Allegorie, von der Gottfried wahrhaft Mißbrauch macht. Und je treffender sie ist,

[10] Die Veranlassung zu Isoldens Klage scheint Gottfried aus einer späteren passenderen Stelle Thomas' genommen zu haben.

desto frostiger wirkt sie. Das Waldleben wird geradezu verdorben durch die allegorische Minnengrotte 425, 9 ff.; man verkennt auch nicht die Selbstgefälligkeit des Gelehrten im Eingange *nune sol iuch niht verdriezen irn lât iu daz entsliezen* usw.; ebenso Tristans Gefährten im Kampf mit Morold, nämlich Gott, Recht, williger Sinn, 173, 32 ff.; gegen das Original, vielleicht veranlaßt durch die Kleider Tristans bei seiner Schwertleite, Mut, Gut, Verstand und 542 höfischer Sinn, 116, 3 ff., welche schon die französische Vorlage bot.

Dazu stimmt wohl eine gewisse aufgeklärte Gesinnung, die auf die Produkte der bloß spielenden Phantasie mit einiger Verachtung herabsieht, die Abwehrung märchenhafter Züge in der Tristansage. Gottfried erwähnt jener Gestalt derselben, nach welcher Tristan ohne Ziel ins Meer hinaussteuert und zufällig nach Irland kömmt, 217, 22 ff. Da wären doch Tristan und seine Begleiter und der König, der es geschehen ließ, rechte Dummköpfe gewesen. Oder wie kam, frägt er in der vorher erwähnten Stelle, die Schwalbe, welche Isoldens Haar nach Cornwall getragen haben sollte, dazu, ihr Baumaterial in solcher Entfernung suchen zu müssen: sie führte bei Gott ein mühseliges Leben. Schade um Pergament und Tinte, schließt er, wenn sie zur Aufzeichnung solcher Possen dienen sollen.

Im ganzen und großen muß aber Gottfrieds Bildung für die Befreiung seines Geistes vorteilhaft gewesen sein. Gerade weil er sehr viel gelesen hatte, konnte es ihm bedenklich scheinen, Dinge, die schon so oft und zum Teil vorzüglich waren behandelt worden, noch einmal vorzutragen, Fest- und Waffenbeschreibungen z. B. Anderseits aber konnte auch dieselbe häufige Lektüre ihm eine Verachtung dieser doch immer leer und kalt lassenden Stoffe eingeflößt haben; denn diese Gesinnung ist es, welche die Worte 128, 16 verraten: das sollen die Knappen erzählen, welche nach dem Turniere die Lanzensplitter auflesen; s. auch 116, 29 ff. 122, 27 ff. 164, 28 ff.

Ja auch in der Sprache und Metrik unseres Dichters können wir Analogien finden zu dem bewußt gelehrten Zuge in seiner Person. Die Färbung seines heimatlichen Dialektes, des elsässischen, weicht nur wenig ab von dem allgemein alemannischen. Die Neigung zur Synkope und Apokope der stummen und tonlosen *e* ist der Sprache des Elsaß wie der Schweiz und Schwabens gemeinsam.[11] Wenn wir nun sehen, wie Hartmann sich dieser Neigung bedient und darnach dieselben Worte in seinen Versen bald zwei- bald dreisilbig verwendet, Gottfried aber nie ein *sprecht ir*, *wurdn ab*, geschweige denn *bereit sich* sich erlaubt,[12] so mag das wohl auf dem Bestreben beruhen, jeder Silbe des Wortes gebührende Rechnung zu tragen.[13] Auf eine ähnliche Empfindung mag zurückweisen, wenn wir sehen, wie Gottfried die Senkungen um soviel häufiger 543 setzt als Hartmann, ja sie zwischen zwei Wörtern beinahe nur ausläßt bei Interpunktion oder durch den Sinn gebotenem engen Anschluß der ersten Hebung an die zweite. Also *er spräch: gót* oder *dár óbe*, *gewís sín*. Es ist das Durchbrechen des iambischen Prinzips, das dann eine größere Ausdehnung der schwebenden Betonung zur Folge hat — *géprüvíeren, géparríeret*[14] und die höchst auffallenden *strichén*, *giengén*, *sînér* in Versmitte; ja auch *zé Británje, zé Brangænen.* Diesem Sinn für Gesetzmäßigkeit entsprechen auch die außerordentlich genauen Reime und die durchweg dreihebigen klingenden Verse.

Die andere Seite von Gottfrieds Natur ist die ungemeine Empfänglichkeit für die Welt der Schönheit, des

---

[11] K. Weinhold, Alemannische Grammatik S. 93. 21. 75.

[12] Nur die bekannten schwachen Verba mit langem Vokal vor *j*, *w*, wie *mæn*, *sæn* 308, 1 f., *gevröun* 411, 21 (Gr. 1², 968) zeigen Synkope des flexivischen *e*. Synkope des *ge-* findet statt vor *n*, *l*, *w*, *s* und zweimal vor *t* in *getân* 191, 14; 454, 14; ohne Variante bei Maßmann.

[13] Vgl. Pfeiffer, Germania III, 72; die daselbst angeführten Verse machen bei Beobachtung Gottfriedischer Manier keine Schwierigkeit. [Grimm, Grammatik 1², 1013.]

[14] Vgl. Pfeiffer, Germania XI, 447.

Genusses und vor allem der Liebe, als des menschlichsten Genusses, der alle Kräfte gleich beschäftigt, den Sinnen genügt und den feinsten Regungen der Seele oder vielmehr jenen, welche ohne den gesunden, schönen Menschenkörper nicht oder nur verkümmert zum Ausdruck kommen.

Und hieher selbst, zu Gottfrieds Begriff von der Liebe, möchte ich einen Faden ziehen aus der bürgerlichen Lebensstellung unseres Dichters. — Die Provenzalen haben als Bedingung zu einem wohleingerichteten Liebesverhältnisse verlangt, daß die Frau ihrer sozialen Rangstufe nach über dem Manne stehe; sie leiteten das aus dem Geist der Freiheit und Gleichheit ab, der ihr ganzes Liebessystem durchdringt. Freiheit: denn wo, wie in der Ehe, Vertragspflichten den Mann und die Frau binden, hat keine Gunst, selbst die höchste nicht, Liebeswert; sogar Liebende, die sich heiraten, scheiden eben dadurch aus der Zahl der Liebenden; — Gleichheit: denn auch eine höhere Stellung des Mannes beeinträchtigt die volle Freiheit der Geliebten; sie wird dem Range des Liebhabers zuliebe vielleicht manches tun, was sie sonst unterlassen hätte. Diese Ansicht von der Freiheit der Liebe galt auch für Nordfrankreich. Und obwohl man daselbst über den Unterschied der Stände schwieriger war als im Süden, so gab doch Andreas Capellanus in seinen zu Ende des XII. Jahrhunderts geschriebenen Erotika Verhaltungsregeln für einen Plebejer, der die Liebe einer vornehmen Dame zu gewinnen hofft. Denn auch eine Gräfin oder Marquise oder selbst eine noch größere Dame könne für besonderes Verdienst eine Ausnahme machen von der allgemeinen Regel, die keine großen Unterschiede in der sozialen Stellung beider Liebenden verlange. Gottfried nun als Bürgerlicher liebte jedenfalls nur eine Dame, die im Rang bedeutend über ihm stand, — da an bürgerliche Frauen nicht zu denken ist —: ein Verhältnis also, welches bei den Schwierigkeiten, die ihm in Deutschland wie in Frankreich entgegenstanden, geeignet war, eine ganz be- 544

sondere Originalität, Energie oder Innigkeit der Empfindung in dem Manne hervorzurufen.

Von Gottfried, dem Plebejer und gelehrten Stadtbeamten, können wir erwarten, daß er die Liebe von einigen neuen Seiten betrachten, vor allem mehr gemütlich von ihr sich würde haben ergreifen lassen, als ein banaler Junker, dem eine Dame zu einer notwendigen unerläßlichen Ausfüllung seiner ritterlichen Existenz gehörte, wie feine Küche, reiche Kleider, gute Pferde und ein schönes Helmzimier. Ulrich von Liechtenstein nennt alles das zusammen unter seinen Idealen, im Frauendienst 587, 1. Für die Ritter war die Liebe, mochte sie hie und da ein deutsches Leben auch wirklich tüchtig durchwühlt und erschüttert haben, doch größtenteils ein durch konventionellen Brauch gefordertes Verhältnis.

In Deutschland mußte es im XIII. Jahrhundert wirklich etwas Außerordentliches gewesen sein, wenn ein bürgerlicher und nicht geistlicher Dichter seine Liebe, Wünsche und Hoffnungen auf eine adelige Dame richtete. Denn die aus Reichtum, Ansehen und Bildung entspringenden feineren moralischen Gefühle waren gerade von der Geistlichkeit auf die Ritter übergegangen und es sollte noch lange dauern, bis der deutsche Bürgerstand diesen Besitz mit dem Adel zu teilen begann. Denn wenn Thomasin, V. 1589 ff., wie oben Andreas einer Frau im allgemeinen rät, sich in der Liebe an *ir genôzen* zu halten und davon nur bei besonderen Verdiensten des Liebhabers abzugehen, so geht das kaum auf Bürgerliche. — Das Singuläre seiner Lage mußte die Empfindungen und Fähigkeiten Gottfrieds steigern.

Und in der Tat, in der großen, zum Teil hochadeligen Gesellschaft der deutschen Minnesänger sehen wir kaum einen, dessen Seele so mit allen Poren die Eindrücke ritterlicher Liebe aufsaugt, als den bürgerlichen Gottfried.

Daß die Liebe alle guten Eigenschaften des Menschen entwickle, ist ein Fundamentalsatz der mittelalterlichen

Liebesdoktrin. Im Französischen kennt man die vielen Novellen, welche zeigen sollen, was die Liebe aus dem brutalsten einfältigsten Gesellen machen könne.* Und wie leicht die deutschen Dichter sich in unglücklicher Liebe mit der sittlichen Vervollkommnung trösten, die sie dadurch erlangen, wissen wir aus Hartmann, Walther und vor allen aus Reimar.** Und auch Gottfried erwähnt den veredelnden Einfluß der Frauenliebe; auch Isolde glaubt, daß der Truchseß aus Liebe zu ihr vielleicht noch ein tüchtiger Mann geworden wäre, 292, 25 ff. — Er geht aber weiter, er erklärt geradezu, *liebe ist ein alsô sælec dinc, ein alsô sælecl̂ich gerinc, daz niemen âne ir lêre noch tugende hât noch êre,* 6, 27 ff. Walther hat etwas ganz Ähnliches 81, 35: *unde enkan doch nieman âne sie der gotes hulden niht gewinnen . . . si kam in valschez herze nie* und 82, 9: *minn ist ze himel sô gefüege, daz ich si dar geleites bite.* Nun ist aber der Ausdruck eine übertriebene 545 Phrase; — den frommen Priestern z. B. kann Walther doch nicht Gottes Huld absprechen. — Daß Gottfrieds Worte aber in engem Zusammenhang mit seinen Prinzipien stehen und ganz wörtlich zu verstehen sind, werden wir später sehen.

Hören wir nun aus verschiedenen hier vereinten Betrachtungen, was Gottfried von der Liebe denkt. Seine Ansicht ist ungefähr die: O ihr unglückseligen Menschenkinder, was plagt und grämt ihr euch doch ab mit all den elenden, unwürdigen Sorgen eurer bedürftigen Menschlichkeit, da ihr doch alle lieben könntet und dann mit einem Schlage jeder Not überhoben wäret. Feiglinge seid ihr; wegen des bißchen Leides, das von Liebe unzertrennlich, das nur ein Zeichen ihres sittlichen Wertes ist, weicht ihr scheu vor eurem Glücke zurück. Ich weiß allerdings, daß viele unter euch nach Liebe suchen; aber unter diesen wie wenige gibt es, die recht zu lieben verstehen, welche nicht die Empfindung, die ihnen das

* [Auch im Nationalepos: Rennewart.]
** [Wilmanns zu Walther 68, 13; Fleck 7945.]

höchste irdische Glück gewähren könnte, zerstören durch oberflächliche Tändeleien oder schimpfliche gekaufte Lüste, und so die Liebe bis auf den Namen herabgewürdigt haben. Die Toren! nachdem sie so die Liebe durch Falschheit oder Kauf getötet, müssen sie eben ein liebe- und glückloses Leben bis zu ihrem Tode führen. — Man sage nicht: Ja, wer eine Isolde fände! Wer nur suchen wollte, fände Isolden, die ihm ein Leben bereiteten, daß er keinen Tristan zu beneiden hätte; 3, 10ff., 6, 33ff., 306, 33ff., 309, 5ff., 454, 14ff.; auch Isolde, gegen ihre Neigung verheiratet, nennt sich *verkoufet*, 291, 36.

Dabei müssen wir uns hüten, aus dem Mangel einer Schilderung von Tristans eifersüchtigen Schmerzen einen Schluß auf die Stärke und Aufrichtigkeit Gottfriedischer Liebesempfindung zu machen. Die Eifersucht auf den Ehegatten existiert noch nicht in der deutschen Literatur des XIII. Jahrhunderts. In Frankreich hatte sie durch Thomas' Tristan einen starken, leidenschaftlich beredten Ausdruck gefunden.* Recht gelassen spricht Gottfried die selbstquälerischen Klagen dieses französischen Tristan nach, der sich das widrige Bild seiner Geliebten in den Armen des Königs so deutlich und grell als möglich vor die Seele ruft. Wenn Gottfried das empfunden hätte, so wäre wohl in der Brautnachtszene ein Ausdruck dieser Empfindungen nicht unterblieben. Bemerkt doch sogar das englische Gedicht, daß Isolde nach ihrer Vermählung oft froh sein werde, während Tristan leide, II, 56. Gottfried erwähnt nur Isoldens Widerwillen, als sie Markes Bett besteigt, 318, 26. — Noch unberechtigter wäre es freilich, aus der Beibehaltung des Philtrums für Gottfried folgern zu wollen, was der Veldeker und Bernger von Horheim nach Christians von Troies Vorgang und Muster auf Tristan schließen zu können geglaubt haben. Sie preisen nämlich
546 ihre eigene Liebe gegen seine unfreie, durch Zauber er-

* [Und Prise d'Orange: Aroble erhält sich *maget* für Wilhelm in ihrer Ehe mit Thibaut; wie im Cliges bei Crestien und Fleck, Holland, Crestien von Troies 45.]

zwungene.[15] Gegen gezauberte Liebe im allgemeinen sprechen auch Hartmann und Thomasin.

Vereinzelt findet sich auch sonst die Klage über falsche oder konventionelle Liebe, bei Hartmann im ersten Büchlein 247 ff., 272 ff., bei Walther 81, 34 ff. *ir nam ist kunt, si selbe ist aber wilde*; 102, 1 *diu minne lât sich nennen dâ dar si doch niemer komen wil: si ist den tôren in dem munde zam und in dem herzen wilde;* die Auslassung gegen gekaufte Minne im Wälschen Gast 1213 ff. und bei Freidank 98, 11 ff.

Dazu eine Menge zum Teil feiner Einzelbemerkungen: echte Liebe sei unvergänglich, 460, 14; etwas Zorn aus Eifersucht sei ganz gut für die Liebe, 327, 37 ff.; Zweifel seien zwar eine Torheit, aber immer besser als eine traurige Gewißheit, 346, 38 ff., 347, 29; der Zweifelnde ruhe nicht, bis er sein Leid erfahren, 347, 35 ff. (260, 28); wie bald die Frauen merken, wer sie liebe, 373, 16 ff.; daß der Mann immer weniger liebe als die Frau, 484, 18 ff.; daß es schwerer sei, sich einer gegenwärtigen Liebe zu enthalten, als einer entfernten zu entbehren, 486, 9 ff.; daß Liebe eins in den Augen des andern verschöne, 298, 24 ff., ja bessere, 292, 33 ff.; daß eine Neigung am besten durch eine andere vertrieben werde, 487, 32 ff. (nach Ovid; s. o.). [Aus Selbstgefühl soll man nicht hüten, 449, 40.]

Gottfried weist der Liebe den ersten Platz an in dem Konzert der Kräfte, welche eine männliche Existenz bewegen. Natürlich wurde dadurch seine Aufmerksamkeit geschärft für alle sinnlichen und geistigen Eigenschaften der Menschen, welche Liebe wecken oder hemmen können, also Schönheit, Anmut, Güte und die entgegengesetzten Eigenschaften. Hier sehen wir, daß auch Gottfried, wie die meisten andern Dichter, die männliche Schönheit charakteristisch zu beschreiben weiß, die weibliche weniger. Die elegante Haltung Riwalins zu Pferde, die Unbeweglichkeit seines Schildes, seine schönen Beine machen

[15] S. E. Mätzner, Altfranzösische Lieder, S. 260.

großen Eindruck auf Blanscheflur, 19, 24 ff. Ebenso der junge Tristan: die rosigen Farben, der brennende Mund, die am Ende gekrausten Haare, die weißen Hände, die zierlichen Beine und Füße — *dar an sîn schœne almeistec schein*, 85, 22, s. 90, 27 ff. [169, 9 ff.] — dienen sehr gut den Eindruck, welchen der wohlerzogene, weltgewandte Junge auf uns macht, zu verstärken.

Von Isoldens äußerer Erscheinung wird nichts berichtet, das der Phantasie eine besondere Richtung gebe; es ist eben die außerordentlich schöne blonde Frau, die in allem jene unbestimmbare Mittellinie des Geschmackes zu treffen weiß, in der Toilette, dem Gang, dem Blicke, 274, 33; 275, 7 ff. 11. 16. 24; 276, 36; 277, 4. Auch Blanscheflur wird vorzüglich durch den Eindruck, den sie auf andre macht, charakterisiert, 17, 36 ff. — Man erinnert sich dagegen der grellen Schilderungen verschiedener weiblicher Typen bei Wolfram. Und auch die 547 geistigen Eigenschaften Isoldens, so fein sie oft gezeichnet scheinen, gehen doch mehr auf das Geschlecht als auf ihre Person. Vor allem das Unberechenbare der Frau, ihre Launen, ihre unbegründeten Seufzer, ihr Widerwille gegen Tadel, Warnungen oder gar direkte Befehle, die Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit der *huote*, ihre Fähigkeit zu allem Bösen gerade bei den besten Anlagen; 349, 31 ff., 376, 2 ff., 448, 25 ff., 449, 12 ff., 450, 11 ff. — Dabei ist nicht zu leugnen, daß Hartmanns zweites Büchlein und Freidank Tieferes über die Frauen zu sagen wissen. Die Diatribe gegen *huote* liest man schon bei Veldeke und im Eraklius; s. Maßmann S. 598 ff. [Auch Hartmann, Iwein 2890 ff.] Isolden selbst unterscheidet Gottfried beinahe nur durch Bildung, gelehrte Erziehung und Kunstfertigkeit; als Sängerin kennen sie übrigens auch die französischen und englischen Bearbeitungen, von denen jedoch keine Gottfried für die erste Fahrt Tristans nach Irland vorgelegen hat.

Dagegen Tristan von Anfang bis zu Ende das durchgeführte Bild des sieghaft gewandten, des höflichen, herz-

gewinnenden, der jeden behandelt, wie es ihm am meisten zusagt, 89, 6ff., dem alles gelingt und alles sich beugt, ein Sonntagskind, dessen Erfolge mit übernatürlichen Mitteln errungen scheinen, 210, 17.

Die Form, in welcher Gottfried Schönheit und Liebenswürdigkeit bei beiden Geschlechtern sieht, die von der Mode nicht unabhängige Eleganz ist auch sonst für Anschauungsweise und Darstellung bestimmend. Das bloß anständige, wohlerzogene fühlt er lebhaft. In der Welt ist es nicht schicklich, sich allzulange bei traurigen Gegenständen aufzuhalten. So bei Blanscheflurs Tode: *nune sol ich aber noch enwil iwer ôren niht beswæren mit zerbärmeclîchen mæren* usw. 48, 14ff., ebenso als Riwalin in der Schlacht gefallen ist, 44, 14ff.: *daz ich nû vil von ungehabe und von ir jâmer sagete — waz solte daz?* Oder 112, 5 die verblümte Bitte um Geld, welche Marke, 113, 6, auch recht gut versteht. Aber Tristan geradeaus um Unterstützung bitten zu lassen, wäre unschicklich gewesen. In einem französischen Gedichte bittet Tristan sogar Isolden, ihm seinen bei seinem Wirt versetzten Harnisch auszulösen. Es scheint freilich kein höfisches Gedicht.* — Blanscheflur klagt Riwalin, daß durch ihre Schwangerschaft zwei Länder beschimpft seien, von diesem Kummer könne nur er sie befreien; deutlicher drückt sie ihre Bitte, sie mit sich zu nehmen und zu heiraten, nicht aus, 39, 24ff. — Grell tritt hier einmal der Gegensatz zu Wolfram hervor. Technische Apothekerausdrücke verschmähte die gebildete Gesellschaft des XIII. Jahrhunderts wohl wie die heutige; Gottfried verwahrt sich also, 200, 21ff., gegen die Zumutung, die ärztliche Behandlung, welche Tristan von Isoldens Mutter erfuhr, im einzelnen zu schildern:

ob ich iu nû vil seite
und lange rede vür leite

* [In Crestiens de Troies Perceval erlaubt die Mutter ihrem Sohn, sich Ring und Börse schenken zu lassen von *pucele*; Wolfr. P. 127, 26 nur *vingerlîn*.]

von mîner vrouwen meisterschaft,
wie wunderlîche guote kraft
548 *ir arzenîe hæte*
und wies ir siechen tæte,
waz hulfe ez und waz solde daz?
in edelen ôren lûtet baz
ein wort daz schône gezimt,
danne daz man ûz der bühsen nimt.
als verre als ichz bedenken kan,
sô sol ich mich bewarn dar an,
daz ich iu niemer wort gesage,
daz iuwern ôren missehage.
und iuwerm herzen widerstê.
ich spriche ouch deste minner ê
von iegelîcher sache,
ê ich iu daz mære mache
unlîdec unde unsenfte bî
mit rede, diu niht des hoves sî.
umb mîner vrouwen arzâtlist
und umbe ir siechen genist
wil ich iu kurzlîche sagen.

Das ist außer einer wichtigen Darlegung seines Kunstprinzips eine deutliche Anspielung auf Parzival 481, 6 bis 484, 17, wo die vergeblichen Versuche geschildert werden, Anfortas' Wunde mit den wunderbarsten Rezepten zu heilen; Wasser von den Flüssen Geon, Fison, Eufrates, Tigris, der Zweig der Virgilischen Sibille, Pelikans Blut, vom Tiere Monicirus das Herz und der Stein, den es unter seinem Horne trägt, das Kraut Trachonte, die.Salbe Nardas, Theriak und Abdampfungen von lign. Aloe. Die Büchse, aus welcher man nach Gottfried das Wort nicht nehmen soll, ist die Arzneibüchse, s. Parz. 517, 2; Gawan hat ein heilbringendes Kraut abgepflückt; da sagt Orgeluse: *kan der geselle mîn arzet unde rîter sîn, er mac sich harte wol bejagn, gelernt er bühsen veile tragn.*[16]

[16] An die Taschenspielerbüchse, die Gottfried Wolfram 118, 31 zuschreibt, ist hier nicht zu denken. Jedenfalls aber ge-

Am meisten natürlich muß diese Anständigkeit Gottfrieds hervortreten, wo es sich um geschlechtliche Verhältnisse handelt. Ganz zart im Ausdrucke ist die Anspielung auf die uneheliche Geburt Tristans selbst im Munde des rauhen Morgan, 137, 3 ff. *wir wizzen aber alle wol — wie diu vriuntschaft* (zwischen Riwalin und Blanscheflur) *ende nam.* Im englischen Gedicht, dessen französische Vorlage hier auch die Gottfrieds gewesen sein kann, nennt er Tristan kurz und grob einen Hurensohn. — In dem Gespräche auf dem Schiffe zwischen Brangänen und den beiden Liebenden handelt es sich doch nur um Gelegenheit zum ungestörten Liebesgenusse, 304, 7 ff.; aber kein unziemlicher Ausdruck. Ulrich von Liechtenstein bittet einmal seine Dame in Gegenwart von acht Frauen ihres Gefolges und ihrer Freundin: *nu lât in iwern hulden sîn daz ich iu hie gelige bî;* Frd. 362, 22. Ja die Dame selbst und ihre Freundin äußern sich ganz offen für oder gegen diese Begünstigung, 349, 31. 352, 32. Das ist doch weit mehr, als wenn in lyrischen Gedichten *bî ligende minne* gewünscht wird. Und wie derb drücken sich «die Winsbekin» und ihre Tochter aus 13, 6. 14, 1. — Als Tristan und Isolde endlich zusammenkommen, *Ein langiu rede von minnen, diu swæret höveschen sinnen; kurz rede von guoten minnen, diu guotet guoten sinnen;* dann eine Betrachtung über die Liebe, 306, 29. — Ebenso in dem höchst bedenklichen Gespräche, als Brangäne überredet wird, Isoldens Stelle in der Brautnacht einzunehmen, die vollständigste Dezenz, 304, 27 ff. Doch ist die Allegorie von den zwei Hemden nicht Gottfrieds Eigentum, 322, 11 ff. — Auch sonst wird Beischlaf nicht erwähnt, wo er erwartet wird oder andere Darstellungen ihn haben, 359, 40 ff., 382, 8 ff.; die erhaltenen französischen Darstellungen oder ihre Vertreter haben übrigens Gottfried hier nicht vorgelegen. — Bei dem Gottesurteil begnügen sich die französischen Bearbeiter nicht mit dem Schwure,

549

winnen wir eine Anspielung auf das neunte Buch des Parzival; s. Lachmann S. XIX.

daß Isolde *an keines mannes arme* gelegen sei als Markes und jenes Pilgers, 394, 32ff.: sie muß erklären *q'entre mes cuises n'entra home fors le ladre — et li rois Marc;* der *ladre* hatte sie früher *janbe de ça, janbe de la* über einen Sumpf getragen; nach einer anderen Darstellung fielen sie dabei zur Erde und Tristan erinnert sie *voz quissettes me auveristes, e m'i laissai chaïr dedenz.*

Die Empfängnis Tristans mußte notwendig erzählt werden. Es geschieht aber mit edelstem Anstand. Der schwerverwundete, halbtote Riwalin wird durch die Küsse Blanscheflurs zum Leben erweckt und gewinnt Kraft, sie zu umarmen: *dâ nâch sô was vil harte unlanc, unz daz ir beider wille ergienc und daz vil süeze wîp enphienc ein kint von sînem lîbe*, 35, 2ff. Die englische Vorlage ist hier übrigens auch sehr kurz. Das Widerspiel Gottfrieds auch in diesen Dingen ist Wolfram, der, wie Zeloten pflegen, mit Vorliebe, ja mit schmunzelnder Behaglichkeit auf dasjenige ironische und selbst lüsterne Streiflichter wirft, was die gebildete Gesellschaft, wie alles, was zu sehr an irdische Bedürftigkeit erinnert, ganz verschweigt oder mit den feinsten Fähigkeiten der Seele in Beziehung setzt.*

Was dieser Keuschheit Gottfrieds zu widersprechen scheint, die mutwilligen Äußerungen über Brangänens Stellvertretung, 313, 29 *diu bete was ouch seltsæne*, 316, 38 *Tristan vuorte Brangænen hin die marter lîden und die nôt,* 317, 2 *ine weiz wie ir der anevanc geviele dirre sache*, Isoldens Befürchtungen, sie könne am Ende ihre Rolle so angenehm finden, daß sie auf die Verabredung vergesse, sind anders zu nehmen. Es ist gutmütiger Witz 550 und er richtet sich gegen eine Nebenperson. Was folgt, 318, 32, *in* (Marke) *dûhte wîp als wîp: er vant ouch die* (Isolden) *vil schiere von guoter maniere* ist Spott über Markes leichtgläubige Begehrlichkeit.

---

* [Doch Parz. 643, 1—8 — aber eheliche Zärtlichkeit im Willehalm — und *hirzwurz.*]

Wir haben zwei besonders hervorstechende Eigenschaften in Gottfrieds Persönlichkeit gefunden: seine bürgerlich gelehrte Richtung und seine tiefe Empfänglichkeit für Liebe und Schönheit. Es wird nun zu beobachten sein, wie diese Strömungen sich gegenseitig durchdringen, hemmend oder fördernd, und welches Dritte als das Resultat dieser Mischung hervorgeht.

Doch ist die Form, in welcher diese zwei Kräfte sich begegnen, weniger mannigfach, als man denken könnte: wir sehen beinahe nur den gebildeten Verstand des Dichters seinem auf Liebe und Schönheit gegründeten Lebensideal Hilfe leihen.

Vor allem wird die durch Vermeidung aller Gegensätze charakterisierte Anmut, die *mâze*, über das Bereich der formellen Bildung hinausgerückt. Denn etwas ganz Ähnliches ist doch die *môrâliteit*, die Wissenschaft, welche Tristan die junge Isolde lehrte. Gottfried sagt von ihr, daß alle Frauen sie lernen sollten; denn durch sie wüßte man Gott und der Welt zu gefallen; aller edlen Herzen Nahrung ist sie, und weder Glück — *guot* — noch Ehre gewinnt man ohne dieselbe, 202, 14 ff.

Dann geistreiche Verhöhnung derer, die auf verkehrten Wegen nach Liebe streben — und zwar ohne gemütlich humoristische Teilnahme —: nicht nur der Truchseß, welcher durch Lügen sich unverdientes Liebesglück erkaufen will, auch der glaubensstarke, vertrauensselige Marke werden mit Spott und Verachtung überschüttet; 307, 25 ff., 318, 32 ff., 343, 18 ff., 349, 30 ff., 445, 9 ff.

Oder — Liebe ist nur möglich bei ursprünglicher, unwillkürlicher Empfindung. Wo aber Gottfried in der Meinung seiner Zeitgenossen oder der literarischen Übung der Dichter eine gleichmäßig immer wiederkehrende Form des Empfindens vorfindet, da scheint er an der Echtheit desselben zu zweifeln und läßt die Personen seiner Dichtung nicht nur sich anders benehmen, sondern erklärt auch ausdrücklich, daß sie sich von der Regel entfernten.

— So ist es eine stehende Phrase mittelalterlicher Poesie, daß die Schönheit Einer Frau die der übrigen verdunkle. Nicht so bei Isolde; durch deren Schönheit verliert keine andere Frau; im Gegenteil, das ganze Geschlecht ist durch sie geehrt, 209, 20 ff.* Weinen und Klagen unglücklicher Frauen sind sonst eine Lieblingsschilderung der Dichter. Blanscheflur, auch der Knabe Tristan vergießen keine Träne. Eine Art Betäubung oder innerer Versteinerung schien ihm ein naturwahrerer Ausdruck für die Wirkung schwerster Schicksalsschläge, 45, 6 ff., 108, 26 ff., 464, 8 ff. — Höchst bedeutend erscheint mir, daß er sich über die gesamte Liebeslyrik seiner Zeit lustig macht, 122, 16: *si* (die Nachtigall von der Vogel-
551 weide) *unde ir kompanîe die müezen sô gesingen, daz si ze vröuden bringen ir trûren unde ir senedez klagen* (man beachte den stereotypen Ausdruck): *und daz geschehe bî mînen tagen;* d. i. ich möchte es aber noch erleben.**

Wir stehen an dem Punkte, von welchem eine Gedankenreihe beginnt, die man Gottfrieds Unsittlichkeit zu nennen pflegt. — Wenn die Liebe ein so hohes Gut ist, daß — wie Gottfried sagt — Ehre und Tugend ausschließlich durch sie erreicht werden können, so ist es natürlich, daß andere Interessen und Rechte sich ihr unterzuordnen haben. Alles, was zur Liebe führt, wird des hohen Zweckes wegen gebilligt oder ohne Bemerkung berichtet; was sich ihr widersetzt, gehaßt oder verspottet.

Die Liebe Tristans und Isoldens ist berechtigt. Der Schuldige ist Marke, der aus törichter, blinder Leidenschaft Isoldens Liebe zu einem andern sieht, aber nicht sehen will. Niemand betrügt ihn als er sich selbst, 445, 9 ff. — Alles nun, was dieses von Gottfried gebilligte Verhältnis fördert, die Stellvertretung Brangänens im Brautbette, die vielen Lügen und Listen, um einer Entdeckung des wahren Verhalts vorzubeugen, müssen so

* [Zu Nib. 3, 4, zu Herb. 3237.]
** [Vgl. Wolfram, Wilh. 286, 21.]

hingenommen werden als notwendige irdische Anhängsel eines idealen Zustandes. Nur einmal verliert Gottfried die kühl fatalistische Bemerkung, daß Liebe reine Gemüter zur Falschheit zwinge; 313, 13 ff., 314, 33 ff. — Aber nicht nur der Gemahl und König muß sich der Allgewalt der Liebe beugen, Gott selbst kann nicht umhin, ihr Recht anzuerkennen. Er wird im Baumgarten angerufen, um den Betrug zu verbergen, 368, 19 ff., 369, 32, und vor dem Gottesgerichte wendet sich Isolde an ihn und baut ihren Plan auf *gotes hövescheit*, — Artigkeit, Galanterie würden wir sagen, 390, 38 ff.; außerdem aber sucht sie durch Opfergaben auf ihn einzuwirken, 393, 9 ff.; und nicht ohne Erfolg: beim Gottesurteile zeigt sich der Herr *wintschaffen als ein ermel*, 395, 19 ff., d. i. handlich wie ein Handschuh, den man auf beiden Seiten anziehen kann; er dient eben zu allem, zum Ernst und zum Scherz, zur Wahrheit wie zur Lüge. — Wenn dann Isolde das glühende Eisen trägt, ohne sich zu verbrennen, so macht das nach den zitierten Worten einen ganz andern Eindruck als in der naiven Darstellung z. B. des englischen Gedichts, nach dessen Vorlage Gottfried hier jedoch nicht gearbeitet haben kann. Dort wird von Gott gar keine besondere Rücksichtnahme gefordert: es war ganz natürlich, daß er, wie ein Richter, der nach den Gesetzen Recht zu sprechen hat, den Wortlaut des listigen Eides bestätigte. Bei Gottfried hingegen soll das Wunder, daß Isolde mit heilen Händen davonkommt, eigens zur Verherrlichung der Liebe stattfinden; denn Gott hat die Gefälligkeit, nur den wörtlichen Inhalt des Eides zu beachten.

Dieser ungemeine, alles andere absorbierende Wert, der auf die Liebe gelegt wird, verlangt eine Erklärung. Es wurde schon gesagt, daß Gottfried die Liebe als alleinige Quelle der Tugend und Ehre preist. Aber sie vermag mehr. Um in unserer Sprache zu reden: sie löst die Gegensätze zwischen Geist und Sinnlichkeit im Menschen auf — er nennt es *êre* und *lîp* —, also besser 552

zwischen persönlichem Glück, da er gekaufte Liebe verwirft, und der Billigung der Besten. Er sagt geradezu, daß es das Wesen der Liebe sei, beiden zu genügen. Jede Einseitigkeit hiebei wäre tadelnswert, weil sie die Erreichung des auf Erden überhaupt erreichbaren höchsten sittlichen Zustandes, der Liebe, hinderte. — Wer nur seinem Genusse nachjagte, täte freilich unrecht. Tristan wäre zu mißbilligen, wenn er Isolden z. B., nachdem er ihre Liebe auf der Fahrt für sich gewonnen, nun etwa entführt, sie nicht seinem Herrn zugebracht hätte, 314, 33 ff. Aber wenn man liebt und geliebt wird, sich aus irgendwelchen Bedenken des Liebesgenusses zu enthalten, ist, wie Gottfried mit ernsten Worten sagt, eine Torheit, ein Diebstahl am eigenen Glücke, 311, 25 ff.* — Ebensowenig darf die Frau aus frivoler Neugier oder aus Widerwillen gegen die *huote* der ersten besten Neigung sich unbedacht hingeben, zu ihrem Verderben — so muß man 451, 9—12 verstehen —; aber für die tugendhafte Kokette, welche die Männer nach sich lockt, dann, wenn diese sie beim Worte nehmen, sich hinter Pflicht und Ehre verschanzt, die Törin, um ein freude- und liebeleeres Leben zu führen, hat er nur Worte des Hohns. Wenn sie so wenig sich selbst liebt, wie könne sie verlangen von andern geliebt zu werden, 452, 31—453, 16.** — Gottfrieds Ideal ist eine Frau, die durch weise *mâze* ihr Glück mit der Achtung der Besten zu vereinen weiß, weder diesem noch jenem seinen Anspruch auf Berücksichtigung verkürzt; 451, 13—452, 30.

Diese Ehre ist etwas sehr Wichtiges.*** Selbst in ihrem glücklichen Waldleben vermissen sie die Liebenden, 424, 3. 444, 24. Denn allerdings wird die feine Gesell-

---

* [Albrecht von Halberstadt X, 281.]

** [Remedes d'amours 117 f. *car a droit n'aime lui autrui cil qui ne set ciers estre a lui.* Norpert, De virtutibus, Diutiska I, 289.]

*** [Denkschriften der Wiener Akademie 13, 175: Ehre hohes Gut, *elle nous fait vivre d'une glorieuse seconde vie.*]

schaft an Markes Hofe über diesen Skandal den Kopf geschüttelt haben: aber daß sie, jedes an seinem ihm von der Gesellschaft angewiesenen Platze, heimlich den König betrogen, war in der Ordnung. Die Ehre ist es auch, die Isolden zu dem Mordversuch an Brangänen zwingt, 319, 37. Also allerdings ist sie nicht mit Gott oder der Tugend identisch. Allein es scheint in der Tat, als ob Gottfried über der Anerkennung seiner «Welt» kein höheres Gesetz bestimmend oder beängstigend gekannt habe. Aber wir würden darum doch irren, wenn wir das, was er *êre* nennt, als etwas bloß Äußerliches faßten. Seine Welt, auf deren Urteil er so hohen Wert legt, ist in der Tat nicht die gewöhnliche, ist nicht die große Masse; vielmehr eine Auswahl von beschränkter Zahl.* Es sind, wie aus dem Anfang des Gedichts, 3, 5 ff., sich ergibt, diejenigen, welche zwar auf der Höhe eleganten Weltlebens stehen, dabei aber doch sich die Fähigkeit tiefer und dauerhafter Empfindung bewahrt haben; die «Besten» nannte ich sie oben. Der Stricker gibt in der 553 Frauenehre (Haupt ZS. 7) die ganz richtige Definition dieser «Welt»; sie werde gebildet von jenen, welche weder die Frommen sind noch die Bösen und Ehrlosen, V. 939 ff. Mit dieser Welt ist Gottfried höchlichst zufrieden, ihr Beifall ihm ein sehr wünschenswertes Gut. Ihr gehört er an und widmet ihr seinen Dienst und sein Gedicht. In dieser Welt haben wir deshalb natürlich auch den Dietrich des Akrostichons zu suchen.

Und daß diese Auflösung der Gegensätze zwischen *lîp* und *êre*, das darnach aufgestellte Frauenideal und damit auch das durch sie bedingte höchste Glück für den Mann dem Dichter nicht ein bloßes Traumbild gewesen sei, erfahren wir deutlich aus dem Schlusse der Betrachtungen, welche uns jetzt beschäftigen, 454, 14 ff.

Nun findet sich bei andern deutschen Dichtern öfters erwähnt, daß die Liebe Gott und der Welt wohlgefällig

* [Lanzelet 14 ff.]

mache. Der Ausdruck scheint die Gottfriedische Formel zu überbieten; aber in der Tat sagt er weit weniger. Es ist eine Hyperbel und geht auf die durch den Liebesdienst, der ja gewöhnlich kein Verhältnis ist, oder noch nicht ist, in dem Liebenden hervorgebrachten moralischen und gesellschaftlichen Vorzüge; Hartmanns Erstes Büchlein 1339 ff., Zweites Büchlein 197 ff., Der Winsbeke 9, 11. 51, 8 ff., Strickers Frauenehre (Haupts ZS. 7) 939 ff. — Diese Lebenskunst war ein allgemeines sittliches Ideal und konnte auch außer der Liebe erreicht werden; als solches nennt es Gottfried *môrâliteit*, 202, 14. 25, welche Lehre Isolde von Tristan als Mädchen bei ihrer Mutter, also ohne Liebe, lernt; sie wird charakterisiert: *ir lêre hât gemeine mit der werlde unt mit gote, si lêret uns in ir gebote got unt der werlde gevallen*; ohne sie habe niemand *guot noch êre*. Auch die Freidankschen Stellen 31, 18—25. 93, 22 f. gehen nicht auf Liebesdienst allein.* Es ist, was man sonst *mâze* nennt, die richtige Mittellinie, die in allen Lebensverhältnissen einzuhalten ist und natürlich einem so heiklen wie der Liebe ganz besonders zugute kommt. Das alte Gedicht die *Mâze*, Germania 8, 97 ff., sagt von ihr auch V. 115: *unz wir die mâze mugen hân sô kan uns niht missegân ze deheiner slahte dingen, wir mugen wol gewinnen mit êren gotes hulde: daz ist ein überguldе*[17]*;* ganz wie Freidank 93, 22 f. *ein man sol lop und êre bejagen und got doch in dem herzen tragen*. Die *Mâze* führt dann aus, wie eine Frau diese Tugend sowohl ihrem Manne gegenüber braucht als bei verstohlener Liebe. Aber weder in der *Mâze* noch im Freidank sind Lebensbedingungen vorausgesetzt, in denen der Beifall der Welt oder das eigene Glück dem göttlichen Sittengesetze widerstreitet. Es liegt wenigstens in den zitierten Stellen nicht der geringste Anlaß, an einen Konflikt zu denken oder anzu-

554

* [Wolfram, Titurel 144, 4; Parz. 827, 19 ff.; Wigalois 26 ff.; Konrad von Heimesfurt, Himmelfahrt 909; Wartb. 5.]

[17] Ich habe die sonderbare Interpunktion des Herausgebers Bartsch geändert.

nehmen, jene Dichter hätten die Absicht gehabt, in gegebenen Fällen eine nur beschränkte Berücksichtigung der gewöhnlichen christlichen Moral zu lehren. Freilich mochte die Mehrzahl so gehandelt haben.* — Die Gottfriedische Theorie aber entfernt sich allerdings von dem gemeinen Sittengesetze. Denn über die *mâze* stellt er als den denkbar höchsten sittlichen Zustand den der glücklichen, genießenden Liebe. Diese ist ein so hohes Gut, daß sie soweit mit allen Kräften erstrebt werden muß, als es die Schicklichkeitsbegriffe der ritterlichen Gesellschaft gutheißen. Und diese lassen, wie oben bemerkt, den Betrug ungestraft und verdammen jeden Aufsehen erregenden Schritt.

Man darf nicht sagen, es sei das gewöhnliche Minnesängermoral gewesen. Was die von Gottfried gebotene Sinnlichkeit in der Liebe betrifft, so braucht man nicht auf die ganz ideale Form des Minnedienstes zurückzugehen, wie sie am reinsten im Girart de Roussillon vertreten ist; als eine rein geistige Verbindung, die auch öfters des geistlichen Segens nicht entbehrt und von jedem Gedanken an Besitz so entfernt ist, daß die Frau freiwillig ihren Gatten davon in Kenntnis setzen kann. Auf dieser Höhe hatte sich der Minnedienst wohl nicht lange halten können — obwohl noch in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts es üblich war, Zerwürfnisse unter Liebenden, ja völligen Bruch des Verhältnisses von Ansprüchen des Mannes auf endliche Erhörung abzuleiten; s. die bei Diez, Über die Minnehöfe gedruckten Novellen, — aber auch zu Gottfrieds Zeit war die Theorie der französischen Dichter verschieden. Man erkannte allerdings die große Bedeutung an, welche die sinnliche Vereinigung für die Stärke und Dauerhaftigkeit eines Liebesverhältnisses habe — *car ço est que plus alie en amor amant e amie*[18] —, aber in den Jeux partis hat

* [Ulrich von Liechtenstein 623, 5 rät einer Frau, *ob diu daz durch got niht lât*, zum Ehebruch.]

[18] Tristan, ed. Fr. Michel, III, 1, 539 und in späterer Zeit Brunetto Latini, Tresor, ed. Chabaille S. 319.

immer der Enthaltsame die schöne Rolle. Gottfried pries das, was in der Wirklichkeit jedenfalls das Gewöhnliche war, als das auch einzig Vernünftige.

Indem er ferner das Moralgesetz durch *êre* ersetzte und der glücklichen Liebe gegenüberstellte und beiden gleich gebieterische Ansprüche auf Beachtung lieh, gelangte er zur Aufstellung einer nur ihm angehörigen Vorschrift: Auflösung der Gegensätze zwischen Neigung und Pflicht durch Abschwächung des letzteren Begriffes und durch möglichste Vergrößerung und Verstärkung des ersteren.*

Und es ist mehr als eine Vorschrift, eine Lebensregel: es ist ein Prinzip, dasjenige, auf welchem seine ideale «Welt» beruht. Über dieselbe geht sein Interesse, das etwa ein religiöses sein könnte, nicht hinaus. Alle, die dieser «Welt» angehörten, mußten *lîp* und *êre* in Har-555 monie zu bringen verstanden haben. Wer es nicht versteht, ist verächtlich oder lächerlich wie der Truchseß, der 285, 14 zwischen *lîp* und *êre* wählen muß. [Oder Marke 445, 13.] — Ja es scheint ihn auf diese Formel ein irgendwie in seiner geistigen Ausbildung begründetes Streben nach Auflösung der Gegensätze zwischen Inhalt und Form geführt zu haben; Gebärde und Bedeutung, Lust der Ohren und des Herzens, ersonnen und ausgeführt, Schönheit und Weisheit und weise Schönheit, außen und innen, die Hände des Leibes und des Geistes, Wort und Gedanken, Gott und Welt, das sind bei Gottfried unzähligemal wiederkehrende Phrasen.

Es ist — nicht die Idee, aber die Empfindung der Immanenz, die sich in ihm regt.

Dazu ein paar Einzelheiten zur Biographie und Kritik Gottfrieds.

Ich habe oben ein Verhältnis Gottfrieds zu einer vornehmen Dame vorausgesetzt: seine Liebe wurde auch angenommen, sonst hätte er nicht sagen können, er habe

* [Vgl. Hartmann; Wackernagel, Literaturgesch. 164, 191, 197.]

auch wie Tristan im Walde sich bloß von Liebe genährt, 425, 6: *ich treib ouch eteswenne* («vormals» oder «öfters»?) *alsus getâne lebesite: dô dûhtes mich genuoc dermite.* Doch gelangte er — das sagt er mit Bestimmtheit — nie zum Liebesgenusse, den er doch als einen notwendigen Bestandteil eines Liebesverhältnisses ansieht; 429, 38: *ich bin ze der kristallen* — dem kristallenen Bette der Göttin Minne 420, 2 ff. — *ouch under stunden geweten, ich hân den reien getreten dicke dar und ofte dan, ine geruowet aber nie dar an,* und 306, 33; nachdem die *arzâtinne Minne* Isolde ihrem Geliebten zugeführt hatte, fährt Gottfried fort: *Swie lützel ich in mînen tagen des lieben leides habe getragen, des senften herzesmerzen,* so glaubt er doch, daß die Liebenden nun glücklich waren. Letztere Stelle spricht zwar nur allgemein von Liebeserfahrungen, aber die Situation scheint ihr eine prägnantere Bedeutung zu geben. — Nun hat Gottfried Tristan jedenfalls nicht im Zustande jungfräulicher Reinheit geschrieben — die leidenschaftlichen wie die mutwilligen Stellen sprechen dagegen —: so wird er die sinnliche Seite der Liebe wohl in niederer, vielleicht gekaufter Minne, die er erwähnt und verdammt, kennen gelernt haben.

Was Gottfrieds aufgeklärte Gesinnung betrifft, so muß man sich einige denkwürdige Vorgänge in Straßburg zu Anfang des Jahrhunderts gegenwärtig halten. — 1212, also kurz nach Abfassung des Tristan, wurden in Straßburg 500 Ketzer, darunter viele vom Adel, einige Priester, dann Weiber und Kinder wegen religiöser Meinungen zur Verantwortung gezogen. Viele schwuren ihre Überzeugung ab, 80 aber wurden verbrannt. Es waren Mitglieder einer geheimen Verbindung mit einem Oberhaupte in Straßburg, einem gewissen Johannes, und zwei andern in Mailand und Böhmen. Was von ihren Lehren berichtet wird, weist teils auf Waldenser, teils auch auf Brüder und Schwestern vom freien Geiste, eine pantheistische Sekte. Letztere allein wurden 1216 von Konrad von Marburg

556

verfolgt. Man schrieb ihnen die Lehre zu, daß jede Beschränkung des Geschlechtsgenusses vom Übel sei: unterhalb des Nabels könne man nicht sündigen, da geschehe alles mit natürlicher Notwendigkeit.[19]

Es wäre nicht unmöglich, daß diese Anschauungen, welche von so vielen Zeitgenossen und Mitbürgern Gottfrieds geteilt wurden, zu der Rücksichtslosigkeit beigetragen haben, mit welcher er für die Liebe unter allen Umständen auch ihr sinnliches Recht fordert.

Jedenfalls aber konnte seine Achtung vor den Gottesurteilen nicht befestigt werden, wenn er in einer Stadt lebte, deren Bevölkerung, als man die Ketzer der Feuerprobe unterwarf, sagte, das sei ein sehr unsicheres Rechtsmittel. Da nur ganz Unschuldige heil davonkämen, solche aber sehr selten seien, so könne niemand die Probe bestehen, auch wenn er nicht gerade gegen den Glauben sich vergangen habe. Der Priester Johannes aber, das Oberhaupt der Straßburger Sektierer, warnte auch, als man ihm die Eisen anlegte, man möge Gott nicht versuchen.[20]

Gottfried soll auch ein Minnelied geschrieben haben. Die Pariser und Weingartner Handschriften bringen dasselbe Gedicht mit der Überschrift «Gottfried von Straßburg».

Bei v. d. Hagen in den Minnesängern und in der Ausgabe Gottfrieds ist dem Gedichte hie und da nicht sein Recht geworden, so daß eine kritische Bearbeitung die Mühe lohnt.

1. Diu zît ist wunneclîch,
swenn aberelle gegen dem meien
alsô wunneclîchen strebt:
sô hât ze vroiden sich
5 *erd unde luft, dar zuo sich zweien*

[19] K. Schmidt in Illgens Zeitschrift 1840, «Die Sekten zu Straßburg im Mittelalter»; Röhrich ebendaselbst, «Die Gottesfreunde und die Ortlieber am Oberrhein».

[20] Guilliman, De episcopis argent. p. 268. 9.

swaz gêt fliuget oder swebt.
müez ich iemer eine sîn,
selb ander wurde ich niemer âne sî,
diu mir an dem herzen mîn
10 *sô in dem munde z'aller stunde wonet nâhe bî.*

2. Wîplîchiu werdecheit, 557
got hât vor aller crêâtiure
dich gemachet alse wert,
swes muot ûf minne treit,
5 *deme ist dîn name alsô gehiure,*
daz der bezzers nine engert.
wart ie iht liebers danne wîp,
des habe ich ungesamnet mînen muot:
wîbes name und wîbes lîp
10 *sint beide reine, doch ir eine mir unsanfte tuot.*

3. Ich unverdâhter man,
war tuon ich wort, war tuon ich sinne,
swenne ich bî der schônen bin,
daz ich niht reden kan?
5 *sô gar verstummet mich ir minne,*
daz ich bin gar âne sin.
swen ich sprechen sol ze nôt,
sô kan ich harte cleine daz mir frume,
sô wird ich blûc, vor schame rôt.
10 *dar nâch besunder kan ich wunder, swenne ich von ir kume.*

4. Waz sol mîn umbe sagen**?*
mit einem worte sîz besliuzet:
wan sî sprichet 'ine wil'.
sold ich dar umbe verzagen?
5 *nein, ich enwil: swen lîhte verdriuzet,*
der bejagete niht ze vil.
ich wil sî noch versuochen baz
und wil mich ir ze dienste iemer sparn,

* [*sold?* «was hälfe aber auch».]
** [Tr. 11954, 12439.]

und obe sî mir gebiutet daz,
10 *ze Babylône nâch ir lône wolde ich gerne varn.*

5\. *Der sumer sî sô guot,*
daz er die schône in sîner wunne
lâze wunneclîchen leben.
swaz wol den ougen tuot
5 *und sich den liuten lieben kunne,*
daz müez ir diu sælde geben;
swaz gruones ûf von erde gê
oder touwes obenân nider rîsen muoz,
loup gras bluomen unde clê,
10 *der vogele dœnen gebe der schœnen minnenclîchen gruoz.*

6\. *Ir rôsevarwer munt*
und ir wol stênden liehten ougen,
dâ bî wol geschaffen lîp,
daz machet manger stunt,
558 5 *daz mir daz herze trûret tougen.*
daz bedenke, ein schœnez wîp.
senfte mir daz swære leben,
unde biut mir vil schiere dîne hant,
ald ich muoz in den sorgen sweben.
10 *dar an gedenke, niht entwenke, enstrikke mir daz bant.*

1\. 1 *ist] sint* C; 2 *swenne* A, *swanne* C; 3 *alse* C *strebet* C; 4 *hât] hebt* C *vröuden* C; 5 *erde* AC; 6 *flöget* A, *flúset* C. S. Parz. 470, 17 *swaz wildes underm lufte lebt, ez fliege od louffe, unt daz swebt* [Virg. 126, 4 *swaz gêt, swimmet oder swebet*] d. i. Vögel, Säugetiere, Fische. — *swebet* C; 7 *mvz* AC; 8 *selbe* AC *wurde* Pfeiffer, *wunde* A, *wirde* C; 9 *mîn* Pfeiffer, *lit* AC; 10 *sô] svz* A, *sueze* C *wont mir* A, *wonet mir* C *nahen* C.

2\. 1 *wipliche werdekeit* C; 2 *alle creatvre* A; 4 *swez* A, Pfeiffer *swer ze minnen steit* C; das absolute *tragen* mit *ûf* erregt keinen Anstoß; vgl. Kudrun 864, 2 *des swertes ecke ûf daz houbet truoc.* — 5 *dem* C *alse* C *gehvre* A; 6 *der] er* C *nien* C; 7 *ie* fehlt C; 8 *ich* fehlt A; 10 *swie doch* C.

3\. 3 *swanne* C *schœnen* C; 5 *v'stvmet* A *mich* Pfeiffer nach C, *mir* A; 7 *swanne* C; 8 *des mich* C; 9 *blug* C *von schamen* C; 10 *swanne* C.

4\. 1 *sol] hilft* C *ümbesagen* C; 2 *beslözet* A; 3 *si sprichet kurzlich* C; 4 *sol* C *ümbe* C; 5 *lîhte] es* C *v'drözet* A; 6 *beiagite* A,

bejaget C; 7 *noch* fehlt C; 8 *wil* fehlt A *ze dienste ir* A, *in ir dienest* C, was an sich auch einen guten Sinn gäbe; vgl. Parz. 333, 20 *swer den lîp gein riterschefte spar*; 9 *sî] ir gûte* C *gebůtet* A; 10 *wolt* C.

5. 2 *schœne* C; 3 *lâsse* C *wunnekliche* C; 5 *lůten* A; 6 *můz* A, *mueze* C *selde* A; 7 *gruenes* C *erden* C; 8 *obinan* A, *oben an* C; 10 *vogel* C *geb* C *wunneklichen* C.

6 fehlt A; 3 *ein wol* C; 7 *du senfte* C.

Ich habe mich so genau als möglich an den Text von A angeschlossen, der die deutlichsten Zeichen einer unbefangenen Überlieferung trägt. Er zeigt die selteneren Formen 1, 6 *vliuget*, 1, 10 *nâhe*, 2, 4 *ûf minne treit*, 4, 6 *bejagite* und seine Lesarten sind mitunter durch Metrum und Sinn denen der niederdeutsch gefärbten Pariser Handschrift unbedingt vorzuziehen, wie 2, 4. 4, 3, wo C das schlechte Adverb *kurzlich* hat, 4, 5. 5, 10. Die Versehen in A sind ganz naiv: 1, 8 *wunde*, 2, 4 *swez*, 3, 5 *mir*. Doch weist A, in der ersten Strophe wenigstens, durch zwei gemeinsame starke Fehler in Vers 9 und 10 auf dieselbe Vorlage mit C.

Bei v. d. Hagen war der innere Reim in der zehnten Zeile nicht erkannt worden; die sechste Strophe hat die beweisende Elision *entwenke, entstrikke;* s. Bartsch: Der innere Reim in der höfischen Lyrik, Pfeiffers Germania, 12, 148.* Die Elision ist beweisend, da in unsrem Liede iambische Verse nur mit iambischen durch den Reim [559] gebunden werden, mit zwei die Regel bestätigenden Ausnahmen. Vers 9 ist in der ersten und zweiten Strophe trochäisch, in der dritten und vierten iambisch, in der fünften wieder trochäisch, in der sechsten wieder iambisch, und ebenso Vers 7 in der ersten und dritten Strophe trochäisch, in der zweiten und vierten iambisch, in der fünften wieder iambisch, in der sechsten, wenn man das *du* der Handschrift streicht, wieder trochäisch. Diese Abwechslung sollte wohl den dreiteiligen Bau der Lieder

* [Vgl. den Leich des Gutenburg MSF. 71, 17; Rugge 102, 133. 103, 2; Spervogel 244, 63. 68 (Bartsch, Germ. 3, 482); Bernger 115, 27.]

zum Bewußtsein bringen, wie das sonst durch die Reime geschieht; s. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche, S. 224.

Man kann natürlich nicht mit Bestimmtheit aus der Manier epischer Werke auf die mögliche oder unmögliche Form lyrischer Gedichte derselben Verfasser schließen. Aber das steht fest, daß bei einigen deutschen Dichtern des XIII. Jahrhunderts sich große Übereinstimmung zwischen ihren Romanen und den ihnen zugeschriebenen Liedern findet. Hartmanns, Wolframs, Konrads von Würzburg sonst bekannte poetische Eigenschaften erscheinen darin gleichsam verdichtet.

Hier könnte man das nicht sagen. Es fehlt sowohl Gottfrieds Subtilität und Gefühlswärme, als seine dialektische antithetische Form, seine Zweiteilungen u. dgl. Auch sind die Gedanken etwas abspringend und von Gottfriedischer Ausführlichkeit entfernt. Der Übergang der dritten auf die vierte Strophe ist sonderbar. Gerade hatte der Dichter seine Schüchternheit verwünscht, die ihn in der Nähe der Geliebten verstummen läßt; darauf fährt er fort: *Waz sol mîn umbe sagen?** Gar kein verbindender Gedanke ist auch zwischen der zweiten und dritten Strophe.

Immerhin könnte es eine Jugendarbeit Gottfrieds sein: andres aber ist zwingender**. 1, 1 *wunneclîch: sich* ist im Tristan unerhört; die *-lîch* reimen nur auf unzweifelhaft lange *i*, also *rîch, lîch, esterîch;* 252, 11. 274, 35. 280, 29. 393, 21. 396, 19. 397, 7. 441, 33. 442, 17 usw. Wie sehr Gottfried auf reinen *i*-Reim hielt, zeigen die unmittelbar sich folgenden Reimpaare mit kurzem und langem *i*; 239, 21 *in: hin, în: türlîn*; 288, 13. *Drin* (tribus) reimt Gottfried allerdings auf *sin* und *sîn;* 116, 11. 222, 19. Das beweist aber nur, daß er zwei Formen kannte und brauchte, wie *van* und *von*, 6, 19. 342, 31;

* [Vielleicht: «Aber was sollte auch mein Reden nützen?»]

** [5, 2. 5 *wünne: künne*; G. hat *wunne*, Kraus, 2. Büchlein S. 9.]

mahte mohte, 11, 15. 22, 39; *bêde beide* 203, 15. 427, 27; *tete tête* 479, 29. 479, 39; *wiste weste* 52, 33. 281, 15; *vînt vîent* 134, 25. 140, 32; *œhein œheim* 111, 31. 255, 39; *-ande -ante* 90, 11. 93, 5; ungerechnet die ganz schwankenden Eigennamen. Lachmann aber scheint mir zu weit zu gehen, wenn er in einem Briefe von 1820, dessen Mitteilung ich Scherer verdanke, das *zweien* 1, 5 statt *zweient*, dann *sî* 1, 8 für *sîe* (eam), das allein Gottfried im Reim braucht auf *arzâtîe* 306, 15, als Beispiele für Formwechsel bei demselben Autor anführt. An demselben Orte 560 schließt er übrigens seine Betrachtungen mit den Worten: «und doch wird es dabei bleiben, es sind (nämlich das Minnelied und die zwei geistlichen) Gottfrieds Lieder».

Wer dadurch bestimmt dieses Lied für Gottfried retten wollte, gewänne dann in Strophe 4, 1 noch einen aus Gottfrieds Spracheigentümlichkeit geholten Grund, die Lesart A vorzuziehen. Denn das prägnantere *hilft* wäre bei Gottfried unmöglich, der nur *wirt* einmal vor einer Lingualis sich erlaubt, 139, 11.

Mir scheinen die angeführten Abweichungen, welche unser Lied von Tristan in Sprache und Metrik unterscheiden, zu groß, um etwa durch eine allmähliche Selbstkritik und Geschmacksläuterung des Dichters erklärt werden zu können. Eine derartige Veränderung der poetischen Ideale eines Dichters kann doch nur dann vor sich gehen, wenn er in eine neue Umgebung versetzt wird, die ihm neue Anschauungen und Erfahrungen bietet; so haben Heinrich von Freiberg und Wieland ihre Richtungen geradezu ins Gegenteil umgebogen. Nun sagt uns aber Gottfried, daß er seit seinem elften Jahre der Liebe gedient habe. Auch starb er jung; viel mag er also vor dem Tristan nicht geschrieben haben. An sich ist es ja möglich, daß ein talentvoller Schriftsteller erst religiöse Gedichte in grober alemannischer Mundart geschrieben und sich später, mit höfischem Leben und höfischer Literatur bekannt geworden, zu den neuen Lebensidealen auch reinere Kunstformen gewonnen habe. Dia-

lektische Roheiten aber findet man in dem Minneliede nicht. Es hat nur einige Kürzungen und Archaismen, die wir im Tristan nicht finden. Trotzdem aber sind es weit stärkere Dinge, als was z. B. Hartmann allmählich von der Reinheit und dem Wohllaut der Sprache, welchen er anstrebt, abweichend empfindet. — Dazu Gottfrieds ironische Bemerkung über Minnegesang.

Doch noch zwei Gedichte tragen Gottfrieds Namen, der Spruch vom gläsernen Glücke und vom Mein und Dein. In der Pariser Handschrift sind sie Ulrich von Liechtenstein zugeteilt. Im Frauendienst fehlen sie und Rudolf von Ems erwähnt den einen Spruch vom gläsernen Glücke als Gottfriedisch. Des gleichen Metrums wegen erstreckt sich dann, wenn kein frappanter Grund dagegen spricht, diese Autorität auch auf den zweiten Spruch.

Ich setze beide deshalb gleich in einer Gottfried angemessenen Gestalt hieher.

1,1 *Liut unde lant diu möhten mit genâden sîn*
wan zwei vil kleiniu wortelîn, 'mîn' unde 'dîn':
diu briuwent michel wunder ûf der erde.
wie gânt sî vrüetend unde wüetend über al
5 *unt trîbent al die werlt*
umbe als einen bal:
ich wæne ir krieges iemer ende werde.
561 *diu vertâne gîte*
diu wahset allez umbe sich dâ her sît Êven zîte
10 *und irret elliu herze und elliu rîche.*
dweder hant noch zunge,
die meinent noch enminnent niht wan valsch und anderunge:
lêr unde volge liegent offenlîche.

1 *mohten* C; 3 *brûwent* C; 5 *welt* C; 9 *alles* C; 11 *deweder* C; 12 *minnent* C.

2,1* *Gelükke daz gêt wunderlîche an und abe:*
man findet ez vil lîhter danne manz behabe,
ez wenket dâ man ez niht wol besorget,
swen ez beswæren wil, dem gît ez ê der zît
5 *unt nimt ouch ê der zît*
wider swaz ez gegît,
ez tumbet den, swem ez ze vil geborget:
vröude gît den smerzen.
ê daz wir âne swære sîn des lîbes unt des herzen,
10 *man vindet ê . . . daz glesîn glükke.*
daz hât kranke veste:
swenn ez under diu ougen spilt unt schînet aller beste,
sô brichet ez vil lîhte in kleiniu stükke.

1 *unde* C; 2 *wan* C; 4 *swenne* C; 12 *swanne* C.

Der zweite Spruch hat etwas sehr Gottfriedisches, die schwebende Betonung in der Mitte des Verses, 2, 12 *undér.* Vgl. Tristan 88, 2 *hie mite kêrten die jegere hin*, 192, 37 *hie mite kêrten die boten hin*, 266, 36 *hie mite giengen die vrouwen dan*, 281, 9 *dar nâch gruozten sî drîe,* 293, 11 *hie mite strichen die kiele hin*, 346, 8 *diu zwei wâren sîn meistiu nôt,* 380, 37 *hie mite giengen sî zwêne hin,* 404, 34 *die kraft sîner geniste*, 435, 1 *hie mite lârens ir hunde wider*, 473, 20 *alss ouch dâ vor hæten getân;* dann 316, 38 *Tristan fuorte Brangænen hin*, 333, 28 *Gandîn hæte die schœnen dô* oder 44, 9 *mit maneger klage vuorten sin dan*, 69, 10 *vil liebez kint*, *wannen bistuo*, — 344, 17 ist auch zu lesen *durch welhe nôt sprechet ir daz,* da *sprecht* auch bei folgendem Vokal nicht erlaubt ist; 292, 21 würde ich aber doch des rhetorischen Effektes halber lesen *ich weiz wôl, sô wæret ir vrô.* Denn an keiner dieser Stellen ist dreisilbiger und auch nicht zweisilbiger Auftakt anzunehmen, der bei Gottfried, außer in rhetorischer Verwendung, wie

* [Biltz, Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1864, 645; Nidh. 96, 11 Laa.; Wackernagel, ZsfdA. 6, 136.]

z. B. 19, 9 *und manec ánder schœniu vrouwe* — man erinnert sich, daß Gottfrieds klingende Verse nie vierhebig sind —, 221, 23 *ine weiz wés ich mich versehen sol*, immer Artikel oder Pronomen als eines der zwei einsilbigen Wörter erfordert; das zweite kann ein Hilfsverbum — *ez hât, er ist* — oder ein anderes Formwort sein; ein Hebung und Senkung füllendes Substantiv kommt nie als Auftakt vor.
562 172, 28 steht zwar *sol kein suone under uns ergân:* ich glaube aber, es ist zu lesen *sol kein suon únder úns ergâ'n* — denn *sol kéin súone undr úns ergân* ginge nicht, da Gottfried *under* nur in Hebung vor Vokal synkopiert, 169, 35 *als ob sî wæren undr in zwein*, 11, 37. 43, 17. 103, 38. 105, 14. 114, 33. 154, 15. 161, 3. 163, 13. 214, 13. 222, 19. 359, 39. 360, 23. 437, 22. Die ungrammatische Betonung der von mir vorgeschlagenen Fassung hat bei Gottfried nichts Auffälliges: 16, 19 *daz vúlte dâ berg unde tal*, 19, 31 *wie réhte sîn schilt zaller zît*, 49, 13 *und nérten ir liut und ir lant*, 60, 4 *ûf sprânc er unt stuont under in*, 63, 36 *und gâ'ben im brôt an die hant*, 74, 1 *do begúnder die hût scheiden*, 90, 9 *der hárpher und lost allez dar*, 168, 36 *die vüéze sinewel, diu bein sleht*, 209, 17 *dem liútert ez herz unde muot*, 224, 16 *dâ wâ'ren sî rîch unde rôt*, 229, 11 *dâ lág er den tac unt die naht*, 247, 32 *vrowe, ír tuot übel, wie redet ir sô*, 280, 32 *si begúnden im rûm machen*, 302, 2 *der meine der dûht in ein her*, 315, 4 *und Márke sîn wîp bræhte.* Man wende nicht ein, es könne der Ton auf den ersten drei Silben schweben *daz vulté dâ berge unde tal* und darnach das übrige. Denn auf drei Silben im Versanfange den Ton schweben zu lassen gestattet sich Gottfried ebensowenig als Hartmann; Lachmann, Lesarten zu Iwein 309. 1, 1 kann nicht richtig sein *Gedæhte man ir ze guote niht;* es ist entweder umzustellen *gedæhte man ze guote ir niht* oder nach Analogie einiger anderer apokopierter Konjunktive — 114, 7 *sô müez mir allez daz zergân*, 241, 33 *got lôn dir, lieber Tantris*, 118, 18 *sô helfe got, sô lâz wirz stân* — *gedæht* zu schreiben. In 2, 3 *swâ êre mit lobe geblüemet ist* würde ich mit M H W *êr*

schreiben*, da vielleicht auch *trünn* angenommen werden muß; 434, 15 *und vunden eine trünn dâ stân.* Allerdings kann man hier auch umstellen *und vunden dâ ein* (s. 288, 10 *ein triure ein vröude samet gegeben* [Grimm Gr. IV, 480]) *trünne stân.* Rätselhaft ist mir 11, 25: die Handschriften bis auf F, wo augenscheinlich verlesen ist, führen auf *die selben besaz Riwalîn* (nämlich Morgans Burgen). Ich würde in der Tat *bésaz* für wahrscheinlicher halten als *die selbén.* So sehr durchdringt das iambische Prinzip Gottfrieds Verse: eine Analogie bieten die oben erwähnten *gerotieret* usw. und einige Fälle mit *ze:* 71, 2 *die hæten zé dem mâle,* 134, 35 *dô Tristan ze Britanje kam,* 191, 26 *und wolten ze Britanje,* 314, 6 *Îsôt sprach ze Brangænen dô,* 361, 33 *Brangæne ze Tristande,* 467, 21 *hin ze Rûâles kinden;* denn wer wollte hier überall, natürlich fast immer gegen die Handschriften, *zuo* lesen? — *Undér* im zweiten Spruche kann demnach wohl als möglich und wahrscheinlich angenommen werden. Freilich, wenn man von der Handschrift abweichen wollte, wozu kein Grund ist, könnte man auch lesen *swenn ez under d'ougen***, s. Tristan 13, 10 *ouch saget d'istôrje von im daz.*

Aber nicht nur die grammatische und metrische Gestalt dieser zwei Gedichte ist in Übereinstimmung mit Gottfrieds Gewohnheiten, auch zu seinem Stil kann man 563 wenigstens in dem ersten Spruche Analogien aufweisen. *liut unde lant, hant noch zunge, valsch und anderunge, meinent noch enminnent, vrüetend unde wüetend,* im zweiten Gedichte etwas anders: *des lîbes und des herzen.* Gottfried hat das alles im höchsten Grade: *êre unde lop, kunst unde nâhe sehender sin, der werlde und disem lebene, turnei unde ritterschaft* usw.; öfters mit gleichen Kompositionsteilen: 117, 25 *durchverwet unt durchzieret,* 119, 23 *geliutert und gereinet,* 308, 9 *unguot und unvruht und unart,* oder durch Reim oder Alliteration gebunden: 18, 14 *die werdesten unt*

* [Doch Zupitza liest *swâ er.*]
** [In der ersten Strophe ist die Zeile iambisch.]

die besten, 35, 13. 23 *entladen und beladen*, 297, 5 *wider unde nider*, 28, 28. 35, 29. 36, 37 *minne unde man*, 29, 33. 296, 29 *meinen unde minnen*, 39, 36 *leit oder laster*, 40, 16 *heim und hinnen,* 43, 31 *gevellet und geveiget*, bis zur Wiederholung desselben Wortes, 28, 8 *er wil und wil*, 29, 4 *ouge und ouge,* 307, 16 *daz wunder unt daz wunder;* geschmacklos sind: 303, 31 *ameiren und amûren,* 303, 33 *trahten unt pansieren;* durch den Reim und Vers erzeugt: 30, 8 *zehant und an der stunde*, 32, 19 *der vil und wunder an dir ist,* 36, 20 *mit diseme mære und alzehant*, 200, 27 *waz hulfe ez und waz solde daz.* Ich habe die synonymen von den disjunktiven Fällen nicht geschieden.

Auch Gottfried geläufig ist das 1, 5 gebrauchte Bild; 27, 27 *dô ich sînen ritterlîchen prîs gehôrte in ballen wîs . . umbe trîben*, 286, 8 *sî trîben in mit spotte umbe und umbe als einen bal;* s. Haupt MSF zu 131, 24; zu Engelh. 780. [*briuwen* 1,3 = Tr. 327, 29.]

Das gläserne Glück könnte insofern als Gottfriedisch anzusehen sein, als er 423, 36 einen gläsernen Ring als Superlativ der Wertlosigkeit braucht*. Beides wie der ganze Inhalt des zweiten Spruchs führt auf lateinische Poesie. Die entsprechenden Verse aus P. Syrus mit der *vitrea fortuna* sind schon oft angeführt; dazu kommt der Hexameter *Anulus ex vitro vitreo debetur amico;* Müllenhoffs und Scherers Denkmäler XXVII, 2, 8 und Müllenhoff zu der Stelle.

Die *vitrea fortuna* hat auch der Marner in dem lateinischen Lobgedichte auf einen kärntnerischen Priester, und Reinmar von Zweter wiederholt die meisten Gedanken und drei ganze Verse aus dem zweiten Gedichte in seinem 91. Spruche. Bei alledem bleibt der gewichtigste Grund für die Autorschaft Gottfrieds die bestimmte Ausdrucksweise Rudolfs von Ems.

Wenn demnach Gottfried einst der Ehre einer kritischen Ausgabe teilhaftig werden sollte, so wären in den

* [Walther 50, 12.]

Text nur der Tristan und die zwei Sprüche aufzunehmen, der Lobgesang, das Lied von der Armut und das Minnelied unter die «unechten Stücke» zu setzen.

Ein französischer Roman des dreizehnten Jahrhunderts.

Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst, N. F. 1872, II S. 385—394. 427—439. 460—471.
Wien 14. VIII. 72.

Professor Martin hat kürzlich einen altfranzösischen Roman herausgegeben, der alle interessieren wird, welche das uns oft so fremdartige Geistesleben des Mittelalters zu beobachten lieben oder zu erklären bemüht sind[1]; es ist der Fergus Guillaume's, des Clercs, eine Erzählung, welche das Kostum und einige Personen mit den Romanen der Tafelrunde gemein hat, doch im wesentlichen ihre eigenen Wege geht.

I. Analyse des Fergus.

Der Dichter führt uns ohne besondere Einleitung nach Kardigan in Süd-Wales an den Hof König Artus'. Es ist am S. Johannestag. Nach Tisch bricht der ganze Hof auf, um einen weißen Hirsch im Walde von Goriende zu jagen. — Der Dichter muß keine klare Vorstellung von der Lage Kardigans oder dieses Waldes gehabt haben. Die Entfernung ist eine ungeheure, der Wald Goriende liegt an der schottischen Grenze, in der Grafschaft Cumberland. — Von dort wird der Hirsch in einem gewaltigen Bogen durch schottisches Gebiet gehetzt, bis nach Galloway — ein aus Walter Scott wohlbekannter Ort bei Glasgow —, wo ihn in einem Sumpfe der Bracke

---

[1] Fergus, Roman von Guillaume le Clerc, herausgegeben von Ernst Martin. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1872.

faßt. Die Jagd ist lebendig und anschaulich beschrieben. «Die Jäger stoßen ins Horn und treiben die Hunde an. Diese wittern den Hirsch und bellen gewaltig vor Freude: das hättet ihr hören sollen! Der Hirsch stürmt fort in seiner großen Angst und nimmt seinen Lauf in ein Tal. Der König verspricht nun seinen goldenen Becher demjenigen, welcher ihn erlegen würde. Da hättet ihr sehen können, wie die großen Barone ihre Pferde spornten. Der Hirsch flieht durch das Tal wie jemand, der den Tod fürchtet. Das ganze Tal durcheilt er und kommt gesenkten Hauptes in den Wald von Gedeorde. Dort versteckt er sich. — Aber er wird von Parzival aufgejagt und springt, als schon ein Jagdhund ihn am Fuße packt, in einen Sumpf. Doch der Bracke läßt nicht nach, er folgt ihm ins Wasser und würgt und beißt ihn, bis das 386 geängstigte Tier untertaucht. Da konnte der Durstige trinken, wenn er Lust hatte. Aber er taucht wieder auf und versucht von neuem zu fliehen. Der Bracke jedoch kommt ihm zuvor und packt ihn an der Nase. Da läßt sich der Hirsch zum zweiten Male bis zum Grunde hinab: aber durch das viele Wasser, welches in seinen Körper eingedrungen war, birst das Herz. Der Leib des toten Tieres wird nun von dem Hunde ans Land gezerrt.»

Am andern Morgen reitet die ganze Gesellschaft nach Carduel, d. i. Carlisle in Cumberland. Bei Galloway am irischen Meer kommt der prächtige Zug an einem jungen Bauer vorüber, der gerade mit dem Pfluge auf dem Felde arbeitet. Er ist Fergus, der Sohn des reichen Bauers Soumilloit, welcher als ein angesehener Mann und Richter in seiner Landschaft eines Edelmannes Tochter geheiratet hatte. Der adelige Sinn der Mutter war auf Fergus übergegangen. Sobald er von einem Knappen erfahren, daß es König Artus und seine Tafelrunde waren, die er gesehen, ist er entschlossen Ritter zu werden und an den Hof des Königs zu ziehen. Zum großen Erstaunen der Ackerknechte spannt er Pferde und Ochsen vom Pfluge los und reitet in größter Eile nach Hause.

Der Vater sieht ihn atemlos und schweißbedeckt herankommen und frägt unwillig, warum er zu so früher Stunde heimkehre und mit den Ackerpferden. Fergus erzählt seine Begegnung und ruft dann mit lauter Stimme: «Mein Vater, ich bitte euch inständig, gebt mir Waffen und rüstet mich wie einen Ritter. Dann werde ich am Hofe des Königs dienen, wenn er die Gnade hat mich aufzunehmen. Kein Mensch, auch der römische Kaiser nicht, wird mich abhalten dahin zu gehen, was auch daraus entstehe.» Da wird der Bauer zornig: mit einem derben Knüttel fährt er auf ihn los und hätte ihn wohl zu Boden geschlagen, wenn nicht die Mutter dazwischen getreten wäre. Er begnügt sich nun mit schlimmen Worten gegen Sohn und Gattin seinem Grimme Luft zu machen: «Du Hurensohn!» sagt er, «was fällt dir ein, nach Waffen zu verlangen! Ochsen und Kühe sollst du hüten, wie deine Brüder tun, welche alle Tage aufs Feld gehen, gekleidet in Hammelfelle.» Die Frau verwahrt sich nun gegen den Anteil, welcher von jenem unanständigen Schimpfwort auf sie käme, und sucht dann ihren Mann zu überreden, daß Fergus' Wunsch nicht so unnatürlich und widersinnig sei, als er meine: es sei eben ritterliches Blut in ihm, dann sei er auch der älteste und schönste ihrer Söhne und wohl geeignet, bei Hofe sein Glück zu machen: ihnen blieben ja noch zwei andere für die Wirtschaft. Soumilloit läßt sich in der Tat überzeugen. Fergus erhält ein gutes Pferd, aber die Waffen waren aus der Rüstkammer seines Vaters, von veralteter Form und ganz rot von Rost. Aber doch, als sie Fergus nur sieht, hätte er sie schon tragen, mit ihnen zu Pferde sitzen wollen: rasch schnallt er sich die einzelnen Stücke über seine Bauernkleider, schwingt sich aufs Pferd und sprengt davon, in einer Hand die Lanze und dazu noch sechs Wurfspieße, in der andern eine Peitsche mit Knoten. Seine Mutter, welche ihn erst in seinem Wunsch unterstützt hatte, bricht nun in laute Klagen aus. 387

Auf dem Wege nach Carduel, Artus' Residenz, erschlägt er zwei Räuber, schneidet ihnen, unwissend im Ritterbrauch wie er war, die Köpfe ab und hängt sie an den Sattel. Bei Hofe tritt er ohne Schüchternheit auf und verlangt unter die Berater des Königs aufgenommen zu werden. Keie, der immer krittelnde und übellaunige Hofmarschall, verhöhnt ihn bitter und fordert ihn dann auf, ein sehr gefährliches Abenteuer zu bestehen: er solle nach Noquetran in Süd-Schottland reiten, dort auf dem schwarzen Berge Horn und Schleier vom Hals des elfenbeinernen Löwen nehmen und mit dem schwarzen Ritter kämpfen. Trotz der Abmahnung des König Artus, der den unternehmenden Jüngling mit Wohlgefallen betrachtet, ist Fergus dazu bereit. Dann vom König entlassen, hätte er in seiner geselligen Unerfahrenheit beinahe im Freien übernachten müssen. Er reitet in der Stadt herum, Straße auf, Straße ab: niemand lädt ihn ein einzutreten. Es wird Nacht, es beginnt zu regnen; das Wasser dringt ihm durch den Harnisch bis auf die Haut: er macht eine jämmerliche Figur, als er so durchnäßt mit seiner langen Lanze hin und wieder reitet. Endlich drückt er sich unter einen Balkon, steckt seine Lanze in den Boden und beginnt an die Wand gelehnt einzuschlummern. Ein Mädchen sieht den hübschen Jungen vom Fenster, sie eilt hinab und frägt, was er da um diese Stunde vor ihrem Hause Wache halte. Er sagt ganz ehrlich, daß er kein Nachtquartier gefunden habe, ob sie ihn nicht beherbergen könne: sie werde dabei nicht zu Schaden kommen. Sie lacht und meint, das sei nicht ihr Geschäft: ihr Vater sei königlicher Kämmerer und kein Gastwirt: aber sie wolle ihn vorderhand aufnehmen: nur freilich wenn ihr Vater nach Hause komme und es unrecht finde, dann müsse er wieder gehen. Das verspricht Fergus: er folgt dem Mädchen in das Haus, und sie sorgt gastlich für ihn. Als sie in allen Ehren beim Souper sitzen, kommt der Vater. Beide springen etwas verlegen auf, sind aber durch die Güte und Höflichkeit des Kämmerers bald beruhigt.

Am nächsten Tage wird Fergus zum Ritter geschlagen und befreundet sich mit Gawan. — Auf der Fahrt nach Noquetran kommt er gegen Abend zu dem Schlosse Lidel in Cumberland. Auf der Brücke geht ein Ritter mit einer jungen Dame spazieren, der schönsten, welche die Natur gebildet, es war Galiene, die Nichte des Hausherrn. Fergus findet freundliche Aufnahme bei dem Ritter und bei Galienen bald leidenschaftliche Neigung. Amor hat ihr gewaltig einen seiner goldenen Pfeile ins Herz geschossen. Als man nach dem Abendessen sich getrennt hatte, ist sie allein auf ihrem Zimmer. Sie findet keine Ruhe, bricht erst in wortlose Klagen aus, — denn was hätte sie sagen sollen? — springt auf, seufzt und ruft endlich: «Ach Fergus, schöner teurer Freund! Freund? Törin ich, was habe ich gesagt! Noch nie hat er mich gesehen bis heute: wie bin ich so kühn, ihn Freund zu nennen? Man hätte wohl recht, mich töricht und keck zugleich zu 388 heißen, daß ich mir jemanden in den Kopf setze, den ich in meinem Leben früher noch nicht gesehen habe, und der kein Wort mit mir gesprochen hat. — Und morgen früh wird er fortreiten und sich meiner nicht mehr erinnern. Ich weiß auch nicht, warum er sich meiner erinnern sollte, denn er kann doch nicht überall sich verlieben, wo er Herberge nimmt. — Also morgen früh wird er fortreiten. — Wird dann die Liebe mich wirklich töten? Einen Mord würde sie an mir begehen, wenn sie mich durch solchen Kummer tötete. — Ach! wüßte er, wie innig ich ihn liebe, er wäre nicht so grausam, er hätte Mitleid mit mir. — Aber er wird es nie wissen, — wenn ich es ihm nicht sage. Ihm es sagen! Welch törichtes Wort, — so sollte ich meinen Stamm entehren! Lieber wollte ich auf dem Totenbett liegen als zuerst um Liebe werben. — Was werde ich also tun? Ich werde fliehen und diese Liebe vergessen. Ich will nicht mehr von ihm sprechen hören. Mein Vater will mich ja verheiraten an einen König, einen mächtigen Fürsten und schöner, glaube ich, als dieser. — Schöner? O der Torheit! Es gibt

keinen von hier bis nach Pavia, der schöner und gewandter sei als er. Gewiß, wüßte er, wie ich jetzt gegen ihn gefrevelt, nie würde er, glaube ich, mich lieben. — Lieben? Auch nicht ein bißchen liebt er mich. Hat er mir es doch durch nichts gezeigt. Liebte er mich irgendwie, so hätte er gestern abend doch mich gebeten, seine Geliebte zu werden. — Aber vielleicht wußte er nicht, wie er sich dazu anstellen sollte.» — So wogen ihre Gedanken hin und her. Nach langen Kämpfen und Qualen endlich entschließt sie sich, zu Fergus zu gehen. Mit großer Angst schleicht sie in sein Zimmer und hier noch streiten Scham und Liebe, bis sie endlich doch vor seinem Bette niederkniet, ihn leise weckt und dem Verwunderten ihre Liebe gesteht. Er aber will ihre Liebe erst annehmen, wenn er eine Heldentat vollbracht hat. Jammernd eilt sie hinweg und will nächsten Tag zu ihren Eltern zurückkehren.

Doch ich muß es mir versagen, die ferneren Begebenheiten des Gedichtes in dieser Ausführlichkeit wiederzugeben und dadurch die realistische Kraft und die wirkungsvolle Beredsamkeit des Verfassers zur Anschauung zu bringen. Nur auf einigen wichtigeren Momenten werde ich im Verlauf der Analyse mir noch zu verweilen erlauben.

Fergus besteht sein Abenteuer, nimmt den Schleier vom Hals des elfenbeinernen Löwen und besiegt den schwarzen Ritter, den er zu König Artus schickt, seine Niederlage zu verkünden. Nach Lidel zurückgekehrt erfährt er, daß Galiene verschwunden ist, und spricht seinen Schmerz in langen figurenreichen Klagereden aus. Das hindert ihn aber nicht, denselben Abend noch zwei Kämpfe untergeordneter Bedeutung zu bestehen. Die Besiegten müssen wie der schwarze Ritter Fergus' Ruhm bei König Artus verkünden. Die Erzählung wendet sich auf kurze Zeit zum Hofe zurück und schildert den Eindruck, welchen 389 die Zeugen von Fergus' Siegen auf den König und die Ritter der Tafelrunde hervorbringen.

Fergus aber irrt verzweifelnd und halb wahnsinnig umher über ein Jahr, von rohem Wilde lebend. Ein Zwerg an einer prophetischen Quelle belehrt ihn endlich, daß er Galienen wiedersehen werde, wenn er den schönen Schild im Turm von Dunostre, südlich von Aberdeen am deutschen Meere, gewonnen habe. Er macht die große Reise dorthin durch die Grafschaft Lodian — dem bekannten Midlothian südlich von Edinburg — über den Firth of Forth, den Meerbusen von Edinburg, dann durch Schottland aufwärts. In Dunostre erschlägt er eine Hexe, welche den Schild bewachte, und kehrt mit seiner Beute auf demselben Weg zurück. In Lodian erfährt er, daß seine geliebte Galiene Fürstin des Landes ist, aber in Roxburgh am Tweed von einem fremden König, dem sie ihre Hand versagt, belagert wird. Ihre Eltern waren gestorben und sie ihrem Vater auf dem Throne gefolgt. Er eilt natürlich, sie sofort zu befreien und zu erwerben, verirrt sich aber auf dem Wege und gelangt zum Mont Dolerous, südlich von Edinburg, nicht weit von Roxburgh, wo er einen Kampf mit dem Gatten jener Hexe vom Turm Dunostre zu bestehen hat. Nachdem er ihn mit seinem Sohne erschlagen und in der Pflege schöner Jungfrauen etwas ausgeruht hat, reitet er nach Roxburgh hinüber, bricht in die Reihen der Belagerer ein, tötet den Seneschall, sticht den Neffen des Königs vom Pferde und schickt dieses als Huldigung eines Unbekannten an Galienen. Ohne sich zu erkennen zu geben, verschwindet er im Walde und kehrt nach Mont Dolerous zurück. Den nächsten Tag aber und so fort eine Woche hindurch mischt er sich wieder in den Kampf und fügt den Belagerern großen Schaden zu. Da schickt der König seinen hitzköpfigen Neffen Arthofilaus zu Galienen, sie zur Übergabe aufzufordern. Sobald dieser den Auftrag erhalten, sitzt er auf und reitet in gestrecktem Galopp bis zu dem nächsten Tor von Roxburgh. Der Mann, welcher dort die Wache hat, nähert sich ihm. Arthofilaus schreit ihn grob an: «Öffne die Pforte, du Lümmel. Der Teufel hat dich

zum Türhüter bestellt: öffne augenblicklich!» «Herr! nur fein sachte», sagt der Türhüter. «Bei Gott, ihr werdet mir erst sagen, hoffe ich, wer ihr seid und was ihr suchet, sonst werdet ihr keinen Fuß hereinsetzen.» «Ich es dir sagen! du Hurensohn! Gott möge dir die Pest schenken! Ist es bei deiner Herrin Gewohnheit, daß man dem Türhüter seine Botschaft ausrichtet? Zum Teufel! ist sie denn eine Viehmagd? Beim Leib des heiligen Petrus! jetzt habe ich eine noch schlechtere Meinung von ihr als früher!» — Da öffnet der Mann die Pforte, Arthofilaus reitet in die Stadt mit gehobener Lanze und grüßt weder Mann noch Frau. Vor dem Palast hält er, bindet sein Pferd an und steigt die Stufen hinauf zum Saale, wo die Königin und ihre Frauen sitzen. Ohne sich zu verneigen, spricht er sie an: «Madame! jetzt schweiget still! Der König, mein Herr, sendet mich und befiehlt euch durch mich, daß ihr ohne zu zaudern ihm diese Stadt und euch 390 selbst übergebet. Er hat schon beschlossen, was er mit euch tun wird. Seinen Knechten wird er euch überlassen. Er selbst wird sich nicht entwürdigen, euch zu nehmen, ebensowenig als er in einen Sumpf spränge[1]»: — wolle sie das nicht, so möge sie einen Kämpfer für sich stellen.

Über diese unverschämte Anrede gewaltig aufgebracht, sagt ihm Galiene auch schlimme Dinge: «Herr Ritter! Ihr habt wohl nüchtern einen Trunk getan. Übel bekomme es dem, der euch so viel eingeschenkt hat. Ihr seid ja nicht gewohnt, daß der Wein so wohlfeil ist. Wirklich, der König hat sehr unrecht getan, daß er euch hergeschickt hat, anstatt euch schlafen zu lassen. Geht, ruht ein wenig aus. Dann kommt zurück und erzählt mir gefälligst eure Neuigkeiten, — wie es eurem Herrn geht.

[1] Die Drohung, Galienen den Knechten preiszugeben, ist höchst wahrscheinlich interpoliert, wie ich an einem anderen Orte gezeigt habe, aber sie stand schon in der ältesten für uns erreichbaren Tradition und scheint dem Geschmacke des Publikums ganz entsprochen zu haben.

Ich glaube, wieviel Nägelköpfe es an den Pforten dieses Schlosses gibt, muß er bereits wissen, denn er hat volle Muße sie zu zählen. Meinetwegen kann er schon wieder nach Hause gehen: ich werde ihn nicht aufhalten.»

Als Arthofilaus das anhören mußte, wäre er beinah zersprungen vor Scham und Bosheit. Aber er ließ nichts merken und besteht nur darauf, daß ihr Zwist mit seinem Herrn durch Zweikampf ausgetragen werde: je einer oder je zwei aus beiden Heeren sollten um die Entscheidung kämpfen. In ihrem Übermut aber erklärt Galiene, nur Einen Ritter werde sie gegen zwei des Königs stellen. Und dabei bleibt es.

Aber Galiene muß bald ihr unbedachtes Anerbieten bereuen. Keiner ihrer Ritter ist bereit, die gefährliche Aufgabe zu übernehmen. Vergebens bemüht sich die Dienerin Galienens, Arondele, einen Helden der Tafelrunde ihrer Herrin zu gewinnen. Die sind alle ausgezogen, Fergus zu suchen. Auf dem Rückweg trifft sie diesen zufällig auf der Burg Mont Dolerous, ohne ihn zu kennen und ohne ihm kriegerische Tüchtigkeit zuzutrauen. Nur als ihrem freundlichen Wirt erzählt sie ihm das Leid ihrer Herrin, auf seine Fragen auch deren frühere Geschichte und daß sie noch immer jenen jungen Ritter liebe, der sie zurückgewiesen. Traurig kommt sie zu Galienen zurück. Als diese hört, daß es keine Hoffnung gebe, fällt sie zuerst in Ohnmacht, gerät dann in Wut und Verzweiflung, schilt ihre feigen Ritter, will sich töten, und bricht endlich in folgende Klagen aus: «O ich Unglückliche! Wie bin ich zu böser Stunde geboren, und elend, in der Tat, ganz und gar. Was zaudre ich doch und stoße mir nicht ein Messer durch meine Brust! soll ich etwa warten, bis jener schändliche König mich in seinen Armen hält. Fieberglut soll ihn verzehren und das höllische Feuer eher brennen, als ich die Seine werde. Die Seine! Nie möge das Gott zulassen, daß ich ihm zu Willen sei. Das wäre ja eine Schmach für meinen Geliebten. Meinen Geliebten! Ach was sage ich. Wie ver-

messen spreche ich. Werde ich denn mit Gewalt seine Geliebte sein? Was weiß ich denn, ob er tot oder am Leben ist? — Aber ich glaube es nicht, bei Sankt Denis. 391 Gar wohl hätte ich es gemerkt. Die lichte Sonne hätte ja den dritten Teil ihres Glanzes verloren, wenn mein Geliebter gestorben wäre. — Aber es sind wohl zwei Jahre, daß ich ihn nicht gesehen habe. Das ist nicht seine Schuld: was könnte ich ihm vorwerfen? Aber mich sollte man töten, daß ich damals nicht seine Rückkehr nach Lidel abgewartet habe. Mein Onkel hätte ihn mir ja zum Manne gegeben, wenn ich ihn gebeten hätte: denn in meinen Augen war er schön genug. Schön! bei Gott, ob er schön war! Und hätte er einen Sack an und ich ein gesticktes Ciclatkleid, so wäre er doch hundertmal schöner als ich. Denn er hat blaue lachende Augen, und sein Antlitz leuchtet so hell wie eine Rose an einem Maimorgen. — Aber das ist gewiß, mein schöner süßer Freund, daß ich verloren bin. Denn ihr werdet mir nicht beistehen in meiner Not: ich weiß wohl, niemals werde ich euch wiedersehen. Morgen vor Tagesanbruch werde ich mich vom Turme stürzen. So wird mein Leben enden.»

Am nächsten Tage, als kein Retter naht, steigt sie in der Tat einsam und trostlos — denn jeden Tröster weist sie zurück — auf den Turm und stellt sich zu einem Pfeiler, der dreißig Ellen tief abstürzt. Da bereitet sie sich zu ihrem Todessprung vor und zieht ihre Kleider fest um den Leib, daß der Wind sich nicht darein verfange und ihren Schwung aufhalte. Gerade will sie sich hinunterstürzen, da ruft eine Stimme vom Himmel: «Mädchen, du bist nicht klug, sieh doch dort hin zum Wald.» Sie tut es und sieht den Wald hell erleuchtet, als ob er in Flammen stünde. Es ist Fergus mit dem schönen Schild. Er besiegt nun beide Gegner, Arthofilaus und den König. Dieser gibt Galienen zu erkennen, wer ihr Befreier ist. Sie begibt sich zu König Artus, der eben mit seinen Genossen darauf sinnt, wie er von Fergus

Nachricht bekommen könnte, — und unter dem Vorwand politischer Rücksichten bittet sie den Landesfürsten, ihr den Ritter mit dem schönen Schild zum Manne zu geben. Gawan führt ihn, der unerkannt in der Nähe weilt, herbei, und die Vermählung geht unter allgemeiner Billigung vor sich.

II. Über die typische Natur der altfranzösischen Romane nach deren Inhalt.

Auch wer nur der Umrisse des deutschen Parzifals sich erinnert, wird die ungemeine Ähnlichkeit bemerken, welche besonders in den ersten Partien der Erzählung zwischen diesem und unserem Roman statt hat, sie ist auch schon längst, zuerst glaube ich von Heinrich, bemerkt worden[1]; s. Villemarqué, Romans de la Table Ronde S. 397. Ein Jüngling, unritterlich erzogen, wird ein Spiegel der Ritterschaft und eine Zierde der Tafelrunde. Wenn wir vom Gral absehen, ist dies die Formel, auf welche der Roman von Parzifal wie der von Fergus gebracht werden können. Aber die Übereinstimmung geht viel weiter. Fergus wie Parzifal werden durch den Anblick einer vorüberziehenden glänzenden Ritterschar heftig ergriffen, beide fragen sofort, wie sie zur Ritterwürde gelangen können, beide besiegen den Widerstand im elter- 392 lichen Hause, erhalten aber eine bäurische und lächerliche Ausrüstung. Auch der Schmerz der Mutter, der wohlwollende Empfang bei Hofe, statt dessen nur Keie Spott für den wunderlichen Ankömmling hat, die Belehrung über ritterliche Sitte, welche beide bei einem älteren Ritter finden, sind gemeinsam. Bis auf unbedeutende Kleinigkeiten erstreckt sich die Ähnlichkeit: jenen freundlichen Ritter, der sich des Unerfahrenen annimmt, finden Parzifal und Fergus auf der Brücke seines Schlosses;

[1] [G. A. Heinrich, Le Parcival de Wolfram d'Eschenbach et la légende du saint Graal, Paris 1855, p. 215.]

der Narr an Artus' Hof nimmt für Parzifal wie für Fergus Partei und gerät dadurch in Streit mit Keie.[1]

Einiges hat der Dichter auch dem Chevalier au lion, unserem Iwein, abgesehen, s. Martin S. XVIII, vor allem die Vermessenheit, mit welcher die Dame — im Iwein

---

[1] Martin sieht außerdem in dem nächtlichen Besuch Galienens bei Fergus eine Nachahmung jener ähnlichen Szene zwischen Parzifal und Blanscheflur — so heißt bei Crestien de Troyes Wolframs Condwiramur. Aber nicht Liebe, sondern Sorge für ihre Ehre und das Wohl ihres Landes treibt Blanscheflur zu einem Schritte, der ihre Sittsamkeit verdächtigen könnte, während Galiene ihrer Leidenschaft folgt wie eine Demoiselle irgend eines karolingischen Romanes. L. Gautier behauptet, es gäbe dort 20 bis 30 Fälle solcher Liebeswerbungen, Épopées françaises 1, 18. 19 und 128, und sehr häufig sind sie jedenfalls. Ähnliches aus den nicht nationalen Epopöen stellt Jonckbloet zusammen, Walewein 2, S. 301. Wenn aber die äußere Ähnlichkeit des Vorganges im Fergus wie im Parzifal genügen soll, die Abhängigkeit des Motives zu beweisen, weil so viele andere Punkte stimmen, welche nicht ein Gemeingut der epischen Poesie waren, dann müßte man noch manches andere hieherzählen, vor allem die Freundschaft, welche Fergus wie Parzifal mit Gawan verbindet. Aber Gawan ist auch Freund Iweins, Tristans, Meraugis', Lancelots im Chevalier de la Charrette etc. — Ein Gegenstück dazu ist die treue Dienerin und Freundin, welche die französische Epik uns in einer Reihe liebenswürdiger Gestalten vorführt: Arondele ist keine unwürdige Schwester der schlauen Lunete, der bis in den Tod getreuen Brangäne. — Dann die Episode von Fergus' Wahnsinn. Wahnsinn oder eine ihm ähnliche verzweifelnde Gemütsstimmung ist beinahe ein notwendiges Erfordernis des Artus-Romans. Er erscheint gerade in den berühmtesten, im Parzifal, Iwein, Meraugis, wie im Fergus, im Gipfelpunkte der Erzählung, als Episode im Tristan und Lancelot. Im französischen Prosaroman von Lancelot hat der Held wiederholte Anfälle, Jonckbloet 2, LXXVI. CLI. Noch Don Quixote glaubte seinen Roman, ohne einen Versuch, diesen Geisteszustand nachzuempfinden, nicht gehörig gespielt zu haben. Das Motiv drang dann mit so vielen andern in den karolingischen Roman. [Partonopier. Wolfdietrich.] — Auch daß ein Ritter Artus' Hof verläßt, dann schwer vermißt und durch Gawan zurückgebracht wird, ist ungemein häufig, s. Villemarqué, Romans de la Table Ronde S. 49. Schon der wälsche Dialog zwischen Tristan und Gawan bietet die Schlußszene dieses Vorgangs.

ist es die Dienerin — auf ihre gute Sache vertrauend, einen einzigen Kämpfer zweien oder dreien ihrer Gegner gegenüberstellen will; s. Chevalier au lion ed. Holland 3674, im deutschen Iwein 4145.[1] — Aber im wesentlichen war offenbar Crestiens Percheval sein Vorbild und Muster, er erwähnt diesen wiederholt und seine Belesenheit in Crestiens Werken steht außer allem Zweifel.

Wie ist nun jene Ähnlichkeit mit einem älteren Dichtwerke zu verstehen? Denn der Fergus stammt, wie Martin zeigt, wahrscheinlich aus dem ersten Viertel des 393 13. Jahrhunderts. — Offenbar nicht als ein Versuch des jüngeren Dichters, das Verdienst einer glücklichen Erfindung für sich in Anspruch zu nehmen. Crestiens Percheval war ja ein wohlbekanntes vielgelesenes Werk. Aber die Ähnlichkeit beider Werke besteht auch nicht bloß in einer Wiederkehr solcher Motive, welche in einer bestimmten Kunst- und Kulturepoche sich beinahe notwendig in allen größeren Werken einer Kunstgattung finden müssen, wie etwa das Liebesverhältnis in der modernen Tragödie, der Ehebruch im französischen Roman der vierziger Jahre, der geprellte Alte in der römischen und italienischen Komödie: dazu geht die Übereinstimmung zu sehr ins einzelne; auch wissen wir nicht, daß die Zustände der Champagne oder Flanderns, oder überhaupt der französisch sprechenden Gesellschaft gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Entstehung eines poetischen Vorwurfs, den man die Verherrlichung der Einfalt nennen könnte, begünstigt haben. Nichts weist darauf hin. In der Bretagne aber war der Stoff heimisch, nicht nur literarisch, auch im Leben. — Schon Souvestre hat eine bretonische Sage von Peronik gefunden, welche große Ähnlichkeit mit dem Stoffe des Parzifal zeigt. Noch wichtiger sind die Lieder, welche auf Morvan, einen bretonischen Häuptling des 9. Jahrhunderts, gesungen wurden, der gegen Ludwig den

[1] [Überantwortung der Dame *au garçon*, Iwein 4496. — Auch Erec, Anfang: Hirschjagd, Erec findet keine Herberge.]

Frommen kämpfte. Eine weniger reine Überlieferung ist der wälsche Peredur. Es ist wohl möglich, daß die Märchen, welche von ihm erzählen, schon die französischen Bearbeitungen voraussetzen. — Ob dasjenige, was die bretonischen Morvanlieder mit der Geschichte von Parzifal gemein haben, sich wirklich zugetragen hat oder dem Charakter des historischen Morvan entspricht, wissen wir nicht. Beides wäre nicht unglaublich: denn im 14. Jahrhundert erzählt die Geschichte von dem berühmtesten bretonischen Ritter und Feldherrn ganz Ähnliches: von du Guesclin, der seiner Tölpelhaftigkeit, seiner schlechten Bewaffnung, seines unansehnlichen Pferdchens wegen erst nur Hohn erntete und doch in seinem 17. Jahre schon bei einem Turniere allgemeine Bewunderung erregte. Auch die Flucht aus dem elterlichen Hause und die Pietät gegen seinen Vater stimmen trefflich zu den Schicksalen und dem Charakter des Romanhelden.

In der Bretagne also würde die Wiederkehr des Parzifal-Motivs in verschiedenen Dichtungen nicht als Entlehnung anzusehen sein, — wohl aber in Frankreich: — als eine Entlehnung jedoch, zu welcher jedermann berechtigt war. Es hatte sich in Frankreich durch lang unterhaltene poetische Tätigkeit ein Vorrat von einzelnen epischen Motiven und ganzen epischen Plänen aufgehäuft, aus dem jeder einzelne zu schöpfen ebenso berechtigt war als aus dem Schatze der epischen Formeln und der poetischen Diktion. Schon Gervinus hat in seiner Analyse des deutschen Lancelot (Geschichte der deutschen Nationalliteratur I^4, 262) auf die typische Natur des Artus-Romanes hingewiesen. — Wir finden, abgesehen von Motiven, welche beinahe überall vorkommen, daß besonders die Parzifal- und die Tristanfabel nicht nur einzelne Szenen, sondern mehrere zu einem Schema verbundene mit einer
394 Reihe anderer Dichtungen gemein haben. So knüpfen sich an den Parzifal Fergus, Blancandin, Tristan von Nanteuil, an den Tristan Cliges, Lancelot, Guy de Warwyke; — ferner Aye d'Avignon, Guillaume de Palerme,

Aiol, der Roman de l'escoufle, Amadas, und ebenfalls Blancandin.[1]

[1] Es liegt mir ob, das im Text Gesagte zu begründen. Lancelot wird in unritterlicher Einsamkeit erzogen wie Parzifal [Wigalois], von einer Meerfrau wie Wigamur. Sein Eintritt in die Welt ist ebenso unvorbereitet, unbeholfen, als der Parzifals. Er wird von einem Zwerg beschimpft wie Erec und Meraugis von einem alten Weibe. Die Tochter seines Wirtes verliebt sich ebenso rasch in ihn, als Galiene in Fergus. Ein nächtlicher Besuch folgt wie im Parzifal und ähnlicher im Fergus; am nächsten aber steht der Besuch, welchen ein ungenanntes Burgfräulein Hestor macht, der ihre Hand verschmäht und ihr erklärt, er könne nicht an Liebe denken, bevor er seine Abenteuer bestanden habe; Jonckbloet, Roman van Lancelot 2, S. LIV; vgl. auch S. LXXII. — Bei einem Brunnen im Walde findet Lancelot eine Glocke. Der sie läutet, muß auf einen gefährlichen Kampf gefaßt sein. Ganz wie im Iwein. Dann Riesen- und Löwenkämpfe wie beinahe überall. — Sonst ist die Wiederkehr des Parzifal-Planes oder einzelner Motive dieses Romanes nicht gerade häufig. Blancandin, der Held eines Roman d'aventure des 13. Jahrhunderts, wird auch unritterlich erzogen (Hist. Lit. 15, 197. 22, 765. 952) und eine Art Karikatur des Parzifal ist Tristan de Nanteuil, der aus halbtierischer Roheit zu ritterlicher Tapferkeit und feiner Sitte herangebildet wird; s. Roman. Jahrbuch 9, 1. Der Witz ist aber eigentlich der, den Naturmenschen mit seinen ungebändigten Trieben der Sinnlichkeit und seiner Abneigung vor Schmerz und Gefahr der ritterlichen Gesellschaft gegenüberzustellen, ein Thema, welches das Zeitalter Rousseaus in einer langen Reihe von nicht besonders erquicklichen Romanen und Novellen nicht müde ward zu bearbeiten. — Die Gawan-Episode im Parzifal hat Raoul de Houdenc nachgeahmt im Meraugis.

Mit der Fabel von Parzifal ward früh verbunden die Geschichte des jugendlichen Liebespaares Schionatulanders und Signnens. Die verhängnisvolle Leine eines Jagdhundes ist nachgeahmt in der Mule sans frain. Das Abenteuer dreht sich um den Zaum eines Maultieres, welchen der Ritter seiner Dame wieder verschaffen will.

Viel häufiger kehrte die Fabel und einzelne Szenen der Tristan-Dichtung wieder. Das Motiv des Ehebruches allein brauchte nicht auf poetischer Tradition zu beruhen. Die gesellschaftlichen 395 Verhältnisse des 12. wie des 19. Jahrhunderts drängten es der Literatur auf: aber wenn im Cliges der betrogene Fürst ein Verwandter des Helden ist, so scheint doch Erinnerung an die Sagen von Mordred und Tristan gewaltet zu haben. Besonders wenn

427 Am meisten aber hatte sich eine bestimmte Kunstform des Inhalts ausgebildet bei einer Abart des Roman d'aven-

---

noch Nebenumstände stimmen wie im Lancelot die Entführung der Königin durch einen Räuber und ihre Befreiung durch Lancelot, die blutigen Spuren im Bett. Auch die Gesinnung Lancelots ist ganz die Tristans: nicht die Königin für sich zu erwerben und ausschließlich zu besitzen ist sein Ziel — dadurch würde ihre Ehre leiden —, sondern vor der Welt soll sie seinem Herrn Gattin und Königin sein und im stillen ihn beglücken. Deshalb gibt er sich alle Mühe, als sie von Artus ungerecht verdächtigt und verstoßen wird, sie zu ihm zurückzuführen und in alle ihre Ehren einzusetzen. Dieser Begriff von Liebe und Ehre ist allerdings auch sonst historisch bezeugt — Zeitschrift für österr. Gymn. 1868 S. 551 ff. [s. oben S. 44 ff.] und dazu die franz. Romanze bei Bartsch Nr. 64 —, aber zu unumschränkter Herrschaft war er natürlich nie gelangt. Cliges verlangt nichts Besseres als seine entführte Geliebte in idyllischer Abgeschiedenheit zu besitzen. Außer den Grundmotiven verbindet auch der Zaubertrank Cliges mit der Tristan-Fabel. — Viel näher aber als beide steht ihr Guy de Warwyke. Der Held wird als Kind seiner Schönheit wegen von russischen Kaufleuten entführt. Der treue Diener Harold, bei dem er erzogen worden, wird Pilger, um ihn zu suchen. Guy tritt in den Dienst des Kaisers, ein neidischer Seneschall klagt ihn an, die Tochter seines Herrn verführt zu haben. Er wird von seiner Geliebten getrennt und ist im Begriff, eine andere zu heiraten: da erinnert er sich beim Anblick des Brautringes seiner früheren Geliebten und tritt zurück. — Sterbend schickt er seiner Frau einen Ring, mit der Bitte, zu ihm zu kommen, sie kommt zu spät und stirbt an seiner Leiche. Auch die Riesen- und Drachenkämpfe kommen vor. — Dieser Liebesroman von der Gattung, welche die Franzosen *Roman d'aventure* nennen, steht dem Tristan so nahe wie Fergus dem Parzifal, nur mit Artus ist Guy de Warwyke nicht in Verbindung gebracht und insofern ein *Roman d'aventure* reinerer Gattung; Hist. Lit. 22, 847 ff. — Einzelheiten der Tristan-Gedichte finden sich sonst vielfach wieder. Das Jugendleben Tristans bei Marke: im Aye d'Avignon, — der junge Garnier 396 spielt am Hofe Karls des Großen eine Rolle, sehr ähnlich jener Tristans am Hofe seines Oheims; — Hist. Lit. 22, 335. — Das Waldleben der Liebenden: im Guillaume de Palerme. Zwei Liebende fliehen in einen Wald, werden von einem Wolf genährt und in einer Höhle schlafend gefunden; Hist. Lit. 22, 835; im Aiol: Einsames Waldleben von Mann und Frau mit ihrem Kinde und einem Pferde; Hist. Lit. 22, 275. Auch der Roman de l'escoufle hat die Situation in ziemlich ähnlicher Form, Hist. Lit.

ture und im jüngeren karolingischen Roman, so daß der Dichter durch die Wahl einer Voraussetzung zur Annahme einer ganz bestimmten Ausführung beinahe genötigt wurde. Die Franzosen haben für derartige epische Gerippe oder Schemas einen glücklichen Ausdruck gefunden, den *Moule épique*. L. Gautier beschreibt den des nationalen Heldengedichts im 13. und 14. Jahrhundert auf folgende Weise: Der Beginn ist eine Versammlung der Barone bei Karl dem Großen, ein Hoftag, es erfolgt eine Ausforderung durch einen heidnischen Fürsten, ein fürchterlicher Krieg entbrennt, der beendigt wird durch den Verrat einer heidnischen Prinzessin, welche der Liebe zu einem Christenritter nicht widerstehen kann. Den Schluß bildet die Einnahme der feindlichen Stadt. S. Épopées françaises

---

22, 812, obwohl der Typus der Eustachius-Legende, des Guillaume d'Angleterre, der guten Frau zugrunde liegt. — Der treue Hund: im Guillaume de Palerme vertritt ein Pferd dessen Stelle. Hist. Lit. 22, 837. — Tristan wird als Narr geschlagen: Ydoine läßt im Roman Amadas ihren Geliebten ebenso schimpflich durch ihre Knechte behandeln: unmittelbar vorher geht ein Vergleich mit Tristan und Isolde. Hist. Lit. 22, 761. — Die unvollzogene Ehe hat ihr Seitenstück nicht nur im Guy de Warwyke: auch in dem eben erwähnten Amadas enthält sich der ungeliebte Gatte Ydoinens, aber aus Furcht vor einer Prophezeiung. — Tristan und Kaedin aber finden wir deutlich in jenem Blancandin, dessen Anfang mit Parzifal Ähnlichkeit gezeigt hatte. Blancandin, entfernt von der Geliebten, dient einem fremden Könige und befreundet sich mit dessen Sohne. Er teilt ihm seine Liebe zu Orgueillousen mit und seinen Wunsch, sie zu sehen. Sein junger Freund begleitet ihn. Hist. Lit. 15, 197. 22, 765. 952.

Die Lancelot-Motive wiederholen sich im Prosaroman selbst. Der Wahnsinn des Helden kommt, wie eben erwähnt, zweimal vor. — Ein toter oder verwundeter Ritter wird auf einer Bahre hereingetragen: wer den Splitter aus seiner Wunde zieht, oder wer ihn von der Bahre hebt, übernimmt die Verpflichtung, ihn zu rächen. Jonckbloet 2, XX. LIII. LXVII. CXXXIV. Die einsame Insel aber, auf welche Lancelot mit Pelles' Tochter sich zurückzieht, und die Pinie, um welche die Mädchen Winter und Sommer unaufhörlich Reigen tanzen, erinnern an die immergrüne Zauberpinie im Meraugis; auch um diese sitzen die Mädchen herum und singen Tanzlieder.

1, 117 f. 239 ff. Ebenso übereinstimmend ist der Aufbau einer Reihe von Romans d'aventure: Ein junger Knappe verliebt sich in die Tochter seines Herrn — s. den Hofmeister in deutschen Romanen —, nach langem Zaudern wagt er ihr seine Neigung zu gestehen, sie verschmäht ihn: dann gefährlich erkrankt, findet er Mitleid: die Geliebte fordert ihn auf, durch kühne Taten sich ihrer wert zu machen, und reicht dem glücklich Heimgekehrten ihre Hand. S. Hist. Lit. 22, 841.

Ganz kann auch die höchst entwickelte Kunst des Typus nicht entbehren. Die Kunstform der Tragödie verlangt gebieterisch bestimmte Ereignisse, ein gewisses Kostüm.[1] So die französische Tragödie des 17. Jahrhunderts. Ihren strengen Formen entspricht der typische Inhalt: fürstlicher Rang, große Taten oder große Leiden, schließlich der Tod der wichtigsten Personen, des Helden; daneben ein Liebesverhältnis und bestimmte Charaktere. Auch der bedeutungsvolle Traum ist beinahe Regel, L. Gautier, Épopées franç. p. 118 f. Die Shakespearesche Tragödie hatte ebenfalls an der adeligen Geburt oder hohen Stellung des Helden festgehalten, seinem Tode mußte große Schuld vorhergehen. Komisch — oder sehr belehrend ist es, daß Tasso, der in seiner Gerusalemme wohl unter allen Epikern der italienischen Renaissance am bewußtesten nach einer festen Kunstform strebte, glaubte, es gehöre zum epischen Apparat, die Helden einer Partei sowohl durch einen Katalog als durch eine Teichoskopie 428 dem Leser vor die Augen zu führen; im ersten und dritten Gesang. Eine Zufälligkeit, welche in der Entstehung des homerischen Epos begründet ist und in unseren Augen als ein Kunstfehler zu betrachten wäre, gelangte durch die hohe Achtung, welche die homerische Poesie durch so viele Jahrhunderte genossen hatte, zur Geltung einer Kunstforderung.

[1] [Auch die Beredsamkeit; s. Bossuets Leichenreden auf fürstliche Personen.]

Aber am meisten geeignet, Typen zu erzeugen, sind jene Kunstgattungen, welche den Bedürfnissen der großen Massen entgegenkommen, deren Phantasie zu beschäftigen, deren Gefühlsansprüche zu befriedigen bestimmt sind. Dunlop an verschiedenen Orten seiner *History of fiction* und Gervinus in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur I[4], 264 haben die ähnlichen Motive der griechischen Romane hervorgehoben, und K. Hofmann sucht in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie vom Jahre 1871 S. 416 eine Art *moule* derselben zu geben. Und in der Tat, wer ein paar derselben gelesen, wird, wenn er an einen neuen geht, bei gewissen Punkten der Erzählung mit einiger Sicherheit die weitere Entwicklung voraussagen können, und in der ganzen abendländischen Romanliteratur spuken die Entführungen, Verwechslungen, Verkleidungen, Erkennungen, die Seeräuber — ähnlich den Zigeunern der deutschen Romane —, die Ringe und Wahrzeichen, der ganze Apparat, dessen sich die Griechen von Diogenes bis auf Achilles Tatius bedient hatten. Daneben war schon früh Apollonius von Tyrus übersetzt und über seine Fabel frei verfügt worden. S. K. Hofmann, Münchner Sitzungsberichte 1871 S. 417.

Ähnlich verhält es sich mit den bretonischen Fabeln und den französischen Romanen. Auch hier wurden nicht nur einzelne Stoffe wie die Tristan-, die Parzifal-, die Iwein-Sage herübergenommen, sondern die Franzosen bedienten sich dieser und der anderen Fabeln und des ganzen bretonischen Vorrats an epischen Personen und Motiven nach Bedürfnis. Bei aller Unsicherheit im einzelnen wird man über diesen Vorgang der Kulturübertragung soviel sagen können. Die Bretonen besaßen einen reichen Schatz epischer Dichtung. In welchem Stadium sie stand, ob sie schon abgeschlossen, schon zyklisch geworden war, wissen wir nicht, doch möchte man es vermuten. Die Franzosen bearbeiteten einige der berühmtesten Dichtungen. Daß der Anteil, welchen

Crestien de Troyes oder Marie de France durch poetische Erfindung und ausführende Darstellung an ihren Romanen und Erzählungen bretonischen Ursprungs hatten, ein ungleich größerer war als jener, welchen die deutschen Dichter ihren französischen Originalen gegenüber behaupten dürfen, ist kaum zu bezweifeln; schon deshalb nicht, weil die Bretonen wahrscheinlich nur kurze Balladen hatten und an Sitten und ritterlicher Bildung so weit von den Franzosen abstanden. Auch hat außer Marie de France (s. Villemarqué, Barzaz Breiz S. 155) wahrscheinlich kein französischer Dichter des 12. oder 13. Jahrhunderts bretonisch verstanden. Ihre Berufungen auf Bücher werden nicht die unmittelbaren bretonischen Quellen, sondern lateinische Übersetzungen meinen, die ja bezeugt sind. 429 Möglich, daß diese schon angefangen hatten, den Stoff der bretonischen Lais ins Ritterliche umzugestalten.

Diese bretonischen Lais müssen eine ungemeine Anziehungskraft gehabt haben. Nicht nur Heinrich II., das ganze gebildete Frankreich und England verliebte sich in die wunderlichen Erzählungen. Die in ihnen geschilderten Begebenheiten schienen viel romantischer als die karolingischen Gesten. Der neue Inhalt, welchen das Leben durch das Rittertum erworben hatte, ließ sich mit all seinen Idealen so bequem in jene Rahmen tragen, so bequem und so unberechtigt, als Wieland seine moralischen, politischen, religiösen Ansichten durch Personen und Begebenheiten des griechischen Altertums zur Anschauung brachte, weil das griechische Kostüm für unbedingt schöner galt als jedes moderne, — oder wie Byron seinen Weltschmerz in orientalisches Gewand kleidete. — Erinnern wir uns dabei, daß keltisches Altertum, keltische Sitte und Natur ja im 18. Jahrhundert und in der Gegenwart noch einmal die Phantasie beinahe des ganzen gebildeten Europa für eine Zeitlang gefangen genommen und beherrscht haben: der Macphersonsche Ossian, Mackenzie und Walter Scott, die Lakisten.

Die französischen Romane zeigen auch ganz deutlich,

daß sie in einem romantischen Zeitalter spielen. Die weiten Reisen, welche die Ritter mit ihren jungfräulichen Damen machen, die Turniere, zu denen jeder Ritter seine Geliebte mitbringt, die Botinnen, welche allein und gewöhnlich ungefährdet durch das ganze Land ziehen — worüber sich Ariosto wundert —, die einfachen Sitten bei Hofe und auf den Schlössern der mächtigsten Ritter, welche z. B. Tristans berühmten Bettsprung ermöglichten, das ist weder französisch noch deutsch, muß aber in bretonischer oder wälscher Lebensweise begründet sein. Wie barbarisch erscheint so vieles selbst noch in den wälschen Mabinogion, die doch aus dem 14. Jahrhundert stammen. — Der französische Prosaroman von Lancelot findet es auch nötig zu erklären, daß zur Zeit der Tafelrunde es für einen Ritter höchst unanständig war, auf einem Wagen zu fahren, Jonckbloet 2, LXXXIV.

Wenn die Franzosen aber den ganzen Lebensgang eines bretonischen Kriegers auf einen beliebigen Romanhelden übertrugen, oder einzelne Schicksale oder Abenteuer derselben mit ganz verschiedenen Voraussetzungen in Verbindung brachten, zu rein künstlerischen Zwecken verwendeten, so taten sie nichts anderes als was die Bretonen selbst zu tun pflegten. Wir haben allen Grund zu vermuten, daß ihre Epik selbst schon typisch geworden war.

Wir finden in der bretonischen Tradition zwei Typen, welche sich als Vorbilder der Parzifal-Fabel erkennen lassen, Morvan und Peronik. Morvan lez Breiz, das ist *latus, robur Britanniae,* ist, wie oben erwähnt, eine bekannte historische Persönlichkeit, er war Vicomte von Léon und verteidigte die bretonische Unabhängigkeit gegen Ludwig den Frommen; er stirbt 822. Die Lieder, welche von ihm handeln, sind in ihrer gegenwärtigen Form wohl nicht älter als das 14. Jahrhundert: der historische Charakter des Nationalhelden ist aber noch rein erhalten. Was nun von seiner Jugend erzählt wird, stimmt Zug für Zug zu Crestiens und Wolframs Erzählung: s. Villemarqué, 480

Barzaz Breiz p. 79. In der Einsamkeit bei seiner Mutter erzogen, sieht er einen gewaffneten Ritter, er hält ihn für den h. Michael, kniet vor ihm nieder und bekreuzt sich, denn nie noch hat er einen Ritter gesehen. Er läßt sich dann die Bestimmung der einzelnen Waffenstücke erklären und ruft wie Parzifal aus: «Hätten die Rehe solches Kleid wie dieser Harnisch, so wäre es schwierig, sie zu töten.» Auch daß die Mutter aus Kummer um ihn stirbt, und die lächerliche bäuerische Ausrüstung, mit welcher er auf dem Kampfplatz erscheint — auf einem kleinen weißen Esel mit einem Strick statt des Zaumes —, stimmen. Möglich übrigens, daß dieser letzte Zug durch die Anekdoten über du Guesclins erstes Turnier in die Sage gekommen ist, da er diesem näher steht als dem ersten Zweikampf Parzifals. — Morvan besiegt den fränkischen Krieger, erschlägt einen Mohrenriesen, unterliegt aber endlich den verhaßten Franken, welche ihm den Kopf abschneiden. Aber keine Spur vom Gral.

Dieselbe Verherrlichung der Einfalt und Unerfahrenheit, aber verbunden mit der Erwerbung des Grals als höchsten Preises kriegerischer Tüchtigkeit im bretonischen Peronik und im wälschen Peredur. — Die Jugendgeschichte Morvans, ein im bretonischen Charakter begründetes Lieblingsmotiv, wurde aber von Morvan, bei dem es vielleicht auch nicht ursprünglich ist, auf den Ritter, der den *per*, den Zauberbecher erringt, übertragen.

Viel weniger wahrscheinlich ist es, daß das Motiv der unritterlichen Erziehung von jeher mit der Erzählung vom Grale, den die durch den Namen schon als Gralsritter bezeichneten Peronik und Peredur erworben hätten, verbunden gewesen und[1] seiner Beliebtheit wegen von diesen Helden auf einen anderen Liebling der Nation, auf Morvan übertragen worden wäre. Allerdings wäre es wünschenswert, eine bretonische oder wälsche Gralsage zu finden, in welcher die Jugendgeschichte des Helden fehlte. Aber

[1] verbunden gewesen und *ergänzt*.

die Existenz einer solchen Fassung ist sehr wahrscheinlich. [Boron Prosa.] Der Zauberkessel ist ein uraltes Motiv keltischer Mythe. S. Villemarqué, Romans de la Table Ronde 141 ff.

Die Verbindung mit einer christlichen Legende von der Schüssel des Joseph von Arimathia kann sich im Kloster Glastonbury auf der Insel Avallon, Grafschaft Somerset, vollzogen haben. Das Kloster hat nach der Sage Joseph von Arimathia selbst gestiftet und die Insel galt für die Grabstätte König Artus'.[1] — Die Geschichte von dem Jüngling aber, der trotz seiner Unerfahrenheit die höchsten ritterlichen Ehren erringt, kann nicht wohl vor Ausbildung des Rittertums selbst entstanden sein, da nur dieses, nicht aber, soviel wir wissen, oder nicht in diesem Grade, das Waffenhandwerk früherer Zeiten eine langjährige technische Ausbildung erforderte. Jedenfalls setzen die erhaltenen Morvan-Lieder das Rittertum voraus und zeigen auch hierin eher das Kostüm des 14. als des 9. Jahrhunderts. — Das erste Motiv wird demnach vor dem zweiten bestanden haben.

Nun erzählen die wälschen Märchen, Peredur habe 431 das Becken[2] erworben. Peredur ist ein wälscher Nationalheld wie Morvan ein bretonischer; die Annales Cambrenses erwähnen ihn zum Jahre 945. Es ist wahrscheinlich, daß Ende des 10. oder im 11. Jahrhundert Peredur seines Namens wegen mit dem Beckenmythus in Verbindung gebracht worden sei. Nach unserer Annahme ohne das Motiv der unritterlichen Erziehung. Dieses ist danach aus einem anderen Zusammenhang auf die Sage von Peredur übertragen worden. Die Veranlassung dazu ent-

---

[1] [Aber bei Map noch nicht. — Romania 1, 462. — Lappenberg, Geschichte von England 1, 184: Glastonbury einzige christliche Gründung der Briten, die in ags. Zeit bestehen blieb. — Unmittelbare Tradition aus Judäa (Lappenberg 1, 136)? — Bei Boron Gral in Irlande. Avalon — auch *ou le soleil avale* — als Reiseziel bezeichnet.]

[2] [den Becher (Ithers).]

geht uns. Vielleicht sollte nur der scheinbar Unfähigste nicht allein ein hohes, sondern das anerkannt höchste Ziel irdischen Erfolges erreichen.

Allerdings, wer sagt uns, ob nicht in der Tat von Peredur oder auch von Morvan Analoges berichtet wurde als von du Guesclin, nicht unritterliche Erziehung, aber ein träumerisch-ungeschicktes Wesen, das keine großen Taten voraussehen ließ — Rochat hat Beovulf verglichen: Über einen bisher unbekannten Percheval S. 159[1] —, oder in der Tat eine völlige Abgeschiedenheit, in welcher er sich jene Übung in den Waffen nicht aneignete, welche auch vor dem Rittertum für einen angehenden Krieger nötig erachtet wurde. Die Annalen konnten natürlich über solche Dinge nicht berichten. — Aber nach dem gegenwärtigen Stande unserer Quellen sind wir auf den oben gezeichneten Weg der Sagenbildung verwiesen.

Die christliche Deutung, welche die Parzifal- und Gralsage jedesfalls schon im 12. Jahrhundert erfuhr, ist im Keime schon früh zu erkennen. Was den Gral betrifft, ist offenbar die Schüssel in der Legende des Joseph von Arimathia an die Stelle des heidnischen Symbols getreten. Die Buße Parzifals aber scheint in einer Sage von Morvan begründet zu sein. Die Lieder sind hier allerdings etwas unverständlich; Morvan ist tot, seinen Kopf in der Hand kommt er zu einem Einsiedler, der ihm eine strenge Buße auferlegt: wofür ist nicht gesagt. Möglich, daß die Erinnerung an eine Verschuldung des Helden blieb. Worin sie bestand, wurde vergessen. Im 12. Jahrhundert suchte man dann etwas mühsam zusammen, was in Parzifals Leben als Schuld gelten, der Sühnung bedürftig scheinen konnte.

Aber die Übereinstimmung, welche im einzelnen zwischen den Morvan-Liedern und dem Parzifal besteht,

---

[1] [Der norwegische Hakon, Maurer, Die Bekehrung des Norwegischen Stammes zum Christenthume I, 151; Offa I. und II., Lappenberg, Geschichte von England I, 222f. (Sohn des Krösus, samischer Athlet Aigles); Uffo, Saxo ed. Stephanius p. 63.]

könnte sie nicht auf einer Rückströmung beruhen, welche die französischen Kunstdichtungen wieder in die Bretagne getragen und dort zur Nachahmung aufgestellt hätte? Es ist nicht wahrscheinlich. Die Epopöen der Franzosen konnten in der Bretagne nicht populär werden, der fremden Sprache, des Umfangs und der Kompositionsweise wegen, welche gar nicht auf öffentlichen Vortrag einzelner Stücke eingerichtet war. Die epischen Lieder der Bretonen aber, welche Villemarqué gesammelt hat, sind Balladenkränze.

Eine ebenso frappante Übertragung, wie wir sie schon in den keltischen Dichtungen der Parzifal-Sage finden, ist auch in der keltischen Tristan-Dichtung zu beobachten. Nur muß man hier gerade den Gang der Entwicklung annehmen, welchen wir für die Parzifal-Sage abgelehnt 482 haben. Eine ganze Szenenfolge der ausgebildeten Tristan-Sage ist einem Liede von Bran, einem bretonischen Helden des 10. Jahrhunderts, aufgepfropft worden. Bran ist gefangen, er sendet einen als Bettler verkleideten Boten an seine Mutter. Dieser solle sich durch einen Ring legitimieren und die Mutter auffordern, zu ihrem Sohne zu kommen. Käme sie, so möge er ein weißes, wo nicht, ein schwarzes Segel aufhissen. — Der Wächter, welchen der Wartende frägt, sagt aus Bosheit, das Segel sei schwarz, während es weiß ist. Die Mutter kommt an. Sie frägt einen Greis, warum die Glocken läuten, und erfährt, der gefangene Ritter sei diese Nacht gestorben. Mit aufgelöstem Haar eilt sie hinauf, wirft sich auf den Leichnam und stirbt vor Schmerz. Barzaz Breiz S. 123.

Die Geschichte von Bran kann nicht das Ursprüngliche sein. Über die ältern Gestalten der Tristan-Sage wissen wir freilich wenig, aber der Schluß des Tristan ist deutlich jener Erzählung des Parthenius von Alexander und Oenone nachgebildet; Kap. 4. Alexander hat seine erste Geliebte Oenone verlassen und Helenen geheiratet. Von Philoktet verwundet, sendet er zu Oenonen, von der allein er Heilung erwartet. Sie weigert sich. Nachdem

der Bote fort ist, kann sie doch nicht widerstehen und eilt zu ihrem früheren Geliebten. Dieser aber hatte unterdessen schon die schlimme Nachricht erhalten und war gestorben. Oenone findet seine Leiche und tötet sich; Germ. 12, 85. Auch durch die Wunde, für welche Alexander bei Oenonen Heilung sucht, steht diese Liebesgeschichte der Tristan-Dichtung, wie wir sie z. B. bei Thomas finden, näher als die bretonischen Romanzen vom gefangenen Bran. Das Motiv mit den schwarzen und weißen Segeln ist vielleicht schon auf griechischem Boden mit dem Schluß der Partheniusschen Novelle verbunden worden. Die Bretonen fügten ihn mit dieser Variation an ihre Tristan-Sage.

Die Erscheinung ist auffallend genug. Aber sie ist nicht vereinzelt. Auch andere antike Motive kehren in der keltischen Poesie wieder. [Ausgeschnittene Drachenzunge, s. Wolfdietrich, Apollonius Rhodius.] König Midas mit den Eselsohren, dessen Barbier das Geheimnis seines Herrn ins Schilf flüstert: ganz dasselbe wird von König Marke erzählt, nur sind es Pferdeohren, auf welche des Königs Name zu weisen schien, und statt des Schilfes sind es die Wurzeln eines Dornstrauches, welchen gegenüber der Zwerg Frocin sich seines quälenden Geheimnisses entledigt. So in den Tristan-Liedern, welche unter Berox' Namen gehen. Daneben aber werden auch dem irischen König Labradh Loingseach Ziegenohren nachgesagt, s. Liebrecht zu Dunlop, Anm. 153. Auch der Spruch des Johann von Salisbury im Polycraticus *Rex illiteratus est quasi asinus coronatus* mag auf die Popularität der Anekdote weisen. Zeißberg, Kadłubek S. 130. Sie ist übrigens auch im Serbischen und Kalmükischen nachweisbar. S. R. Köhler, Götting. gelehrte Anzeigen 1868 p. 1928 f. — Das Motiv ferner, nach welchem die Verbindung eines Menschen mit einem dämonischen Wesen durch die verbotene Frage gestört wird, tritt uns zuerst in der Erzählung von Amor und Psyche entgegen. Aber die britischen 488 Lais von Graelant und von Lanval im 4. Band der Méon-

schen Fabliaux haben es auch. — Ob sämtliche romanische Dichtungen, denen es zugrunde liegt, wie Partonopier und Meliur, Raimund und Melusine, der Schwanritter, aus der Bretagne stammen, oder ob die antike Sage auch im französischen Frankreich heimisch war, wissen wir nicht; s. San Marte, Parzifal-Studien 2, 271. — Die verhängnisvolle beschriebene Hundeleine in der Erzählung von Schionatulander, die doch wahrscheinlich auch bretonisch war, hat in dem beschriebenen Gürtel der Progne ihr Vorbild. — Der unsichtbar machende Ring Lunetens ist kein anderer als der des Gyges. — Die beliebten Keuschheitsproben der bretonischen Romane, der Mantel, der Becher usw., sind eine beinahe unentbehrliche Zutat des griechischen Romanes seit Heliodor. Nur handelt es sich in diesem in der Regel um Jungfräulichkeit, in jenen um eheliche Treue (Dunlop: Geschichte der Prosadichtung, Ausgabe Liebrecht S. 86). Eine Art Treueprobe für Männer kommt im Lancelot vor, Jonckbloet 2, LXIX. Darf man da nicht vermuten, daß die Fee Ganieda, die Geliebte Merlins, der horazischen Canidia ihr Dasein verdanke? S. Villemarqué, Romans de la Table Ronde p. 48.[1]

Woher gerade bei den Bretonen diese freie Herrschaft über eine ganze Reihe antiker Motive? Nicht die bretonische, wohl aber die irische Geschichte gibt darauf Antwort. Ist es doch seit Hauréaus reizender ersten Abhandlung in den Singularités allgemein bekannt, daß vom 5. bis zum 10. Jahrhundert[2] nirgends im Abendlande eine so ausgebreitete Kenntnis und so selbständige Beherrschung der antiken und insbesondere der griechischen

[1] Ist die Schenkelgeburt des Kaisers Fanuel, von der Hermann von Valenciennes erzählt, auch der antiken Sage entnommen, und die Analogien zum hölzernen Pferd im französischen Nationalepos; s. I. Bekker, Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1866, S. 584? [W. Müller, Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage p. 79.]

[2] [Übertrieben; seit 7. Jh. vielleicht, s. Ebert.]

Kunst und Gelehrsamkeit sich fand als in Irland. Ein Dichter wie Columbanus, ein Philosoph wie Johannes Scotus konnten nur aus Kreisen hervorgehen, welche die Antike entdeckt und mit Liebe und Verständnis aufgenommen hatten. — Scherer hat schön gezeigt, wie die griechische Tierfabel nicht unmittelbar aus der Zelle des Gelehrten ins Volk drang, sondern von Halbgebildeten, verweltlichten Klerikern wohl ohne sichere Erinnerung in bald wechselnder, dem verschiedenen Kostüm der Zeit und des Ortes sich anschmiegender Gestalt als kurzatmige Anekdote mündlich weiter erzählt wurde, Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1870 S. 43 ff. Aus einer ähnlichen Gesindestube der irischen Gelehrsamkeit mögen die Brocken antiker Novellistik zuerst den irischen, dann den übrigen keltischen Balladensängern zugekommen sein.

Es ist begreiflich, daß die freie Verfügung über epische Vorstellungen den Respekt vor der Überlieferung eines einzelnen epischen Werkes schwächte. Wenn die Grenzen zwischen verschiedenen Romanen nicht scharf gezogen waren, so entfiel das Interesse, ein bestimmtes Werk dieser Gattung in seiner ursprünglichen Gestalt zu erhalten. Und in der Tat hat das französische Kunstepos 434 noch im Verlauf des 13. Jahrhunderts eine viel rücksichtslosere Behandlung erfahren als das deutsche bis ins 15. Jahrhundert. Die Umformungen, denen es durch die redigierenden Schreiber unterworfen wurde, können nur den vermehrten und verbesserten Auflagen unserer der deutschen Heldensage angehörigen Gedichte verglichen werden.

III. Über die typische Natur des französischen Romans nach der Form.

Aber auch die Formen des Vortrags wurden von den französischen Epikern ungemein frei, das ist mit geringer oder keiner Veränderung nachgeahmt und wiederholt. Martin zeigt S. XVIII f. und in den Anmerkungen die Abhängigkeit des Guillaumeschen vom Stil des Crestien.

Eine Reihe von Wendungen und Vergleichen werden aus Crestiens Werken entlehnt. Die Reden, welche in der Analyse übersetzt wurden, wenden mit Vorliebe jene Figur an, in welcher der leidenschaftlich Erregte ein Wort, das ihm in heftiger Rede entschlüpft, aufgreift und nach seiner Berechtigung befrägt. Häufiger als Crestien aber hat dies Thomas. Ob Guillaume dessen Tristan kannte, wissen wir nicht, die Tristan-Fabel erwähnt er 114, 22. — Von Thomas hat auch unser Gottfried eine ganz ähnliche wirkungsvolle Redeweise gelernt. Thomas' Tristan ed. Michel 3, V. 85: «Denn wenn sie mich über alles liebte», sagt Tristan, «so würde sie mich trösten. Sie? und worüber? über diesen Kummer.» Sie hätte ihn in allen Ländern suchen lassen sollen. «Und wo hätte sie mich gefunden? Dort, wo ich bin.» — Bei Gottfried 489, 32: «Warum hat sie nicht nach mir gesandt und Erkundigungen über mein Schicksal eingezogen? Um mich gesandt? Ach, was rede ich! Wohin hätte sie nach mir senden sollen, wie mein Schicksal erfahren sollen? Wie findet man mich denn, und wo? — Wo man mich findet? Nun dort, wo ich bin. Die Länder laufen doch nicht davon.»

Eine andere Figur, welche auch kaum sich verschiedenen Dichtern von selbst dargeboten haben wird, ist: Fergus erzählt, daß zwei Räuber ihn angefallen hätten, 24, 2: «Beim heiligen Mango von Glasgow! Sie kannten mich sehr wenig. Hätten sie mich nur etwas gekannt, sie hätten sich nicht gegen mich gekehrt.» Vgl. 51, 2 ff. Da die Figur der Korrektion aus dem Thomasschen Tristan ebensogut als aus Crestien stammen kann, so darf man auch hier an den Einfluß Thomas' denken, bei dem Wiederholung eines Gedankens in Form einer verneinenden Bedingung ungemein häufig ist. So sagt Tristan, als er sich in Zorn gegen die blonde Isolde hineinreden will, um die andere zu heiraten: «An Böses seid ihr so gewöhnt, daß ihr nicht davon lassen könnt: euren Willen müßt ihr durchaus haben. Wenn ihr es nicht von Jugend

auf gewöhnt wäret, würdet ihr nicht dabei beharren; wenn ihr am Bösen nicht Vergnügen fändet, würdet ihr es nicht solange treiben.» Man. Douce 240 ff.

Dergleichen und viel stärkere Entlehnungen sind im französischen Roman ganz gewöhnlich und offenbar durch-435 aus gestattet. Zwei kleinere Gedichte schildern eine Erkennungsszene zwischen Tristan und seinem Hunde. Das eine sagt: «Der Hund läuft auf ihn zu und hebt den Kopf: nie hat ein Tier solche Freude gezeigt: er stößt mit der Schnauze und schlägt mit den Füßen; es war sehr rührend.» — Das andere: «Der Hund läuft auf ihn zu und hebt den Kopf: niemals hat ein Tier solche Freude gezeigt: er stößt mit dem Maul und schlägt mit den Füßen: jedermann hätte gerührt werden müssen.» Und als der Verfasser des Guillaume de Palerme beschreibt, wie ein Pferd den Sohn seines Herrn findet, drückt er sich offenbar eingedenk der Darstellung im Tristan so aus: «Jetzt springt und stampft es, schnaubt und wiehert, haut mit den Hufen und zeigt unmäßige Freude: denn es wittert und erkennt seinen Herrn.» Hist. Lit. 22, 837.

Oder Tristan enthält sich der Neuvermählten trotz ihrer Schönheit: *gente la sout, bele la set, e volt sun buen, sun desir het*, Tristan 3. Band, V. 609. Das ist nachgeahmt im Roman Amadas; in derselben Situation heißt es: *bele la sait, gente la sent.* Hist. Lit. 22, 762.

Der Anfang des Erec ist beinahe auch der der *Mule sans frein*; s. Holland, Crestien von Troies S. 245. — Crestien selbst aber wiederholt im *Chevalier au lion* beinahe wörtlich einige Verse Wace's; Chevalier au lion 575. «So ging ich hin, so kam ich zurück, und zu Hause angekommen wußte ich, daß ich ein Narr war.» Ebenso erzählt Wace im Rou 2, S. 144, V. 11536 ff. von seinen vergeblichen Forschungen im Walde Breziljan: «Wunder habe ich dort gesucht, aber keine gefunden. Als ein Narr kam ich zurück, als ein Narr war ich hingegangen: als ein Narr war ich hingegangen, als ein Narr kam ich zurück. Narretei hatte ich gesucht: nun wußte ich, daß

ich ein Narr war.» — Oder Chevalier au lion V. 5: *A cele feste qui tant coste, qu'an doit clamer la pantecoste:* dieselbe Ausdrucksweise bei demselben Anlaß Lai du Corn V. 7: *Une feste ki mout couste a un jour de pentecouste;* Gilles de Chin S. 3, V. 54: *A un jour de pentecoste, c'est une feste qui moult coste.*

IV. Über die Erfindung in den altfranzösischen Romanen.

In Deutschland haben wir Stilübertragungen verschiedener Art, so getreue Entlehnungen, wie die erwähnten aber doch kaum,[1] und was den Stoff anbelangt, ein *moule épique* hat sich nicht gebildet und typische Wiederkehr desselben Motives läßt sich beinahe nur in der Spielmannspoesie des 12. Jahrhunderts entdecken. Die Entführungen durch einen Spielmann oder einen Diener ähnlicher Stellung, die Werbungen um niegesehene Frauen, die hochmütigen Weigerungen, die Verkleidungen, alles Kunstmittel, welche an den griechischen Roman erinnern und vielleicht aus ihm stammen, sind gemeines Gut der Spielleute, über welches der begabte Dichter wie der handwerksmäßige Bänkelsänger frei verfügt.

Der Grund liegt offen vor Augen. Zur Zeit der Kunstblüte und nachher wiederholte man in Deutschland weniger, weil man weniger erfand. Die Artus-Romane und 436 die anderen Erzählungen bretonischer Sage wurden übersetzt, die Novellen und die Romans d'aventure gleichfalls, — Eraclius und Athis und Prophilias kann man zu diesen rechnen, obwohl man vielleicht besser tut, nur die Stoffe von rein französischer Erfindung so zu nennen, — die Sagen des deutschen Altertums wurden allerdings vielfach variiert und durcheinander geschlungen, s. den Rosengarten und die Dietrich-Sage, in denen Siegfried und Dietrich sich mit einander messen müssen. Auch reine Erfindungen[2] fehlen auf diesem Boden nicht, so im

[1] [Ottokar; s. Lachmann zu Iwein 6497.]

[2] [Im 9. 10. Jh. bei Spielleuten; Scherer, Spervogel p. 60 f.]

Biterolf, der uns das Eindringen bretonischer Motive in die deutsche Heldensage bezeugt, s. Jänicke, Heldenbuch 1, XXVI. Aber was will das sagen gegen die grenzenlose Willkür, mit welcher die Franzosen den Hof Karls des Großen nur als Schaubühne benutzten, um mit den Helden des nationalen Epos oder mit anderen beliebigen Personen alle möglichen Szenen darzustellen nach den Bedürfnissen und Eingebungen augenblicklicher Unterhaltung. — Hier war die Schule epischer Phantasie in Frankreich. Man erwartete Neues von dem Dichter: seine literarischen und Lebenserfahrungen aber sind beschränkt, seine Gabe, zu kombinieren, gleichfalls. Und auch auf die Empfänglichkeit des Publikums durfte nur nach einigen gewohnten beliebten Richtungen hin gerechnet werden, — das wirklich Unerhörte, Begebenheiten, denen ähnliche es nie gesehen, Fiktionen, welche an keine vorhandenen anknüpften, wären unverstanden abgeglitten. Die Bildung des *moule* scheint notwendig, wenn ein Publikum von gleichmäßig unvertiefter Bildung der alten Erzählungen satt ist. Man erzählt sie ihm unter neuen Namen, s. z. B. Gautier, Épopées franç. 1, 239 ff. — Die französische Epik ist durch diese freie Behandlung der nationalen Sage und ihre Verbindung mit Motiven der Artus-Romane allerdings nicht zu hohen Kunstwerken gelangt. Daß dies nicht Schuld der Gattung war, zeigen Bojardo und Ariost.

Ähnlich wurde der Artus-Roman als Rahmen für frei ersonnene Begebenheiten verwendet, welche entweder Personen der Artus-Sage oder auch anderen zugeschrieben wurden. Man schuf Neues durch veränderte Reproduktion und Vermischung bekannter Motive der Artus-Romane, s. oben, man knüpfte sie selbst an historische Persönlichkeiten an. Fergus mag ein Beispiel davon sein. Martin hat die Vermutung aufgestellt, daß Guillaume der Clerc seinen Roman für einen hochländischen Fürsten, Alanus von Galloway, 1200 bis 1233, gedichtet und den Helden des Romans nach dem berühmten Urgroßvater des Fürsten,

dem Clanhäuptling Fergus, benannt habe. Dieser war 1161 gestorben. Jedenfalls ist Fergus ein schottischer Name. Ich erinnere nur an den prächtigen Fergus Mac Ivor von Glennaquoich, genannt Vich Jan Vohr in Waverley, und an den Sohn des Fergus. Daß der historische wie der Held des Romanes in Galloway zu Hause sind, ist beinahe entscheidend. Auch Soumilloit, der Vater des Guillaumeschen Fergus, scheint eine Französierung des schottischen Somerled zu sein — der heutige Name Smollet ist nichts anderes — und einen Somerledus finden wir nicht weit von dem Schauplatz des Gedichtes. Er herrschte im 12. Jahrhundert auf den Hebriden und in Argyle, im 437 nordwestlichen Festland; s. Martin S. XXIII. Daß man so bald nach dem Tode des historischen Fergus gewagt habe, seine Person mit dem mythischen Artushofe in Verbindung zu bringen, ist nicht auffallend. Graf Hoyer von Mansfeld, der 1115 in der Schlacht am Welfesholze gefallen war, erlitt nichts anderes im Wigalois, welcher im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhundertes gedichtet wurde; Benecke zu Wigalois 2861. Und Alain Fergant, Herzog von Bretagne, im 12. Jahrhundert, Wohltäter der Abtei Glastonbury auf Avallon (s. Villemarqué, Romans de la Table Ronde 147) wird gar in den Stammbaum der Gralkönige versetzt vom Verfasser des Romanes vom h. Gral, V. 3465 ed. Michel.

Hier sehen wir in Deutschland allerdings Ähnliches, wie schon der oben erwähnte Wigalois zeigt.

Die Artus-Sage wurde auch hier als Rahmen für eigene Erfindungen — oder vielmehr Variierungen bekannter Motive gebraucht. Konrad v. Stoffeln hat seinen Gauriel von Muntavel, den Ritter mit dem Bock, offenbar nach dem Muster des Iwein frei erfunden, aber er schmückt seine Fabel auch mit anderen Zügen bekannter Dichtungen. Gauriel hat eine Göttin zur Geliebten wie die S. 433 erwähnten Personen bretonischer und französischer Dichtungen. Wie diese verscherzt er sein Glück durch ein unbedachtes Wort, er frägt sie nicht um ihre Herkunft,

aber er rühmt sich ihres Besitzes. Wie Dietrich in der deutschen Sage muß er mit den berühmtesten Rittern der Tafelrunde um den Preis ritterlicher Tüchtigkeit streiten, mit Erec, Gawan, Iwein. An dem Kampf mit letzterem beteiligt sich auch der Bock und stößt Iweins Löwen nieder. Endlich gelingt es Gauriel, sich mit der Geliebten zu versöhnen, wie Iwein die Huld Laudinens wieder erlangt. Aber er darf im neuen Glücke die Ritterschaft nicht vergessen wie Erec, und wie Iwein wieder erbittet er sich Urlaub von seiner Gebieterin. Auf seiner neuen Ritterfahrt gelingt es ihm wie Parzifal und Fergus eine Königstochter von der kriegerischen Liebeswerbung eines Fürsten zu befreien; s. Germ. 6, 385. — Auch Pleiers Tandarois und Flordibel ist wohl eine Erfindung und nur lose mit der Artus-Sage verbunden. Über den Titurel wage ich nicht zu entscheiden.

Kaum etwas Entsprechendes aber können wir den Erfindungen der Romans d'aventures gegenüberstellen, den reizenden Liebesgeschichten von Flos und Blancflos, Aucassin und Nicolette, den Novellen. Nicht als ob bei den Franzosen alles französische Erfindung oder Verwertung französischer Begebenheiten des 12. und 13. Jahrhunderts wäre. Aber die Quelle muß hier in der Regel die mündliche Tradition gewesen sein, während man in Deutschland aus französischen Büchern schöpfte. In Deutschland war die epische Phantasie bei aller Kraft anschaulicher Darstellung, welche einzelne Dichter zeigen, im 13. Jahrhundert wie versiegt, weit hinter dem Vermögen der Spielmanndichter des 10. bis zum 12. Jahrhundert: ich erinnere an Ruodlieb. — Und geradezu für unmöglich müßten wir in Deutschland halten jene Werke 438 einer spielenden Phantasie, welche heilige und weltliche Ideale zu einer ergötzlichen Mischung durcheinandermengt. Ein Mönch, Huon de Mery, dichtete im Anfang des 13. Jahrhunderts von einem Turnier, in dem Christus und der Antichrist sich begegnen; daneben kämpfen noch die verschiedenen Tugenden und Laster, und die

heilige Jungfrau sieht zu, wie die preisspendende Dame eines irdischen Turniers. Die Einleitung erinnert sehr an Iwein, auch das gefährliche Becken kommt vor; Hist. Lit. 18, 800. Und der berühmteste Dichter Nord-Frankreichs nächst Crestien, Raoul de Houdenc, dichtete eine «Höllenfahrt», die auch Traum von der Hölle heißt. Hier gibt Beelzebub ein großes Diner, bei dem besonders Braten von Wucherern und Benediktinern serviert wird, des zarten und fetten Fleisches wegen. Während des Mahles werden die Biographien von Spielleuten vorgelesen. Es könnten auch die von Minnesängern sein. Die Aventuren des Grafen Wilhelm von Poitou oder des Herrn von Berguedan, s. Bartsch, Roman. Jahrbuch 6, 231, wären eine für Ort und Zeit sehr passende Lektüre. Wie Dante versetzt Raoul auch gute Bekannte unter den Zeitgenossen in die Hölle, so den Bossu d'Arras. Auch eine «Himmelfahrt» hat er gedichtet; s. Holland, Crestien von Troies 51 und Hist. Lit. 18, 787 ff. — Aber die wunderbarste Erfindung dieser Art ist wohl die anonyme *Cour de Paradis.* Es ist ein Fest, welches Gott Vater seinem himmlischen Hofe gibt. Der heil. Simeon macht die Einladung. Dann kommen alle ihrem Range gemäß zur Versammlung. Der Erzengel Gabriel mit den übrigen Erzengeln und Engeln voran. Zuerst wird ein Tedeum gesungen, dann aber beginnt der h. Petrus:

Ne vous repentez mie
De loiaument amer,
Car de bien amer vient solaz (plaisir).

Nun fassen sich die fröhlichen Gäste bei den Händen, machen Ronde und singen: *Tout ainsi va qui d'amors vit et qui bien ame.* — Alle sind nun nicht so sehr für die Liebe. Da teilt der h. Petrus als Zeremonienmeister die ganze Gesellschaft in solche, welche lieben, und welche nicht. Die ersteren unterhalten sich offenbar besser. Die Apostel spielen ihnen auf mit Trompeten und Flöten und tanzen und singen teils zusammen, teils der Reihe nach. Auch Jesus singt. Selbst die h. Jungfrau darf sich nicht

ausschließen. Jesus bittet sie, ihr Leid zu vergessen und fröhlich zu sein. Da nimmt sie Maria Magdalenen bei der Hand und macht mit ihr eine Tour durch den Saal. Dabei singen sie:

Je gart le bos (bois) que nus n'emport
Chapel de flors s'il n'aime.

Ja sogar tanzen muß sie: sie schürzt ihr Kleid, tritt in den Reigen und singt:

Embrassez vous de par amour, embrassez —
Agironnez (dansez à la ronde) de par amor, agironnez.

489 Diesem Beispiel folgt nun alles, auch die Märtyrer und Beichtiger können nicht widerstehen. — Jesus nimmt seine Mutter mit der einen Hand, mit der andern Maria Magdalena *à cui il fist le dous regart, quant ses pechiez lui pardonna* und singt dazu:

Je tieng par les dois ma mie:
J'en vois (vais) plus joliment,

in welches Kompliment sich die zwei Damen teilen können. — Sogar die Seelen im Fegefeuer haben Anteil an der Freude. Hist. Lit. 18, 792.

Ich weiß wirklich im Augenblick nicht, was in der deutschen Literatur dieser Dichtung dem Stoff und der Stimmung nach näher stünde als Kellers Tanzlegendchen.[1]

Dieser Freiheit dem Stoff gegenüber, welchen ihnen verachtete bretonische Jongleurs oder heilige Überlieferung entgegenbrachte, waren sich die Franzosen wohl bewußt. Sie nannten ihr Verfahren selbst eine Verschönerung: sie erzählen *pur l'estorie embelir.* S. Tristan, den Schluß des Sneyd'schen Manuskripts B. Der grämliche und pedantische Wace, der sich für einen Historiker hält, eifert dagegen im Brut 10040, und nennt das Verfahren der Dichter gleichfalls *contes ambeleter.*

---

[1] [Bruder Hans, Marienlieder, Mariendanz, 3202, 3280.]

V. Erklärung der Tatsachen, die näheren Gründe. 460

Man frägt sich natürlich, woher in Frankreich diese größere Kraft des Erfindens und Gestaltens. Gar Verschiedenes wird dazu beigetragen haben. Über die frühe Ausbildung des kirchlichen Schauspiels in nationalen Sprachen, ebenso über den frühen Gebrauch französischer Prosa für Übersetzung historischer Partien des alten Testaments und für die heimische Geschichtschreibung könnte man zweifelhaft sein, ob sie eine Ursache oder eine Wirkung des beobachteten Phänomens sei. — In der Hauptsache wird wohl das große Interesse, welches man in Frankreich an den durch die Dichtung dargestellten Begebenheiten und Gefühlen nahm, dem Gedächtnis des Dichtenden die seinen Ansichten und Wünschen schmeichelnden Vorstellungen so fest und deutlich eingeprägt haben, daß, wenn ihm die Aufgabe gestellt wurde, gleichgestimmte Zuhörer zu unterhalten, die poetischen Motive sich rasch und willig darboten. Es ist ja außer allem Zweifel, daß Religion, Rittertum und Frauendienst in Frankreich mehr Sache des Gemütes waren als in Deutschland. Die geschichtlichen Tatsachen, welche die Stärke religiöser Empfindungen in Frankreich während des 12. und 13. Jahrhunderts illustrieren, sind jedermann gegenwärtig: die Kreuzzüge, unter denen der gegen die süd- 461 lichen Ketzer mit nicht geringerem Fanatismus geführt wurde als die gegen die Türken gerichteten, das entwickelte Mönchsleben, die Erneuerung desselben durch die Franziskaner und Dominikaner im 12. und 13. Jahrhundert, für diese Zeit ebenso bedeutend als die Gesellschaft Jesu im 16. und 17. Jahrhundert, die zahlreichen «Bekehrungen» unter den höchsten Ständen, der ungemeine Aufschwung der christlichen Philosophie seit Anselmus. Alles dies sind Erscheinungen, denen wir in Deutschland nur blasse Abbilder gegenüberzustellen vermögen; s. Zeitschrift für öst. Gymn. 1869, S. 585. So ist auch das nationale Epos der Franzosen religiös, ja kirchlich, das deutsche beinahe

noch heidnisch. — Und daß die ritterlichen Ideale den Franzosen, insofern sie nicht bei ihnen entstanden, aus erster Hand zukamen, den Deutschen aus zweiter, ist auch bekannt. Da den Franzosen in dieser neuen Aristokratie ein ideales Leben verwirklicht schien, so mußten sie verabscheuen, was sich davon durchaus unterschied oder ihr gefährlich war. Von einem so wilden Haß, einer so tiefen Verachtung, welche der französische und provençalische Ritter gegen den *vilain*, den *manant* ausspricht, haben wir in Deutschland wenig Beispiele: *molt valt mialz, ce m'est avis, uns cortois morz c'uns vilains vis,* sagt Crestien de Troyes. Daneben die freigeistigsten Äußerungen über die Vorurteile der Geburt. Der französische Ritter hatte mehr Interesse, sich die Vorteile seines Standes zu sichern, der französische Bürger mehr Begierde, die Genüsse des Ritterlebens zu teilen, als Ritter und Bürger in Deutschland.

Der Frauendienst stammt gewiß aus der Provence. Das kann niemand zweifelhaft sein, der Fauriel gelesen hat, oder der nur die Flamenca, einen rein sozialen Roman, oder einige der provençalischen Novellen kennt. Aber auch ohne diese Form und vor ihr ist das Motiv der Frauenliebe als unvernünftige aber unbezwingliche Leidenschaft mächtig in die französische Literatur gedrungen. Das deutsche Mittelalter kennt kaum die Ballade — die deutschen Taglieder schildern nur eine Situation und immer dieselbe; sie nennen keine Namen, und meist merkt man ihnen an, daß sie nur frommen Wünschen des Dichters Ausdruck geben. Auch das große Gedicht Günthers von dem Forste — s. v. d. Hagens Minnesänger 2, 165 b — geht nur wenig über die gewöhnliche Form hinaus und kann sich entfernt nicht messen mit der auch dialogischen Romanze Ciullo d'Alcamos. — Frankreich zählt eine Reihe der interessantesten und schönsten Lieder des 12. Jahrhunderts zu dieser Gattung. Sie sind jetzt in der Sammlung von Bartsch leicht zugänglich. Beinahe die bedeutendsten gehören Audefroi, dem Bastard, an, einem bürgerlichen Dichter, wie man sagt, des 12. Jahr-

hunderts. S. F. Wolf, Wiener Jahrb. 66, p. 108. Liebesverhältnisse mit Mädchen, Bräuten, verheirateten Frauen oder Nonnen sind der ausschließliche Inhalt. Ich will von allen Fällen einige Motive aus Bartschs Sammlung ausheben. 1, 56. Gerard liebt Isabella. Seine Liebe ist so rein, daß er nie sie zu verführen trachtet. Sie ist genötigt, einen andern zu heiraten. Gerard macht einen Kreuzzug. Als er zurückkommt, trifft er sie im Garten. In ihrem Glücke vergessen sie alle Zurückhaltung. Der 462 Gatte kommt dazu — und stirbt vor Schmerz. Die Liebenden können sich nun heiraten. Wo in der ganzen deutschen Literatur des Mittelalters kommt eine solche Szene vor? Wo und wann wäre sie auch nur denkbar? — Ähnlich ist 1, 58. Beatris soll auf den Wunsch ihres Vaters Herzog Heinrich heiraten: sie ist aber schwanger von ihrem Geliebten Hugo. Sie entbietet diesen in ihres Vaters Garten und bittet ihn, sie zu entführen. Das geschieht. Herzog Heinrich wütet, läßt sich aber doch durch Beatris' Vater bewegen, Hugo nicht zu verfolgen — und stirbt aus Kummer. — 1, 57. Idoine liebt Garsiles trotz der Feindschaft zwischen ihm und ihrem Vater. Dieser schlägt sie und sperrt sie durch drei Jahre ein, um sie von dem Geliebten abzubringen. Endlich schreibt er ein Turnier aus: der Sieger solle seine Tochter heimführen. Das ist nun Garsiles. — Selten sind es so ausgeführte Geschichten: oft ist es wenig mehr als eine oder zwei Situationen, aber nicht die des Taglieds: 1, 1. Erembors, eine Kaiserstochter, sitzt am Fenster, Raynaut reitet vorüber ohne hinaufzublicken, da er sie im Verdacht der Untreue hat. Sie beschwört ihn zu kommen, sie sei unschuldig. Er kommt herauf und sie versöhnen sich. — 1, 2. Aiglentine sitzt bei ihrer Mutter und sticht sich beim Nähen in den Finger. Ihre Mutter bemerkt ihre Blässe und ihre veränderte Gestalt. Aiglentine gesteht, ihr Geliebter habe sie verführt; sie wisse nicht, ob er sie heiraten wolle. Sie geht zu ihm und findet ihn noch zu Bett. Auf ihre Vorstellungen ist er sofort bereit, sie zu

heiraten, und sie wird eine mächtige Gräfin. — 1, 3. Doette liest am Fenster; da kommt ein weinender Bote. Sie fällt in Ohnmacht. Zu sich gekommen, hört sie, ihr Geliebter sei tot. Sie wird Nonne und stiftet eine Abtei. — 1, 7. Yolande näht an einem Kleid, das sie ihrem Geliebten schicken will. Vor Sehnsucht und Kummer setzt sie sich auf die Erde. Da ist er plötzlich da. Sie kann nicht sprechen, jauchzt, lacht und stürzt in seine Arme. — 1, 15. Doe sitzt unter einem Weißdorn und wartet auf Doon. Sie klagt dem blühenden Baum, unter dem er ihr Liebe geschworen, daß er immer noch nicht kommt. — Ebenso ohne Pointe ist 1, 18. Renaut und Geliebte reiten zusammen bei Nacht über die Heide, — oder 1, 14. Mutter und Tochter sitzen an der Stickerei: die Mutter ermahnt die Tochter, die Arbeit zu lernen und Doon zu vergessen. — Noch häufiger aber werden Frauen vorgeführt, welche gegen den Zwang einer verhaßten Ehe zu kämpfen haben. Dabei ist sie gewöhnlich von edler Geburt und des Geldes wegen an einen reichen Vilain verheiratet, gerade wie Fergus' Mutter.[1] Die Romanzen dieser Art, gewöhnlich Monologe der jungen Frau, sind in der Regel weniger gefühlvoll, eher derb, ja zynisch, häufig aber sehr witzig in der Verhöhnung der bäuerischen Eheherren und der Versicherung, unter allen Umständen dem Geliebten zu seinem Rechte verhelfen zu wollen. So sagt eine muntere Dame 1, 38, nachdem sie alle Untugenden ihres Gemahls aufgezählt: «Das Beste an ihm ist noch, daß er Hahnrei ist.» Französisch ist das noch hübscher gesagt: *tote sa graindre bontés c'est de çou qu'il est cous.* — Oder eine andere: *toz jorz me guet (guette) il* 463 *e cous sera il, se dex me gart de peril.* — 1, 67 wird der unglückliche Ehemann selbst mit Schlägen und Fasten

[1] [Georges Dandin. — Auch in Österreich; Karajan, Über Heinrich den Teichner S. 85: Adelige so herabgekommen, daß sie Töchter mit Gut an Bürger und Bauern verheirateten als Kaufbedingung des Gutes. — Renner 12632 *swâ ein wol gezogeniu meit eime sûren schalke zer ê wirt gegeben.*]

bedroht. — Öfters aber beklagt sich die Frau auch über seine schlechte Behandlung: er schlägt sie 1, 9. 26. 60. 68, will ihr schlechte Kleidung und wenig zu essen geben, wenn sie nicht von ihrem Geliebten läßt, 1, 35. 41. 42. — 1, 22 erklärt die Frau ihrem Mann ins Gesicht, diese Nacht werde sie bestimmt mit ihrem Geliebten zubringen, er solle sich nichts daraus machen: morgen habe er sie wieder, s. auch 1, 25. — An andern Stellen aber wieder Ausdruck des schmerzlichen Widerwillens gegen den Zwang, mit dem ungeliebten rohen Gemahl das Lager zu teilen, 1, 38. 41. 51 *bien est cis gens cors honnis quant il l'a.* Über ein ähnliches Motiv s. Zeitschrift für österreich. Gymn. 1868, S. 545 [s. oben S. 36]. — Andere Frauen werden auf die Szene gebracht. Die jungen unterstützen den Betrug, die älteren warnen und strafen 1, 36. 48. 67. — 1, 21. 39. Auch die Mutter mischt sich ein: sie tadelt Yolanden nicht, weil sie schlecht nähe oder zuschneide, oder zu lange schlafe, sondern weil sie zu viel mit dem Grafen Malis spricht, worüber ihr Mann zürnt, 1, 6. — Aber selbst Gott ist auf der Seite übel verheirateter Frauen und schickt ihnen ihren Geliebten, 1, 9. — Gottes Galanterie ist aus Gottfried von Straßburg bekannt, Zeitschrift für öst. Gymn. 1868, S. 551 [oben S. 45]; auch Flamenca baut auf sie, s. Paul Meyer p. X f. — Nonnen erscheinen. 1, 33. *Malois soit de deu,* verflucht sei der von Gott, sagt sie, *ki me fist nonnete;* sie wird von einem Ritter entführt. — 1, 34 bringt ein Rendezvous zwischen einem Mönch und einer Nonne. — Eine Fülle von Motiven aus dem Liebesleben liegt in diesen Liedern, auch ein komisches. So 1, 62: ein Ritter war von einer Dame lang hingehalten worden; nach vielen Jahren läßt sie sich erweichen; nun findet er sie aber zu alt. In dem Streit, der daraus entspringt, sagen sie sich arge Dinge: sie behauptet, er küsse lieber einen hübschen Knappen als schöne Frauen, und er antwortet: Troja war auch eine schöne Stadt und jetzt weiß man den Platz nicht, wo sie gestanden. Sie beruft sich nun, wenn er ihre Schönheit nicht mehr

gelten lasse, auf ihre hohe Geburt. Aber auch das ist ihm kein Grund zur Liebe. — Phantastisch spielend ist 1, 28. Der Ritter liegt im Arm der Geliebten unter einem Olivenbaum. Er beschreibt ihre wunderbar prächtige Toilette von Seide, Gold, Blättern und Blumen und *l'aumoniere estoit d'amor*. Er vertieft sich so in seine Phantasien, daß er sie, die eben in seinen Armen gelegen, auf einem kostbar geschmückten Maultier sitzen läßt, auf dessen Sattel drei Rosenbäume gepflanzt sind, um ihr Schatten zu geben. Schließlich erfahren wir, ihr Vater sei eine Nachtigall, ihre Mutter eine Sirene. Trotzdem, wäre sie *ma fame esposade!*[1] Das Liedchen ist südfranzösisch. Nicht ganz so toll ist 1, 30b, wo der Dichter Stallmeister des Liebesgottes wird, der im Frühling von einer Menge Vögel begleitet über die Wiese reitet. Vögel spielen auch sonst eine große Rolle. Die Lerche verkündet dem Liebespaar den anbrechenden Tag. Er will es nicht glauben: *l'aloette nos mant*. Die Nachtigall bittet eine 464 schöne Frau um Liebe 1, 29, aber auch den französischen Schlachtruf *fier fier*, *oci oci* legt ihr der Dichter in den Mund 1, 66. — 1, 32 ist ganz Vogelsang und Liebe. — In der Gesinnung auch welche Mannigfaltigkeit! Neben heißer Sinnlichkeit oder kecker Frivolität, s. 1, 69, eine Zartheit, welche die Geliebte durch Bitte um Liebesgunst zu verletzen fürchtet und um ihre Ehre mehr besorgt ist als diese selbst, 1, 56 *mieus de li guarda s'onor*. In einer Pastourelle heißt es gar, daß sinnliche Liebe eine Gemeinheit sei, 2, 115. Dann aber spielt wieder Geld oder Geldeswert den Vermittler in Liebessachen. 1, 37 muß der Ritter von der Uneigennützigkeit seiner Dame erst überzeugt werden. — 1, 52 fordert die Geliebte aber geradezu ein neues Kleid als Preis für ihre Gunst.

Den Pastourellen entspricht allerdings die deutsche Dorfpoesie. Vieles ist sehr ähnlich: die Warnungen der Mutter, Bartsch 2, 90, die geputzten und bewaffneten

---

[1] [Vgl. Florance und Blancheflor, Uhland Schriften 3, 412. Veselovskij Južno-russkije byliny 67.]

Bauern, 2, 21. 36. 3, 30, und ihre Rivalen, die Bacheliers, 2, 90, die Tanz- und Prügelszenen der Bauern, 2, 21. 22. 27, welche beim Namen genannt werden wie die Personen der Balladen. Auch der aufgeblasene Don Juan des Dorfes kommt vor, ein Priestersohn. Er ist grob gegen eine Tänzerin, ein heftiger Streit beginnt, Prügel drohen: Besänftigung durch Musik 3, 30. — Aber die gewöhnliche Form der Pastourelle, Liebesabenteuer eines Ritters, gewöhnlich des Dichters, mit einer Dorfschönen, ist Frankreich eigentümlich; sie wird höchst mannigfaltig variiert und bietet Anlaß zur Erfindung einer ganzen Reihe von Typen. — Ganz ähnlich wie der bretonische und karolingische Roman zuletzt nur mehr den Rahmen bieten zu den willkürlichsten Kompositionen, so muß die französische Pastourelle schließlich sich sogar religiösen und politischen Inhalt gefallen lassen, bei Froissart und Bartsch p. XIII.[1]

Der ungemeine Reichtum nun an Vorgängen und Situationen des Liebesverkehrs aller Stände, welcher in der französischen Balladen- und Pastourellenpoesie vom 12. Jahrhundert ab aufgespeichert ist, wird zum Teil der Beobachtung des wirklichen Lebens, zum Teil der nach Analogie bildenden Phantasie zu danken sein. Jedesfalls zeugt er von einem Reichtum des Einzellebens und von einer Wertschätzung jenes Lebensinhalts, der von Frauenliebe bestimmt und beherrscht wird, von welcher man in Deutschland weit entfernt war.

Aber schon vor dem 12. Jahrhundert finden wir in Schilderungen französischen Seelenlebens eine Weichheit der Empfindung, welche auf die Liebesleidenschaft der Balladen und den Frauendienst der Epopöen vorbereitet. Die herrschenden Gefühle der Rolands-Lieder sind Religion, Lust am Kampfe, Patriotismus, Freundesliebe, auch Gattenliebe. Der Schmerz nun, welcher aus der Begegnung dieser Gefühle mit einem unerbittlichen Geschicke ent-

[1] [Vgl. die geistlichen Tanzlieder Heinrichs von Laufenberg. Vgl. die religiösen Schäfergedichte des 17. Jhs., Kahlert, Angelus Silesius p. 62.]

springt, äußert sich auf eine Weise, welche der harten Männlichkeit des alten französischen Epos auffallend widerspricht. Die Helden weinen, werden ohnmächtig, fallen vom Pferde, eine Reizbarkeit der durch keine Etiquette und keinen Stoizismus unterdrückten Empfindung, welche das französische Heldenzeitalter näher mit dem griechischen verbindet als mit dem germanischen. 465 S. I. Bekker, Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1867 p. 434. Vgl. auch die anderen homerischen Aufsätze I. Bekkers ebds. 1866. 67. 68, in denen er griechische und altfranzösische Sitte und Poesie vergleicht. — Später mit dem Rittertum verschwinden diese Gefühlsäußerungen auch in Frankreich; s. Gautier, Épopées franç. 1, 129. In Deutschland werden sie gerade erst beim sinkenden Epos etwas häufiger, s. Müllenhoff, Kudrun p. 24. — Aber auch das Rittertum war in der Lebensauffassung, welche das Rolands-Lied voraussetzt, vorbereitet. Die Übung der Waffen war mit den verehrtesten und geliebtesten Dingen in Verbindung gebracht worden, mit Religion und dem Vaterlande — *la douce France.*

Als nun die ritterliche Gesellschaft sich bildete, stand der französische Dichter den Lebensformen, welche zunächst seiner Darstellung zufielen, Rittertum und Frauendienst, mit dem lebhaftesten Interesse gegenüber. Sie waren ihm das Höchste, was das Leben überhaupt bot. Natürlich machte dies sein Auge schärfer für alle Äußerlichkeiten, alle Gestalten und Farben, welche damit in Beziehung standen. Weil er den Stand des Ritters, Kampf und Waffenspiel, Jagd und gefährliche Abenteuer für Ideale des Lebens hielt, erschien ihm auch alles, was am ritterlichen Leben in die sinnliche Erscheinung fiel, wichtig, — und mit Wärme und Anschaulichkeit, er wollte ja in seinem Zuhörer dieselben Empfindungen wecken, die ihn beseelten, schilderte er Waffen, prächtige Kleidung, Pferdegeschirr, Festlichkeiten, Turniere. Ebenso machte ihn die Liebe zu einem Kenner und Maler männlicher und weiblicher Schönheit. Die Schilderungen z. B. der eben besprochenen

alten Balladen sind viel charakteristischer, als wir sie bei deutschen Dichtern finden. So ist Raynaut breit von Schultern, aber schmal um den Gürtel: blond ist sein Haar und gekräuselt, 1, 1, die Frau 1, 36 ist schlank und doch voll, groß und von gerader Haltung; und im Fergus 42, 31 ff. bemüht sich der Dichter, um eine sehr ins einzelne gehende Schilderung seiner Heldin zu geben, aber nur ihrer Gesichtszüge und ihrer Gestalt, nicht ihrer Toilette, wie es in deutschen Gedichten gewöhnlich geschieht. Galiene hat graue Augen, die Brauen aber sind beinahe schwarz, kleine Zähne, die Schultern etwas voll, lange Arme und kleine Hände, aber nicht zu klein. Natürlich geht diese Malerei dabei oft ins Breite und verfehlt den Zweck. So in der Beschreibung des dreijährigen Lancelot im Prosaroman.[1]

Aber weil der Dichter sich so ganz im Einklange fühlte mit der idealen Welt, welche er schilderte, weil er im Leben dasselbe verehrte und anstrebte, was seine Kunst in Versen verherrlichen sollte, so fühlte er den Abstand zwischen Leben und Poesie überhaupt weniger deutlich und trug kein Bedenken, die Dinge so darzustellen, wie er sich den Vorgang nach seiner Erfahrung am natürlichsten und wahrscheinlichsten dachte. Kein Gefühl für epische Würde hielt ihn hiebei zurück. Auch das Unritterliche und Unhöfische stellte er dem höfischen Rittertum ebenso unbedenklich an die Seite als es das Leben tut. — Dieselbe Liebe zu den Stoffen seiner Darstellung ermutigt den französischen Erzähler auch mit seiner Person hervorzutreten, seine Gedanken und Empfindungen 466 bei den geschilderten Ereignissen auszusprechen oder durchblicken zu lassen. Es erscheint ihm natürlich, daß sein Publikum, mit ihm so einig in allen Zielen der Liebe wie der Abneigung, auch an seiner Person Interesse und Gefallen finde. In den Pastourellen erzählt er in der

[1] [Benoit geht auch mehr ins Detail als Heinrich von Veldeke.]

Regel seine eigenen Begebenheiten in erster Person, in der Epopöe liebt er es, sich vertraulich an sein Publikum zu wenden.[1] «Das hättet ihr hören sollen,» sagt Guillaume bei Schilderung des Jagdlärms. Diese Naivetät ist beinahe der größte Reiz altfranzösischer Dichtung.

VI. Erklärung der Tatsachen, die entfernteren Gründe.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß Christentum und die Ideale ritterlichen Lebens in Deutschland ungleich weniger auf die Geister wirkten als in Frankreich. Das Christentum und die Staatsverfassung Karls des Großen hatten in Deutschland die nationale Kultur gewaltsam unterdrückt und etwas Fremdes an die Stelle gesetzt. In den romanischen Landen hatte eine Mischung stattgefunden: dem alten noch unerstorbenen Stamme antiker Kultur war durch die Einwanderung der Barbaren ein frisches Reis aufgepfropft worden. Die Fremden machten mit Begierde sich zu eigen, was das römische Leben an verfeinertem Genusse bot; die Römer lebten auf an dem germanischen Blute, das sich in ihre Adern ergoß. Ein Teil der antiken Kultur war nun das Christentum. Die Glut, mit welcher dieses die romanischen Germanen aufnahmen, war nur eine Apperzeption: es gefiel, weil es auch ein Teil der im allgemeinen so wohltätigen gewinn- und genußreichen römischen Gesittung war. Ferner, trotz der unbezähmbaren Wildheit, welche in den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung der Franken in Gallien die ganze Bevölkerung, die heimische und die germanische, wie in einem wüsten Taumel herumtrieb, ist es doch möglich und wahrscheinlich, daß das gesellige Leben Reste der munizipalen Kultur bewahrte, welche der neuen ritterlichen des 12. und 13. Jahrhunderts zugute kamen.[2] Im Süden war es jedenfalls so. Fauriel

---

[1] [Auch Hartmann, Gottfried, Wolfram.]

[2] [Bethmann-Hollweg, Ursprung der Lombardischen Städtefreiheit (1846); Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien II.; Haulleville, Histoire des communes lombardes.]

hat aus der vom römischen Rechte beeinflußten Erbfolge in der Provence, welche auch Frauen den Besitz von Lehen gestattete, auf größeres Ansehen geschlossen, welches die provençalische Frau vor der französischen genossen habe, Histoire de la poésie provençale (1846) 1, 497. Der Schluß wäre richtig, aber auch französische Frauenlehen gab es, wie italienische, s. Laboulaye, Recherches sur la condition civile et politique des femmes (1843) 442. Aber das ist allerdings wahr, daß im Süden die römischen Rechtsanschauungen durch die feudalen Coutumes nie vollständig verdrängt wurden, und daß dadurch die Selbständigkeit der Frau eine bei weitem größere war als im Norden. Die Mitgift der provençalischen Frau gehörte allerdings dem Manne, aber sie war unveräußerlich, über jeden anderen Besitz verfügte sie unumschränkt. Und gegen die Gütergemeinschaft protestierten die provençalischen Stände wie gegen eine Barbarei, die höchstens für die germanischen Wälder passe, Laboulaye 402 ff. 467 408 ff. — Der Frauendienst konnte hier oder in Spanien, wo das römische Recht noch reiner bewahrt wurde, entstehen. Daß es in der Provence geschah, wird in dem größeren Reichtum, der höheren und älteren Kultur und in dem befriedigten Zustande des Landes seinen Grund haben.

Von alledem in Deutschland nichts oder das Gegenteil. Der Germane hatte sein ganzes nationales Leben hingeben müssen, und mit dem, was er dafür erhielt, wußte er vorderhand nicht viel anzufangen. Die spiritualistische Religion, der Zwang des geordneten Staatslebens wurde ihm durch keine neuen Reize des Lebens annehmlicher gemacht. Seinen harten Kopf mußte er mit römischer Schulbildung quälen, die ihm von oben aufgedrungen wurde, und seine wilden Leidenschaften sollte er zähmen, weil es der mächtige Kaiser so wollte oder die durch die Staatsgewalt gestützte Kirche.

Aber auch als die kaiserliche Gewalt erlahmte, brachte die größere Freiheit des Handelns den herrschenden Ge-

schlechtern mehr Mühe und Schaden als Genuß. Sie eroberten nicht auf eigene Faust blühende Städte des Südens und des Orients wie die Normannen oder romanische Fürsten in den Kreuzzügen: sondern dem Kaiser leisteten sie widerwillige Heerfolge, oder stritten untereinander um Hab und Gut, oder sie unternahmen das schwierige und gefährliche Werk, der Herrschaft des Kaisers die eigene gegenüberzustellen. — Die geselligen Formen des germanischen Altertums waren mit dem Heidentum selbst zum größten Teil geschwunden. Römische Lebensgewohnheiten ließen sich aber schwieriger mitteilen als Gelehrsamkeit und technische Künste. — Die Stellung der Frauen hatte gegen das germanische Altertum verloren. Das Wergeld der Germanin war höher gewesen als das des Mannes.[1] Die deutsche Frau stand, vielleicht durch den Einfluß christlich-aszetischer Anschauungen, unter dem Preise; Wilda, Strafrecht 571 ff. Sie war auch eine andere geworden: weder männliche Taten vollbrachte sie mehr, wie die Heroinnen des deutschen Epos, noch verstand sie sich auf zauberische Künste und Weissagungen. So flößte sie auch den Männern nicht mehr jene religiöse Verehrung ein, von der Tacitus berichtet.

Das war nicht der Boden, auf welchem eine leidenschaftliche Hingebung an die Verhältnisse des wirklichen Lebens gedeihen konnte, welche in Frankreich Rittertum und Frauendienst erzeugt hatten.

Dazu kommt noch eines. Das germanische Recht war von der Sittlichkeit bei weitem weniger geschieden als das römische. Beide Sphären ästhetischer Urteile kreuzten sich häufig. S. Bethmann-Hollweg, Der germanisch-romanische Zivilprozeß 1, 2 f. 24 f.[2] Und eine der wichtigsten Institutionen des germanischen Staatslebens, das

---

[1] [Wackernagel, Kleinere Schriften I, 11.]

[2] [Vgl. Gierke, Das deutsche Genossenschaftsrecht I, 146 ff. — Gegen Bethmann Sohm, Die fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung p. VIII. Baumstark, Urdeutsche Staatsaltertümer 855 Anmerkung.]

Gefolgewesen, war auf moralische Eigenschaften der kontrahierenden Parteien gegründet. — Vom Christentum sagte den Deutschen weder die mythologische noch die theologische Seite sonderlich zu. Es trat aber doch mit dem vom Staate unterstützten Anspruch auf unbedingte Gültigkeit und Heiligkeit auf. Schon dies mußte seinen 468 moralischen Forderungen ungemeines Gewicht verleihen. Das germanische Recht, die staatlichen Einrichtungen der Gefolgschaft und der Belehnung kamen entgegen. Die politische Tugend der Treue war auch eine christliche. Ihre Geltung wurde durch die neue Religion nur vermehrt.[1] Die Bischöfe wachten aber nicht allein über die Reinheit des Glaubens und der Sitte, sie waren auch die zuverlässigste Stütze der königlichen Reichsgewalt. — Diese übereinstimmenden Forderungen des Christentums und des nationalen Staates in einer so wichtigen Angelegenheit erzeugten ein günstiges Vorurteil für die übrigen Punkte der christlichen Sittenlehre und verschafften ihr Eingang in die deutschen Gemüter, trotz so vielem, das in ihr den nationalen Lebensanschauungen hart widersprach.

Die Moral bekam dadurch in Deutschland eine Gewalt, welche es ihr ermöglichte, den Kampf mit anderen Lebensmächten aufzunehmen und oft glücklich zu bestehen. Ihre Stärke und die Schwäche religiöser Empfindung, insofern sie christlich-kirchlichem Sinne entspringt, haben bei uns schon früh die eigentümlich deutsche Form des Rationalismus vorbereitet; s. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie 2[2], 232 ff., eine Geistesbeschaffenheit, welche in der Reformation gewaltige Taten verrichtet hat und seitdem die Normalstimmung geworden ist, zu welcher die Nation nach allen politischen, religiösen und ästhetischen Anspannungen am liebsten zurückkehrt.

Eine unkirchliche Art der Frömmigkeit erlangt in Deutschland erst nach Verfall der ritterlichen Kultur

---

[1] [Nib. 2087 a) *lîp êre,* b) *sêle.*]

größere Bedeutung. Sie ist so nach innen gekehrt, so unsinnlich, daß sie mit der weltlichen Heiterkeit oder dem abenteuernden Tatendrange des Rittertums gar nie in Verbindung hätte treten können.

So stand auch die Poesie der ritterlichen Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts in Deutschland dem wirklichen Leben ferner als in den romanischen Ländern. Denn nicht das nationale Lebensgefühl hatte sie erzeugt, sondern mit verschiedenen anderen Verfeinerungen des Lebens war auch eine gewisse Art der poetischen Kunst vom Ausland entlehnt worden. Dies war nun von erheblichen Folgen für die Formen der neuen Poesie. — Sie hat im 13. Jahrhundert die Aufgabe, ein Ideal des Lebens darzustellen, welches dem Dichter und dem Publikum nicht vollkommen vertraut war. Das bewirkte, daß der Dichter nicht wagte, sich vollkommen gehen zu lassen, sich ganz zu geben, wie er in Wirklichkeit war, und daß auch seine Zuhörer nur Ungemeines hören wollten, größere Taten und feinere Gefühle als ihnen das Leben bot, in einer Sprache, die nie von der Ausdrucksweise abwich, deren die beste Gesellschaft sich bediente, welche durch die Vorschrift des höfischen Verkehrs autorisiert war. Dieser selbst muß um vieles abgezirkelter und förmlicher gewesen sein als der französische. Die richtige Mittellinie des Benehmens festzuhalten, wird immer wieder als höchste Tugend empfohlen. Erstaunen und lächeln doch gegenwärtig noch häufig die Fremden über die Gewissenhaftigkeit in Beobachtung der aus der Fremde entlehnten Höflichkeiten, mit welchen die Deutschen sich gegenseitig
469 das Leben erschweren. Von der strengen Wahl der Worte, von der Zurückhaltung in Schilderung geschlechtlicher Vorgänge, von der Vermeidung des Häßlichen und Natürlichen, welche den deutschen epischen Stil kennzeichnen, finden wir in Frankreich nur wenig.[1] Es ist

[1] [Vgl. Heinrich, Le Parcival de Wolfram d'Eschenbach 23: Deutsche Epiker subjektiver und formvollendeter als die frz.?]

kaum zu bezweifeln, daß ein französischer Dichter die Stelle der Gudrun nur komisch gefunden hätte, in welcher das Aufschreien der Heldin vor unmittelbarer Todesgefahr [durch einen *ungezogenen*] als ein Verstoß gegen die Sitte hervorgehoben wird, 1474, 1.[1] — Die Abweichungen zwischen den deutschen Gedichten und den französischen Originalen bestehen zum großen Teil darin, daß der französische Dichter unbedenklicher, natürlicher ist als der deutsche.

Sehen wir einen der berühmtesten Romane darauf an, den Chevalier au lion. 144. Calogreant sagt, eher als sein Abenteuer zu erzählen, ließe er sich einen Zahn reißen; — das übersetzt Hartmann nicht. — 912. Ein gefahrdrohendes Falltor wird mit einer Rattenfalle verglichen: auch dies mißfiel dem deutschen Dichter. — 1046. Crestien gibt uns die Speisekarte eines Mahles; Hartmann begnügt sich mit Allgemeinheiten. — 2385. König Artus umarmt freundschaftlich Laudinen *parmi les flans,* und sie ihn auch *a plain braz;* das schien Hartmann wohl unschicklich. — 2846. Das Brot des Eremiten konnte nicht 20 Sous gekostet haben; Hartmann läßt diese gemeine Genauigkeit fort. — 3386. Die Künste und menschlichen Gebärden des zahmen Löwen, das Aufwarten, Knien, Weinen, welche Crestien mit naivem Interesse ausführlich schildert, übergeht der geschmackvolle Hartmann; aber der Selbstmordversuch des Löwen, den er doch nicht zu unterdrücken wagt, sieht dann im deutschen Gedicht noch alberner aus als im französischen. — 4108. Die Einzelnheiten, wie Harpin das Fräulein seinen Knechten überlassen wolle, fehlen bei Hartmann. — 4207. Iwein haut im Kampfe dem Riesen von der Wange ein Stück ab, so groß wie eine Karbonade; fehlt bei Hartmann gleichfalls. — 4512. Mit Gebet helfen ihm die Damen: einen anderen Stock haben sie nicht; statt dieses Scherzes bei Hartmann die Galanterie, Gott sei so edlen Sinnes, daß er so vielen schönen Lippen die Bitte nicht versagen

[1] [Graf Rudolf: weggeworfenes Brot.]

konnte. — 5193. Der jämmerliche Aufzug der Damen wird ausführlich geschildert: an den Brüsten und Ellenbogen waren die Kleider aufgetrennt und die Hemden am Halse schmutzig; so weit wagt Hartmann nicht zu gehen. — Auch im Erec mildert Hartmann die bei Crestien wieder drastische Schilderung von Enitens mangelhafter Toilette. Crestien, Erec 1544. — Die Beschreibung der Brautnacht ist bei dem französischen Dichter sinnlich ohne Roheit 2068: bei Hartmann ganz allgemein. — 2576 klagt Enite ihre eigene Torheit an in dem volkstümlichen Bilde: «solange wälzt sich die Ziege herum, bis sie schlecht liegt»: so könnte Hartmann eine Dame nicht sprechen lassen. — 3382 geht die französische Enite in ihrer Verstellung so weit, dem räuberischen Ritter ziemlich starke Avancen zu machen, was der Dichter dann auch entschuldigt, 3404, es sei doch besser, sie sage eine Lüge als daß ihr Mann getötet werde: bei Hartmann 470 nichts davon. — 5082. Die behagliche Schilderung des Nachtlagers und des Soupers im Zelte fehlt bei Hartmann. — 5155. Die Heilung Erecs schildert Crestien mit viel medizinischem Detail; nun wissen wir aus Gottfried, daß Apothekerausdrücke in höfischer Rede gemieden wurden: er verhöhnt Wolfram deswegen; s. Zeitschrift für österreich. Gymn. 1868, S. 547f. [s. oben S. 39f.]; Hartmann schweigt also, wie billig, davon.

Allerdings, die Kunst, d. i. die Ausbildung eines durch Beschränkungen bestimmten Stiles gewann durch die deutsche Dichtweise. Einen Künstler wie Gottfried von Straßburg hat das französische Mittelalter nicht hervorgebracht. — Und manche zarte Seelenregung findet auch in den Hartmannschen Romanen ihren Ausdruck, welche man vergebens in der französischen Epik suchen würde. Aber viele dürften doch die anschauliche und durch fortwährende Vergegenwärtigung des Hörers so lebendige Erzählung der Franzosen, die innige Teilnahme an den Geschicken ihrer Helden, die prächtige Rhetorik ihrer Affekte und die genaue, aus der Beobachtung einer ent-

wickelten Geselligkeit gewonnene Kenntnis des menschlichen Herzens aller Delikatesse der Empfindung und behutsamen Ausdrucksweise Hartmanns vorziehen; vgl. Lippold, Über die Quelle des Gregorius von Hartmann von Aue, S. 19. Der französische Prosaroman von Lancelot ist gewiß kein Meisterwerk, aber es sind hinreißend schöne Szenen darin, wie wir sie in der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur in Deutschland nie zu lesen bekommen. Die hat gewiß keine Francesca von Rimini verführt. Ein gewisses Maß poetischer Begabung und künstlerischen Vermögens war in Frankreich weit mehr Gemeingut als in Deutschland.

Wolfram, von dem eben nicht beweisbar ist, daß er eine seiner so scharf gezeichneten und so leuchtend gemalten Szenen selbst erfunden, dessen Phantasie im wesentlichen schwerlich schöpferischer war als die Hartmanns, steht den Franzosen näher durch rücksichtslosen und anspruchsvollen Realismus der Darstellung.[1] Scherer vermutet in seinem Stil Nachwirkung der Spielmannspoesie, einer Dichtweise also, welche anderen als den ritterlichen Lebensgefühlen entsprossen war, welche lange ohne große literarische Ansprüche den Geschmack aller Stände beherrscht hatte und zu welcher derselbe nach der beschwerlichen Aufregung und Zurückhaltung der idealistischen Kunstepoche wieder zurückkehrte, ähnlich wie Kotzebue oder Lafontaine das Werk der Hermes und Gellert wieder aufnimmt, — das ja eigentlich nie unterbrochen worden war.

Die glänzendsten Eigenschaften Wolframs finden wir, nur dem Grade und der Mischung nach verschieden, auch in der französischen Epik und bei den Spielleuten. Sein folgenreiches Auftreten zeigt, wie schwach die idealistische Kunst des Hartmann und Gottfried im Geschmack der Nation begründet war. Diese aber haben, was kein Spielmann und kein Franzose uns bietet.

Ob der idealistische Stil der adeligen Epiker des deutschen Mittelalters aber nicht tiefer begründet ist als

[1] [Aber Rennewart bei Wolfram idealisiert.]

durch die Fremdheit des geschilderten Lebensinhalts? Das germanische Epos ist durch sein gehaltenes Pathos wesent-471 lich von dem anderer Völker verschieden: einen Thersites kennt es nicht. Und ein festes Hofzeremoniell hatte sich bei den Angelsachsen noch zur Zeit ihrer nationalen Kultur entwickelt.

Wir sind ziemlich weit von Fergus und Guillaume, dem Clerc, abgekommen, und doch wäre es interessant gewesen, etwa den Plan der Erzählung genauer zu prüfen und mit den Schemen der verwandten Kompositionen zusammenzuhalten, oder die Vortragsweise Guillaumes näher zu betrachten, den Szenenwechsel, die Übergänge, die Redefiguren und Vergleiche, und überall hiebei seine Selbständigkeit oder Anlehnung an bekannte Muster zu erweisen, — aber obwohl ein Kanon für Beschreibung eines poetischen Kunstwerks noch mangelt, so fehlt es doch nicht an trefflichen und anschaulichen Schilderungen dichterischer Individualitäten, dagegen hat für die ursächliche Erklärung der Geschmacksrichtungen in einzelnen Epochen, ihrer Verschiedenheit bei verschiedenen Nationen noch so vieles, fast alles zu geschehen. Es scheint mir, als sollte der einzelne, was er an Material für diese wichtigste Arbeit zu besitzen glaubt, sofort mitteilen und der öffentlichen Prüfung unterwerfen. Wäre es auch nur, um zu zeigen, was noch alles zu geschehen hätte, bevor man an eine historische Ästhetik denken dürfte.

C. v. Vincenti. Die Tempelstürmer Hocharabiens.

Berlin, V. Janke 1872.

Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst, N. F. 1872, II S. 730—734. — Graz 2. XII. 72 — gezeichnet D. R.

Die Schönheit ist nicht unabhängig vom Stoffe, wie die Ästhetiker uns häufig glauben machen wollen. Aus

einem kümmerlich gebauten, fleischarmen Menschen mit philiströsen Gesichtszügen, der Augengläser trägt, wird, wenn er auch zufällig ein großer Mann gewesen sein sollte, ein Bildhauer nie eine gute Statue machen können, und der Maler wird ihn auf das kunstvollste setzen, kleiden 781 und beleuchten müssen, um ihn dem Beschauer anständig zu präsentieren. Der Dichter allerdings kann uns für das innere Leben nicht nur des häßlichen, auch des geistig unbedeutenden, des kalten, des kleinlich nüchternen Menschen interessieren. Aber wir würden es doch wahrscheinlich ganz aufgeben, Novellen und Romane zu lesen, wenn wir in ihnen vorzugsweise mikroskopische Darstellungen von Seelenvorgängen fänden, welche uns weder durch ihre Stärke imponieren, noch durch ihre Ähnlichkeit mit solchen, die wir im Leben mit Vergnügen betrachten, anziehen und fesseln. Und so sucht der moderne Roman, das moderne Lustspiel wie das alte Volksepos Ideale des Lebens darzustellen, und nicht bloß verschönerte Bilder des Privatlebens, Menschen, welche stärker und feiner empfinden und dabei gewandter und geistreicher zu sprechen wissen als die Mehrzahl unserer Bekannten, sondern auch die Typen der Gesellschaftsklassen werden vergrößert und verschärft: die Diplomaten des Romans sind glattzüngiger, die Jesuiten abgefeimter und die ehrlichen Leute gröber als sie es in Wirklichkeit zu sein pflegen; — ebenso wie es wohl nie einen Jonier gegeben hat, der so schlau, so mutig und so voll findiger Geistesgegenwart gewesen als das Ideal des jonischen Stammes, der göttliche Dulder Odysseus. — Eine ähnliche Idealisierung ist die Auswahl gewisser Gesellschaftsklassen. Ein Roman von Marquis und Marquise gibt ein unwahres Bild der europäischen Gesellschaft: aber die Beschränkung ist begreiflich. Exklusive Gesellschaftsklassen haben manche Schönheit der Form und größere Entschiedenheit des Wollens in persönlichen Dingen vor dem Mittelstande voran. Der Adelige pflegt mehr Wert auf seine Person und sein persönliches Glück zu legen. Daran hängt vieles.

Der Ehebruch des französischen Romans und Dramas ist auch eine beinahe notwendige Auswahl; was will man denn mit anderen gesellschaftlichen Konflikten, auf welche meist Paragraphe der Strafgesetze in Anwendung kommen? — Aber auch die praktischen Ideale des Lebens weiß Drama und Roman in sich aufzunehmen, Bilder ganz bestimmter, politischer und sozialer Einrichtungen, welche das Kunstwerk ebenso reizvoll und begehrenswert darstellen soll, wie sie dem Handelnden und Strebenden im Leben erscheinen. Volksvertretung und Republik, allgemeine Menschenrechte und Demokratie, Toleranz und Gewissensfreiheit, und wie vieles andere preisen und verurteilen die Dichter, welche sich an die große Menge wenden, wenn diese gerade für solche Interessen entzündet ist.

Aber begnügt hat sich die Poesie doch eigentlich nie mit einer solchen übertreibenden Darstellung gegenwärtiger Verhältnisse und Bestrebungen. Denn auch das deutsche und griechische Volksepos z. B., wie es uns vorliegt, wendet sich nach rückwärts, sieht in die Vergangenheit, in eine Zeit, die schöner gewesen als die Gegenwart, in der es kühnere Männer und größere Beute gegeben habe und wunderbarere Schicksale; auch die griechische Tragödie spielt mit wenigen Ausnahmen im fabelhaften Heldenzeitalter, die Epopöen des Mittelalters, so modern das Kostüm ist, holen ihre Stoffe aus dem bretonischen und 782 griechisch-römischen Altertum, — seit der Renaissance aber vor allem sind die echten Formen und Farben des klassischen, zum Teil auch des jüdischen Altertums, seit den Romantikern das Mittelalter und die Renaissance selbst, der Orient und manches andere der Poesie zu einem unentbehrlichen Besitze geworden, den sie ebensowenig missen könnte, als der Maler irgend eine Nüance seiner Palette, sobald die Mischung einmal gefunden ist. Und je näher wir den Zielen unserer Zivilisation kommen, desto kostbarer wird das Kapital an schönen Farben und gewaltigen oder reizvollen Formen, welches uns das Alter-

tum hinterlassen, — desto erwünschter die Erschließung neuer Quellen der Schönheit aus der räumlich entfernten Gegenwart.

Die bildende Kunst lebt einzig von der Schönheit der Erscheinung, aber auch die Poesie kann sie nicht entbehren, und mit schönen Frauen allein reicht sie nicht aus — zudem sind es im deutschen Roman meist nur hübsche Mädchengesichter; für eine Fülle ferner von Energie und Behendigkeit, deren der Mensch im halbzivilisierten Zustande fähig ist, bietet die polizierte Gesellschaft keinen Spielraum mehr. Man mag den deutschen Kaufmannslehrling oder Professor idealisieren wie man will, ein arabischer Pferdedieb, oder sagen wir ein ritterlicher Beduinenhäuptling, ein griechischer Seeräuber sind für den Maler unbedingt, aber auch für den Poeten, der nicht vorzugsweise gemütlich und sittlich auf uns wirken will, willkommenere Objekte. Für den Künstler — für die Leser und das Publikum des Kunstvereins gewiß in weit geringerem Grade; das Bedürfnis nach Form und Farbe ist nur in kleinen Kreisen rege, die größte Mehrzahl begnügt sich mit den oben geschilderten Idealisierungen.

Doch es ist Zeit, von dieser Allgemeinheit auf den Anlaß zurückzukommen, der sie hervorgerufen.

Vincenti schildert in seinen Tempelstürmern die letzten Zeiten und den Untergang des Wahhabitenreiches, indem er uns die Schicksale der wahhabitischen Königsfamilie vor Augen führt, Abduls Aziz, seines Sohnes Saud und seines Enkels Abdallah, des letzten Wahhabitenfürsten, der 1818 von Ibrahim von Ägypten geschlagen wurde. Diese Blätter haben unlängst einen Aufsatz darüber gebracht.

Es ist namentlich die Außenseite des orientalischen Lebens, von der uns hier eine Reihe farbenkräftiger mit sicherer Hand gemalter Bilder geboten wird. Gewiß nicht die einzige Manier, den Orient für die Kunst zu verwerten. Die Fürstin Belgiojoso hat einmal in der Revue des deux mondes reizende kleinasiatische Geschichten er-

scheinen lassen, unter anderen die Herzenswirrnisse eines jungen Türken, der das Unglück hat, sich in eine fünfundzwanzigjährige Witwe, also nach türkischem Begriffe in ein altes Weib, zu verlieben, — und ähnliche Probleme, Gemütsvorgänge, welche aus den von den unseren grundverschiedenen Zuständen der orientalischen Gesellschaft hervorgehen. Ähnlich ist Abouts Fellah, die Berührung des Orientalen mit europäischer Sitte und Denkweise ruft hier den Konflikt hervor. Ein Bild patriotischer Moral 733 gibt uns Laboulayes Abdallah. — Aber die bloße reizende Erscheinung hat auch ihr Recht. Byron und Moore haben doch bloß diese entlehnt; das übrige ist europäisch genug. Und was haben wir mit dem Seelenleben des unvergleichlichen Hadschi Baba viel gemein? Wie eine bunte Welt von prächtigen Kriegern, zerlumpten Derwischen, schönen Frauen und Pferden, Teppichen und Shawls, silbernen Fußspangen und birnenförmigen Perlen und wer weiß was noch alles durch heiße Leidenschaften und schlaue Intriguen im tollen Wirbel durcheinander gejagt und verschlungen wird, daß, wie bei einem wohleinstudierten Ballett aus der scheinbaren Verwirrung immer neue Gruppen, neue Farbenwirkungen, neue Beleuchtungen entstehen, das alles an sich vorüberspielen zu lassen, ist ein ästhetisches Vergnügen — nicht höchster Art, doch mindestens ebenso rein, als sich für die eifersüchtigen Seelenkämpfe eines europäischen Zimmermannes oder Dachdeckers zu interessieren. Natürlich kommt es auf die Mache an. Da sind nun jedenfalls die Beschreibungen aller in die Sinne fallenden Ereignisse und Situationen bei Vincenti mit ungemeinem Talente und einer gewissen unbekümmerten Kühnheit ausgeführt. Es wird wenig deutsche Schriftsteller geben, welche imstande wären, orientalische Märkte, Barbierstuben, Wallfahrten, Wettrennen, Vorgänge in einem arabischen Hause, auf einem türkischen Schiffe, alles was das orientalische Leben an wunderlichen, abenteuerlichen, phantastischen und komischen Figuren bietet, mit dieser sinnlichen Gewalt und Anschaulichkeit

uns Europäern vor die Augen zu stellen. Gleich das erste Kapitel gibt Zeugnis davon. Ein Araber hat einen mit Juwelen gefüllten Sarg gestohlen, ihn auf sein Kamel gepackt und ist davongeritten. In höchster Eile, Verfolgung fürchtend, stürmt er so durch die Wüste. Wie er auf dem Sarge kauernd mühsam das Gleichgewicht bewahrt und, ohne den Lauf des Kamels zu hemmen, die Sargstricke fester zieht, wie dann doch die Last sich verschiebt und Perlen und Gold auf die Erde tröpfeln, sein gieriges Suchen danach — das ist ganz prächtig gezeichnet und gemalt. Die Begabung Vincentis ist vorwiegend eine malerische. Das zeigt eine Fülle ähnlicher Szenen: so der Tempelschatz in Kerbela und die Erstürmung der Stadt durch die Wahhabiten, die Fahrt Athias auf dem Euphrat, der Tanz der Abyssinierin Ipsa vor dem persischen Legaten, der lustige Efra Siab mit andern Bettelstudenten bei der geizigen Witwe, die Brautnacht Abramas, gestört durch den verrückten Mondanbeter, der seinem eisernen Käfig entsprungen, und vieles andere.

Die Sprache auch dieses Prachtstückes ist nicht frei genug von den Gewohnheiten der Tagesliteratur und der Feuilletons, aber man achtet wenig darauf und freut sich lieber der reichen Phantasie, des fast unerschöpflichen Vorrats an orientalischen Motiven und Bildern, über welche der Verfasser gebietet.

Nicht als ob die Personen, welche Vincenti uns vorführt, an sich, ohne ihre brillante Toilette, nicht zu interessieren vermöchten. Wir finden z. B. eine ganz an- 734 ziehende Frauentype, deren geistige und gemütliche Eigenschaften ganz hinreichend charakterisiert sind. Es wäre unangemessen, hier in der psychologischen Analyse sehr weit zu gehen. Was braucht man von einer schönen Frau, die in Ryat oder Masquat ihr Haus hat, mehr zu wissen, als daß sie klug und sanftmütig, oder herrschbegierig und verschwenderisch ist, oder hinterlistig und rachsüchtig. Von einer beliebigen tizianischen Venus verlangen wir sogar noch viel weniger. — Die Zeichnung

Abrahels aber gibt noch einiges mehr, es ist in der Tat ein anmutiges und ein liebenswürdiges Frauenbild, deren Geschichte man mit freundlicher Teilnahme folgt. Es hat hier dem Verfasser wohl ein europäisches Modell gesessen.

Im ganzen möchte ich, um den Roman zu charakterisieren und dem passenden Publikum zu empfehlen, sagen: wem ein guter persischer Teppich oder ein echter arnautischer Yatagan mit inkrustiertem Griff lieber ist als eine ganze Kunstausstellung voll betrogener Bräute und gepfändeter Biedermänner, der wird die Tempelstürmer mit Vergnügen lesen.

Theodor Georg von Karajan.

Wiener Abendpost, 5. Juni 1873, S. 1019—1021.

Seit wenigen Wochen erst haben wir Karajan verloren. Die gelehrte Welt hat durch seinen Tod einen harten Verlust erlitten. Karajan war ein Mann von großen Verdiensten, sein Name wird immer einen ehrenvollen Platz behaupten in der Geschichte historischer und literarischer Forschung. Aber er war vor allem ein österreichischer Gelehrter, und war es in so achtunggebietender und zugleich so liebenswürdiger Weise, daß wir nur wünschen können, seine Persönlichkeit als den Typus des österreichischen Gelehrten einer bestimmten Entwicklungsepoche unseres Vaterlandes angesehen zu wissen. — Doch die Schilderung seines Wesens, wie es im Verkehr mit 1020 seinen Zeitgenossen hervortrat, des unmittelbaren Ausdrucks seiner Gesinnung und seiner Empfindungen in Tat und Wort, muß ich jenen überlassen, welche seinem Leben näher gestanden haben, vor allen jenen seiner Freunde, welche seine Jugend, die Zeit seiner mühevollen und energischen Selbstbildung gesehen haben. Der Fremde, soviel an einzelnen Zügen ihm auch bekannt sein mag,

läuft immer Gefahr, in der Mischung der Farben zu irren und durch den bestgemeinten Versuch einer Charakterisierung den kundigeren Freunden des Verstorbenen mehr Unbehagen als Freude zu bereiten.

Ich will hier Karajan nur als Gelehrten betrachten. Als solcher war er mir ehrwürdig, schon lange bevor ich ihn gesehen oder gesprochen hatte. Seine Ausgabe und Erklärung eines neu gefundenen alliterierenden Segens aus dem neunten Jahrhundert war einer meiner ersten wissenschaftlichen Eindrücke. Wir jungen Leute, die wir damals an der Wiener Universität germanistische Studien trieben, hatten eine patriotische Freude daran, daß bei uns ein solcher Fund getan sei, dem nur wenig fehlte, um den berühmten Merseburger Zaubersprüchen an die Seite gestellt zu werden, und Karajans mythologische Deutung, die Ersetzung der christlichen Namen durch Wodan und Irmin, schien uns ebenso erwünscht als einleuchtend. Aber einiges andere erregte auch damals Bedenken und Zweifel und trieb so zu eigenen Versuchen an. Als meine Studien mich bald darauf zur Literatur des zwölften Jahrhunderts führten, lernte ich die hohe Bedeutung der Karajanischen Sprachdenkmale würdigen, einer unschätzbaren Quelle für die Geschichte unseres nationalen, von ritterlichen und asketischen Einflüssen noch wenig berührten Geisteslebens. — Und auch später, so oft ich mich genötigt fand, ein getreues Bild altösterreichischer Sitte und Kunst für mich oder andere zu entwerfen, waren Karajans Bücher die unentbehrlichen Hilfsmittel.

Und in der Tat sind die zahlreichen Veröffentlichungen noch ungedruckter oder ganz unbekannter Quellen das in die Augen springendste Verdienst Karajans. Schon äußerlich wird dies illustriert durch seine amtliche Wirksamkeit in der historischen Kommission unserer Akademie der Wissenschaften. Aber wichtiger sind uns seine eigenen Arbeiten, in denen er seinen Interessen unbehindert nachgehen konnte. Der Ertrag, den sein emsiges und glück-

liches Suchen an neuem Material gebracht hat, ist höchst bedeutend. Ohne seine glücklichen Funde, ohne seine sorgsamen Ausgaben würden unsere Vorstellungen über viele Epochen der älteren Literatur bedeutend blassere Färbung und ungenauere Zeichnung tragen. Nur noch zu wenig verwertet ist das reiche Material, das zum Beispiel in Karajans Ausgaben von des Teichners und Michael Behaims Gedichten enthalten ist. Was wüßten wir überhaupt von den österreichischen Satirikern ohne Karajans Entdeckungen und Erklärungen?

Der politischen Geschichte des deutschen und österreichischen Mittelalters, der theresianischen und josephinischen Zeit wurden durch Karajan vielfach neue, zum Teil sehr wichtige Quellen erschlossen. Der Geschichtschreiber der Gelehrsamkeit, des Verkehres, der Künste in Österreich wird immer wieder zu Karajanschen Büchern greifen müssen. Vor allem aber der Sprachforscher, obwohl für Karajan selbst weder philologische noch linguistische Interessen im Vordergrund standen. Nicht bloß das Verbrüderungsbuch von S. Peter mit seinem überreichen Schatz altdeutscher Namensformen meine ich, — hier war es ja auch der Wert für die Sprachgeschichte, welcher Karajan zu der ebenso schwierigen als gelungenen Edition veranlaßte, — sondern auch jene privaten oder unliterarischen Aufzeichnungen, österreichische Tagebücher, Memoiren, Flugschriften, in denen die Formen, der Wortschatz und die Phraseologie der heimischen Mundart sich in ihrer unversehrten Natürlichkeit oder ungezähmten Roheit erhalten haben. Auch die österreichischen Satiriker, der sogenannte Seifried Helbling, der Teichner, Michael Behaim, sind ja mehr praktische Sittenprediger oder Publizisten einer bestimmten politischen Partei, als Poeten, welche durch Würde oder Zierlichkeit der Darstellung glänzen wollen. Man braucht Weinholds bairische Grammatik nur aufzuschlagen, um zu sehen, wie reichen Ertrag die Sprachforschung aus diesen Arbeiten literarisch anspruchloser Männer gewonnen hat.

Bei allen diesen Ausgaben war es Karajans Augenmerk, ein möglichst getreues Bild des überlieferten Textes zu geben. Das geschah entweder durch entschiedene Bevorzugung einer Handschrift oder, wo nur eine einzige vorhanden war, durch genaue Beschreibung ihrer Beschaffenheit und sorgfältigen Abdruck. Hier steht obenan die Ausgabe des Verbrüderungsbuches von S. Peter, dessen sauberen, ebenso getreu als übersichtlich gedruckten Blättern niemand eine Photographie des vielfach arg mitgenommenen Codex vorziehen wird. Aus der schönen Einleitung sehen wir, mit welcher beinahe ehrfürchtigen Innigkeit Karajan dieses Denkmal der ältesten kirchlichen Zustände unserer Lande, und seines geliebten Salzburgs insbesondere, ins Herz geschlossen hatte. Es ist nicht glaublich, daß ihm irgend etwas Tatsächliches von einiger Bedeutung in der Zusammensetzung und Einrichtung dieser ungeordneten, ja wüsten Aufzeichnungen entgangen sei. Für die Geschichte der Entstehung, für die Deutung des Denkmals ist hier kaum irgend eine Beobachtung zu geringfügig. Ebensowenig als in den Naturwissenschaften ist in geschichtlichen und sprachlichen Dingen das Kleine auch das Unbedeutende. Genaue Angaben über die Bogen- und Blattzahlen, über eingelegte Zettel, über die Beschaffenheit und Appretierung des Pergaments, über Spuren älterer Heftung oder späteren Einbandes, über die Abstände der Schrift von den Seitenrändern, über Zeilenzahl der Seiten, über die verschiedenen Hände der Schreiber können passend kombiniert zu wichtigen Resultaten führen. Besonders Bestimmungen der Hände: denn sie repräsentieren menschliche Individualitäten, verschieden nach Alter, Bildung und Lebenszeit. Nicht nur weisen die allgemeinen Formen der Buchstaben und ihre Verbindung sofort auf eine bestimmte, wenn auch nicht scharf umgrenzte Zeit, es ist immer auch zu erwarten, daß dem genauen Beobachter sich, vereint mit den verschiedenen Schriftzügen, auch Abweichungen orthographischer, grammatischer, selbst stilistischer Natur ergeben werden.

Hierin besonders hat Karajan eine bewundernswerte Sorgfalt gezeigt. Es waren nicht nur vier, fünf Hände, wie sonst wohl in zusammenhängenden, eigentlich literarischen Werken, es waren über siebzig zu unterscheiden und von jeder neu auftauchenden zu ermitteln, ob sie nicht schon früher vorgekommen sei. Und mit welcher Lust und Liebe erzählt Karajan von dem mühseligen Geschäfte, mit welchem Behagen berichtet er von den Vorsichten und Listen, welche er angewendet habe, um sich vor Selbsttäuschung zu schützen.

Sehr wertvoll ist diese wie alle Karajanschen Editionen ganz oder beinahe ganz unbekannter Werke dadurch, daß der Herausgeber in den Einleitungen bereits einen Teil jener Arbeiten vorlegte, welche sonst einem späteren Gelehrten vorbehalten bleiben, der das Denkmal zu historischen oder literarischen Zwecken verwerten will. Nach vielen Richtungen findet der Benützer Karajanscher Ausgaben bereits übersichtliche Sammlungen aller Stellen, welche für bestimmte Probleme von Wichtigkeit sind. So im Buch von den Wienern eine Zusammenstellung über die Gelehrsamkeit und die Literaturkenntnis Michael Behaims, ebenso Sammlungen von Stellen, welche für deutsche Mythologie, Rechts- und Kulturgeschichte merkwürdig sind. Auch Sprichwörter und volkstümliche Redensarten aller Art sind ausgehoben. Das kehrt wieder in allen größeren Ausgaben und hat im Teichner zu einem Schema literarischer Beschreibung geführt, das früher in der deutschen Philologie nicht existierte. San Martes wichtige Arbeiten über Wolfram von Eschenbach fallen später, dessen Anwendung ist aber durchaus notwendig, nicht nur bei Schriftstellern, für deren Werke kaum so bald eine Ausgabe zu hoffen ist, wie für den Teichner, sondern auch für die allerbekanntesten, die längst in verschiedenen Drucken sich in unseren Händen befinden, für Konrad von Würzburg z. B. oder Hartmann von Aue. Wir haben kein Buch, das uns über Hartmanns Kenntnisse, Gelehrsamkeit, religiöse, moralische Ansichten und Empfin-

dungen, poetische Motive und Formen so eingehend unterrichtete, kurz das leistete, was Karajans Arbeit für den vergessenen, fast ungelesenen Teichner bietet.

Dieselbe Durcharbeitung nur eines noch gewaltigeren Stoffes nach diesen verschiedenen Gesichtspunkten finden wir auch in der letzten größeren Arbeit Karajans, in seinem Buche über Abraham a Sancta Clara.

Es liegt diesem schematisierenden Verfahren die wohlbegründete Ansicht zugrunde, daß alles geistreiche Raisonnement unserer Literaturgeschichten unnütz sei ohne derartige statistische Tabellen und Übersichten über die einzelnen Eigenschaften einer literarischen Persönlichkeit. Karajans Schema einer literarischen Beschreibung ist allerdings nicht vollständig. Ein solches, welches dem Literaturhistoriker etwa dieselben Dienste täte wie dem Botaniker die herkömmliche Methode, die äußeren Merkmale einer Pflanze zu beschreiben, ein solches gibt es überhaupt noch nicht. Auch Müllenhoffs Beschreibungen der poetischen Eigenschaften einzelner Nibelungendichter genügen noch nicht, um den poetischen Effekt ihrer Arbeit in seine Bestandteile zu zerlegen. Es müßten die Maschen eines solchen schematischen Netzes noch bei weitem verengert werden, um die verschiedenen Kunstmittel der Dichter darin einzufangen.

Sehr ähnlich diesen schematischen Übersichten zu literaturhistorischen Zwecken ist die Sammlung alter Zeugnisse über die Meinung, welche im Mittelalter die deutschen Österreicher, die Böhmen, die Ungarn von einander hatten. «Über den Leumund der Österreicher» nannte Karajan diese Schrift. Ein sehr wertvoller Beitrag zur Völkerpsychologie, wichtig sowohl durch das Charakteristische, das von den einzelnen Volksstämmen ausgesagt wird, als belehrend für die Anschauung jener anderen Nation, welche das in der Regel verwerfende Urteil fällt. In der Tat müßten die sittlichen und ästhetischen Urteile der Völker, wie sie in ihrer ganzen historischen und schönen Literatur niedergelegt sind, auf gleiche Weise

gesammelt und nach ihren verschiedenen Sphären geordnet werden, bevor es möglich wäre, eine Geschichte der Moral, des Geschmackes in Deutschland oder in Frankreich zu schreiben.

Zu den Pflichten des Herausgebers aber rechnete Karajan vorzüglich die Erleichterung oder Ermöglichung des historischen Verständnisses. Historische Namen und Begebenheiten des edierten Denkmals sollten durch Vergleichung mit anderen, reicheren oder klareren Quellen, mit Urkunden oder Geschichtsbüchern erkannt oder näher bestimmt werden: es soll sich mit Sicherheit erkennen lassen, welche Person, welches Ereignis der alte Schriftsteller im Sinne hatte, und zugleich der Leser belehrt werden, was andere Berichte über die angedeuteten Dinge erzählen. Hier ist die große Gelehrsamkeit und Bücherkenntnis Karajans schon lange allgemein anerkannt und Männer ersten Ranges haben mit sicherem Vertrauen seine stets bereite Hilfe in Anspruch genommen.

So kam Karajans eminente Sachkenntnis in genealogischen und topographischen Fragen nicht nur seinen eigenen Arbeiten über Michael Behaim, Seifried Helbling, Abraham a Sancta Clara zugute, sondern auch unter vielen andern Lachmanns und Haupts erklärenden Ausgaben, dem Ulrich von Lichtenstein, den österreichischen Lyrikern in des Minnesangs Frühling. Karajans reiches historisches Wissen in österreichischen Dingen war für die deutschen Germanisten eine ebenso sichere Zuflucht wie etwa Meusebachs Gedächtnis und Bücherschatz für die Literatur des 16. Jahrhunderts.

Keineswegs begnügte sich Karajan bei derartigen historischen Untersuchungen mit der Erhellung des Dunklen seiner Quelle durch das Licht anderer. Oft führt nur ein schwacher Lichtstrahl des einen Problems zu einem andern, das gleichfalls noch in undeutlicher Dämmerung seiner Beleuchtung wartet, aufgehellt aber zugleich dem ersten Licht bringen würde. Wenn es sich z. B. darum handelt, zu ermitteln, wann der Schreiber einiger

Namen im Verbrüderungsbuche gelebt habe, so gibt einen Anhaltspunkt die Aufzeichnung irgend eines historischen Namens, eines Bischofs oder eines Fürsten, durch dieselbe Hand, welche die andern, ganz dunklen Namen geschrieben. Aber es entstehen sofort neue Fragen: wie ist hier die Eintragung in das Verbrüderungsbuch gemeint, soll für das Seelenheil jener historischen Person, welche schon gestorben sei, besonders gebetet oder der Lebende in das tägliche Gebet eingeschlossen werden? Ist das erstere der Fall, so hätte der Schreiber jedesfalls den Verstorbenen überlebt, aber um wieviel Jahre? Das kann nur durch weitere Anzeichen herausgebracht werden. — Oder es ist auch das Todesjahr der betreffenden Persönlichkeit gar nicht genau bekannt, man muß sich dann entweder mit einer relativen statt einer absoluten Chronologie begnügen oder über das Leben jenes Mannes eine besondere Untersuchung anstellen. Hier hat Karajans Gelehrsamkeit und Spürkraft oft zu sehr genauen Bestimmungen geführt.

Der historischen Wahrscheinlichkeitsrechnung kann Karajan bei solchen Untersuchungen nicht entraten. Man konnte von vornherein zweifelhaft sein, ob alle Sittengedichte des Teichners sich auf Österreich beziehen, da aber die sittlichen Anklagen, welche der Teichner in einigen Gedichten ausdrücklich gegen Österreich richtet, sich genau so in anderen ebenfalls Teichnerschen Gedichten finden, in [1021] welchen Österreich nicht genannt oder österreichische Personen nicht erwähnt werden, so ist anzunehmen, daß auch diese auf Österreich zu deuten sind. Doch begegnen wir dergleichen Folgerungen nicht häufig.

Von ferner liegenden Kombinationen kann man nicht sagen, daß Karajan sie gerade liebe oder suche. Aber in der kleinen, wenig gekannten Abhandlung, mit welcher er Wattenbachs Ausgabe der *Passio sanctorum quatuor coronatorum* begleitete, macht er mit Glück auch von diesem Mittel historischer Untersuchung Gebrauch. Es gelingt ihm hier, auf überzeugende Weise das hohe Alter des Denkmals darzulegen, durch den Nachweis, daß die darin

vorkommenden Bibelzitate nicht mit der Vulgata stimmen, sondern mit älteren italienischen Bibelübersetzungen, und durch Hervorhebung einiger juristischen und militärisch-technischen Ausdrücke, welche für die Fortdauer antiker Verhältnisse sprechen.

In sprachlichen Dingen übte zwar Karajan diese Art der Forschung nicht, aber er erkannte sehr wohl ihre Notwendigkeit. Schon 1843 sieht er klar, daß, um Behaims Buch von den Wienern nur richtig zu interpungieren, nicht weniger nötig sei, als eine aus sämtlichen Handschriften aller Werke des Dichters zu schöpfende genaue Kenntnis seiner Syntax und ihres Verhältnisses zu der seiner Zeitgenossen.

Schon durch das Gesagte wird die wissenschaftliche Methode Karajans ziemlich klar umgrenzt worden sein. Er war vor allem bemüht um das tatsächliche Verständnis seiner Quelle. Das Alter, die Herkunft des Denkmals, die sichere Erfassung der Meinungen und Absichten des Schriftstellers, ein Bild von dessen literarischer Persönlichkeit durch Vereinigung seiner in den Werken zerstreut erscheinenden Eigenschaften zu übersichtlichen Verzeichnissen oder zusammenfassenden Schilderungen, die Aufklärung der durch das Alter verdunkelten historischen Bezüge und Anspielungen durch das Licht anderer Überlieferungen — das war Karajans eigentliche Sphäre, dafür war ihm keine Mühe des Suchens und Grübelns zu groß. Er verkannte zwar nicht den Wert der Wahrscheinlichkeit in historischen Dingen, wie wir gesehen haben, aber vor allem suchte er nach urkundlicher Beglaubigung. Ein mit Händen zu fassender Beweis war ihm lieber als die scharfsinnigste Vermutung. Deshalb seine immer wiederkehrende Klage über Mangel an Quellen — daher auch zuweilen seine übergroße Kühnheit in ganz verzweifelten Dingen, bei denen eine Aufhellung von außen her nicht zu erwarten war.

Noch viel weniger trachtete er nach ursächlicher Erklärung der von ihm so reinlich und sauber präparierten

historischen und literarischen Tatsachen. Eine Antwort auf die Frage: warum? und warum so? — die letzten Ziele historischer Wissenschaft, sucht er selten. Wieso es gekommen, daß Teichner so merkwürdige, pantheistische Anwandlungen hatte neben seiner asketisch religiösen Richtung, was zu begreifen eigentlich wichtiger ist als die Tatsache selbst, das läßt Karajan auf sich beruhen. Ebenso kein Versuch, die so höchst eigentümliche literarische Form Abrahams a Sancta Clara durch die Entwicklung des literarischen Geschmacks im katholischen Süddeutschland und durch die Erklärung derselben zu begreifen. Kaum ein leiser Hinweis auf ähnliche Vorgänger und Zeitgenossen. — Die schöne Vergleichung der inneren Form und Einrichtung der Totenbücher mit ähnlichen antiken Aufzeichnungen in der Vorrede des Verbrüderungsbuches von S. Peter überrascht da beinahe. — Aber eigentümlich: obwohl nicht Kritiker von Fach, gerade in Fragen über die gegenseitigen Beziehungen mehrerer Handschriften eines Textes übt er zuweilen die Methode der Hypothese, konstruiert durch Vermutung eine Tatsache, welche sonst unbegreifliche Eigenschaften der Überlieferung erklärt. Sehr hübsch ist die Deutung des auffälligen Verhältnisses, in welchem die zwei Handschriften des Buches von den Wienern zueinander stehen, — die eine nämlich das Autograph des Dichters, die andere zeigt Zusätze, welche offenbar auch von Behaim herrühren — oder die Vermutung, daß die Reihenfolge der Gedichte in einigen Handschriften des Teichners von dem Dichter selbst herrühre, weil sie im allgemeinen nach dem Inhalt geordnete Gruppen gebe, aber nicht mit der Genauigkeit und Konsequenz, welche einem späteren Ordner zuzutrauen sei. Er verwertet hiebei auch die wichtige Beobachtung, daß einzelne Ausdrücke sich am Ende des einen und am Anfang des in den Handschriften folgenden Gedichtes leicht wiederholen. — Auch den Text des Seifried Helbling, der nach einer einzigen Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts herzustellen war, hat Karajan vielfach durch

glückliche Konjekturen lesbar gemacht, soviele Rätsel er auch seinen Nachfolgern noch zur Lösung überlassen mußte.

Doch die geistigen Eigenschaften eines Gelehrten sind nie ohne Zusammenhang mit seinen Empfindungen. Die Empfindungen erzeugen das Interesse, das Interesse belebt den Willen, entbindet die logischen Fähigkeiten des Geistes und macht sie bestimmten Zwecken dienstbar. Nicht zu jeder Leistung verfügt auch der genialste Gelehrte über seine Verstandeskräfte in gleichem Maße. Große Naturforscher haben mit Leichtigkeit auf den Gebrauch derselben in politischen oder religiösen Dingen verzichtet. — Wenn wir bei Karajan in diesen dunkeln Grund des geistigen Seins zu schauen trachten, so scheint sich eine Erklärung für die beschriebene Physiognomie seines wissenschaftlichen Lebens zu ergeben. Nicht die stolze Lust, einen Zusammenhang der in menschlicher Erfahrung getrennten Dinge zu finden, war es, die von Anfang an ihn zu seinen Studien trieb, — es war ein Interesse, wie es aus einer eigenen Mischung ästhetischer und sittlicher Empfindungen entspringt. — Der Duft des Altertums zog ihn an, nicht alter Zeiten überhaupt, sondern des heimatlichen Altertums, der Genuß, einem getreuen Bilde österreichischer Vergangenheit ins Auge zu sehen, muß für ihn ein größerer gewesen sein als für die meisten seiner Zeitgenossen und Landsleute. — Liebe zum Vaterlande und Liebe zur Natur hatten seiner Seele diese Richtung gegeben. Nicht jene Liebe, welche nach Kräften dem geliebten Gegenstande sich unmittelbar nützlich zu erweisen trachtet, sondern jene andere, kontemplativ genießende Liebe, welche in Wohlgefallen an den geliebten Farben und Formen schwelgt, ihr ganzes Herz an sie hängt und, was daran weniger schön und rühmenswert sein mag, schont und erträgt; — auch nicht Liebe zur Natur überhaupt, sondern zu österreichischer Natur mit ihrer Munterkeit und Sinnenkraft, die gar nicht immer zierlich und sittig ist. — Karajan hatte viel vom

Altertümler an sich. Er liebte die alten Dinge um ihrer selbst willen, auch ohne sie sofort zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen. Das zeigen seine Sammlungen, seine berühmten Austriaca und Viennensia.

Das erklärt auch die Grenzen seines Interesses. Keineswegs romantische oder gar katholisierende Neigungen haben seine Bestrebungen dem Mittelalter zugewandt. Das war überhaupt bei den österreichischen Germanisten und Historikern nicht der Fall, während die norddeutschen Begründer germanistischer Wissenschaft geradezu aus der Schule der Romantiker hervorgegangen sind. Die österreichischen Historiker der dreißiger und vierziger Jahre, welche sich mit dem Mittelalter beschäftigen, haben mehr Zusammenhang mit den Arbeiten der alten Benediktiner als etwa mit Möser oder Raumer. Was im deutschen Mittelalter romantischen Neigungen unserer Zeiten entgegenkam, hatte für Karajan wenig Reiz. Deutsche Heldensage, bretonisch-französische Romane der Hofepik, der Minnegesang, — das war es nicht, was sein Herz begehrte, — sondern ein neues, reich und fein ausgeführtes Bild lichter historischer Zeit. Kaiser Maximilians geheimes Jagdbuch, dies in seiner Naivetät kostbare Waidmannsbrevier eines großen Herrn, für den die sonst üblichen Regeln literarischer Kleiderordnung nicht gelten, war ihm gewiß lieber als der Teuerdank. Aber er wird auch Seifried Helbling lieber gelesen haben, als den gefeilten, duftenden Gottfried von Straßburg. Stil und Metrik scheinen ihm nie großes Interesse eingeflößt zu haben. Und was hinter das dreizehnte Jahrhundert zurückging, zog er nur gelegentlich in den Kreis seiner Betrachtung. Aus trümmerhaften einzelnen Nachrichten durch minutiöse Prüfung ihrer Abhängigkeit und Bedeutung ein paar unsichere Umrisse zu gewinnen, das lockte ihn nicht. Er mußte aus dem Vollen schöpfen können. Das 14. und 15. Jahrhundert war so recht eigentlich seine Domäne.

Diesen Genuß, das alte Leben wie mit Augen zu sehen und ihm nachzuempfinden, konnte er nicht ent-

behren. Und wo seine scharfe Witterung ihm solchen versprach, da ließ er nicht nach, bis er seiner ganz habhaft geworden, also nicht nur, bis er das Denkmal konnte drucken lassen, sondern bis es ihm alle seine Bedeutungen und Beziehungen geoffenbart hatte. Gewiß wurde er in diesem Streben unterstützt durch klaren, nüchternen Verstand, durch ein getreues Gedächtnis und nicht zum mindesten durch eine große Ordnungsliebe, die etwas vom Beamten auch in die gelehrte Forschung trug, aber die Triebfeder, welche alle seine geistigen Kräfte in Bewegung setzte, war doch nur die Liebe, die Liebe zum österreichischen Altertume. Darin war er auch empfindlich. Das harte Urteil, welches Gervinus über Michael Behaim gefällt, jenen Meistersänger, der so lebensvolle und ergötzliche Geschichten von den Wienern des fünfzehnten Jahrhunderts, allerdings in sehr rohen Versen, zu erzählen weiß, dünkte ihm lieblos und ungerecht. Hochmütiges Absprechen über Menschen und Dinge nach den Anschauungen einer anderen Zeit war ihm verhaßt. Er besaß in der Tat jene philologische Gesinnung, über welche Lachmann in der Vorrede zum «Iwein» spricht, eine Gesinnung, welche in das Fremde oder Alte sich liebevoll versenkt, statt es überschwenglich zu preisen oder bitter zu tadeln.

Lachmann, wie überhaupt die Männer der kritischen Schule, wußten auch Karajan zu würdigen. So verschieden seine Interessen von den ihren waren, er zählte doch zu ihnen, durch die Reinheit seines wissenschaftlichen Sinnes und Strebens, durch die Treue und Zuverlässigkeit seiner Arbeit. Karajans Name wird immer genannt werden unter der kleinen, aber erlesenen Schar österreichischer Männer, welche in einer der Wissenschaft feindlichen Zeit die Ehre österreichischer Gelehrsamkeit gerettet haben. Seinem patriotischen Herzen muß dies wohlgetan haben bei aller persönlichen Bescheidenheit. Aber er hat auch dem Österreich seiner Jugendzeit keinen Groll bewahrt für die Schwierigkeiten und Hemmnisse, welche es seiner gelehrten Laufbahn in den Weg geworfen.

Gerade wie Menschen, welche aus niedriger Geburt und Armut sich zu Wohlstand und Ansehen emporgeschwungen, wenn sie sonst natürlich empfinden, mit einer Art gemütlichen Behagens an die Mühen und Entbehrungen einer harten Jugend zurückdenken, so auch die österreichischen Autodidakten. Eine Zeit, in der sie trotz aller Hindernisse sich in den Besitz der geächteten, beinahe verbotenen Wissenschaft gesetzt haben, bietet sich ihrer Erinnerung nicht mehr dar als eine Epoche der Unterdrückung, sondern des siegreichen Kampfes. Haben sie doch schließlich das Feld behauptet.

Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich.

Von Wilhelm Scherer, Berlin 1874.

Deutsche Zeitung, Abendblatt, 22. Dezember 1874, S. 4.
Wien, Dezember 74.

Es ist durchaus nicht notwendig, daß ein Gelehrter ersten Ranges auch ein ausgezeichneter Schriftsteller sei, der nicht nur die Ergebnisse seiner Gedankenarbeit mit der Eleganz des sachgemäßen Ausdruckes seinen Fachgenossen mitzuteilen wisse, sondern jeden gebildeten Leser zu fesseln, zu erwärmen, ja im Schwunge mit sich fortzureißen verstehe. Finden sich aber zwei so verschiedene Gaben, die Fähigkeit des kalten, um die Resultate gänzlich unbekümmerten Denkens, dem alle Objekte gleich wert und beinahe gleichgültig sind, und dabei eine spielende Leichtigkeit des Vortrages, Begeisterung für die schönen und großen Dinge, mit welchen die historische Wissenschaft sich neben unerfreulichern auch beschäftigt, und warme Teilnahme an den Ereignissen und Menschen der Gegenwart in éinem Manne durch eine besondere

Gunst des Schicksals vereinigt, so ist das in der Tat ein anziehendes und erfreuliches Schauspiel, das sich nirgends häufig bietet, in Deutschland aber besonders mit dem freudigsten Danke begrüßt werden sollte. Die Wissenschaft ist eine rauhe Herrin und fordert von ihren Dienern nicht, daß sie ganze, volle, liebenswürdige und lebensfreudige Menschen seien, es ist ihr gleichgültig, was sie sind, wenn sie nur die unerbittliche Arbeit mit immer gleicher Treue und Gewissenhaftigkeit besorgen.

Ja es scheint, als ob häufig die geistigen Kräfte großer Gelehrter das Durchschnittsmaß nicht überschritten, als ob ihrem logischen Vermögen zugute gekommen sei, was sie an sittlicher Energie und ästhetischem Gefühle zu wenig erhalten haben. Auffallend unsittliche und rohe Menschen wird man allerdings unter den Gelehrten selten finden, wohl aber bei vielen eine gewisse Schlaffheit des Wollens und Begehrens und geringe Fähigkeit zum unbefangenen Genusse des Lebens. Scherer ist wohl einer der menschlichsten unter seinen Standesgenossen, eine reiche und volle Natur, ein Mann, der noch herzhaft zu lieben und zu verabscheuen weiß. Und es ist nur Würdiges und Großes, was diese leidenschaftliche Seele bewegt, keine kleinliche Eitelkeit, keine Gehässigkeiten der Gelehrtenrepublik. Ein warm fühlender Mensch, der die großen Interessen der Menschheit und seiner Nation nicht vergessen kann, wenn er mit den schärfsten Waffen philologischer und historischer Wissenschaft die tausend wie in einen Panzer der Unverständlichkeit gehüllten Rätsel angreift, welche uns die Geschichte vergangener Geisteszustände hinterlassen hat.

Wenn wir aber über den Gehalt und über das Verdienst des vorliegenden Buches klar zu werden uns bemühen, so ist es beinahe nicht möglich, von diesem allein zu sprechen. Das Charakteristische sind auch hier wieder jene Eigenschaften, welche den großen Arbeiten Scherers, den Denkmälern und der Geschichte der deutschen Sprache, sowie vielen gelehrten Einzeluntersuchungen ihre hervor-

ragende und unbestrittene Stelle in der Geschichte nicht nur der germanistischen, sondern der deutschen Geisteswissenschaft überhaupt erworben haben. Scherer zeichnet diese Eigenschaften selbst, wenn er das Wesen der modernen und insbesondere der deutschen Wissenschaft der Gelehrsamkeit früherer Perioden gegenüberstellt. (S. 64 und 410.) Es ist die Kritik der Quellen, mögen dies nun Berichte karolingischer Annalen über abgehaltene Reichsversammlungen oder in Unordnung geratene Blätter einer Liederhandschrift sein — ein Verfahren, nur zu vergleichen den Behutsamkeiten und Fehlerberechnungen des Physikers bei Beobachtung eines mechanischen Vorganges — und die rastlose Frage nach der unmittelbaren oder weiter entfernten Ursache auch bei jenen geistigen Phänomenen, für welche man noch bis vor kurzem jedem Versuch einer Erklärung entsagen zu müssen geglaubt hat. Auf eine früher nicht geahnte Weise hat Scherer durch Tatsachen der politischen Geschichte, der theologischen und philosophischen Entwicklung des Mittelalters die Chronologie und Bedeutung alter Literaturdenkmäler endgültig festgestellt, durch Vergleichung mit der musikalischen Komposition metrische Erscheinungen aufgehellt, und vor allem durch Physiologie und Akustik eine Reihe der wichtigsten Sprachveränderungen in ungeahntes Licht gerückt. Die Grenzgebiete der Wissenschaften sind, wie man sieht, das Terrain, auf dem die großen Streitfragen entschieden werden. So wie die Denkmäler eine Mustersammlung geworden sind, auf welche man die Schüler verweist, um ihnen zu zeigen, was historische Methode sei, angewendet auf Probleme der Literaturgeschichte, so bezeichnet das Werk über die Geschichte der deutschen Sprache einen Wendepunkt in der Entwicklung der historischen Sprachforschung und Linguistik. Man kann es auf den ersten Blick jeder Abhandlung über eine altdeutsche Sprach- oder Stilform ansehen, ob sie vor oder nach Scherers Buch entstanden ist.

Einige der in den Vorträgen und Aufsätzen gesammelten Schriften haben den Zweck, die Resultate dieser

Bücher allgemein zugänglich zu machen. So der erste Vortrag über den Ursprung der deutschen Nationalität. Man hat früher auch gewußt, daß die Germanen den Krieg liebten, daß ihr Kriegsgott Tiu der alte Djâus der Inder, der Zeus der Griechen ist, daß die germanischen Sprachen den Akzent auf die Wurzelsilben legen, daß der Stil des alten Epos sich wesentlich durch Variationen desselben Gedankens auszeichnet und den Schmuck der Alliteration verwendet. Aber diese einzelnen Wahrheiten lagen unbenützt und unfruchtbar, jede in ihrem historischen, mythologischen, grammatischen Fach. Erst Scherer hat sie in fruchtbare Verbindung gebracht, gezeigt, daß sie teils Symptome derselben Geistesverfassung sind, teils aber untereinander in ursächlichem Zusammenhange stehen. Der Vortrag über den Ursprung der deutschen Literatur gibt ein Bild der ältesten literarischen Zustände Deutschlands und weist der Prosa des achten und neunten Jahrhunderts ihren Platz an in dem System von Neuerungen, welche das weltliche und geistliche Leben im fränkischen Reiche durch die zivilisatorischen Bestrebungen Karls des Großen, durch das neu erweckte Ideal eines römisch-christlichen Staates deutscher Nation erfahren hat. Kein Satz beinahe in dem kurzen Vortrag, der nicht Neues gebracht hätte. Ganze große Abschnitte unserer Literaturgeschichte mußten gänzlich umgeschrieben werden. Wieviel ist seitdem hinzugekommen! Die meisten der spätern geschichtlichen Arbeiten Scherers schließen sich an dieses Erstlingswerk an. Die neueste Auflage von Gervinus' «Geschichte der ältern deutschen Literatur» unterscheidet sich von den frühern Darstellungen wesentlich durch Verwertung Schererscher Forschungen.

Eine unscheinbare Anmerkung auf Seite 96 gibt ein Bild von dieser Art literarischer Untersuchungen. Wir haben ein alliterierendes Gedicht über das Jüngste Gericht, erhalten in einer Handschrift, welche Eigentum König Ludwigs des Deutschen war. Aber wann ist das Gedicht entstanden? Direkte Anspielungen auf Personen

oder Ereignisse der Zeitgeschichte, wie etwa bei Dante, kommen nicht vor. Eines aber fällt auf. Der Dichter verweilt unverhältnismäßig lange auf Einschärfung der richterlichen Unbestechlichkeit; in einer längern Reihe von Versen wird auseinandergesetzt, was der bestechliche, was der unbestechliche Richter an jenem Tage zu erwarten habe, während die übrigen Sünden nur kurz abgetan werden. Dieser Verstoß gegen die poetische Ökonomie läßt sich nur aus dem starken Interesse erklären, welches die Zeit des unbekannten Dichters an diesem Gebrechen der Rechtspflege genommen hat. Scherer findet nun dieses Interesse bei mehreren hervorragenden Männern des karolingischen Hofes, bei Arno, dem Erzbischof von Salzburg, bei Alcuin und besonders bei Theodulf von Orleans, der das Thema unseres Gedichtes zu einer längern Schrift, seiner «Mahnrede an die Richter», benützt hat. Und im Jahre 802 sendet Karl der Große die vornehmsten Männer des Reiches zur Handhabung von Recht und Gericht aus, weil diese es nicht nötig hätten, Geschenke anzunehmen, und verbietet auf das strengste jede Art von Bestechung und alle andern Künste, durch welche die Parteien sich die Gunst der Richter zu sichern gewohnt waren. Das Gedicht vom Jüngsten Tage kann also mit einem für historische Dinge sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit in den Anfang des neunten Jahrhunderts gesetzt werden.

Allerdings, es bedarf einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, um ähnliche Beziehungen zwischen Literaturwerken und historischen Tatsachen festzustellen. Aber die Gelehrsamkeit ist dabei das wenigste. Es hat gewiß mancher Historiker das Gedicht vom Jüngsten Tage gelesen, der in den Annalen und Rechtsquellen des karolingischen Zeitalters besser bewandert war als Scherer. Und auch dem Belesensten steht seine Literaturkenntnis nicht sofort zu Gebote. Das Wichtige ist nur das Aperçu, daß der regelmäßige Verlauf der Darstellung in dem Gedichte an einer Stelle unterbrochen sei. Das muß erklärt

werden. Diese Erklärung zu finden ist dann verhältnismäßig leicht. Wenn nicht der größte, doch der schönste Teil der philologischen Kritik beruht auf der durch Übung geschärften Fähigkeit, sich zur rechten Zeit zu wundern und das Auffallende auch auffallend zu finden. Das ist die Kunst, daß man über ein ungewohntes Wort strauchle, an einer metrischen Rauhigkeit, einem unvermittelten Übergang im Vortrage sich stoße und die derben Nähte fühle, durch welche zwei ursprünglich selbständige Gedichte zu einem größern Ganzen zusammengeheftet sind.

Einem ähnlichen Verfahren begegnen wir überall. In dem Aufsatze über Abraham a Sancta Clara zum Beispiel. Die Gabe der improvisierten Rede, die wir hier im höchsten Grade ausgebildet finden, woher stammt sie? Im achtzehnten, im sechzehnten Jahrhundert nichts dergleichen. Wir stehen dem Verständnisse doch schon um einen guten Schritt näher, wenn Scherer uns belehrt, daß ein Zeitgenosse Abrahams, der holländische Dichter Velthen, die Improvisation nicht bloß in die Posse, sondern auch in die Tragödie eingeführt habe. Welcher unserer begabtesten Schauspieler verfügte auch nur über den Reichtum an Worten und Phrasen, um etwa einen Monolog Othellos aus eigenen Mitteln einzuschieben? — Oder Otto Ludwig tadelt es an Schiller gegenüber Shakespeare, daß bei jenem der Held nicht vorzugsweise durch eigenes Verschulden untergehe, daß er nicht durch seine Frevel die Strafe sich selbst bereite — der moderne Dichter schiebe die Schuld möglichst von dem Angeklagten auf die Situation, die Zeit, den Richter selbst. Der Tadel geht den Historiker nichts an. Die Bemerkung Ludwigs ist fein und richtig. Wie ist die Tatsache zu erklären? Scherer verweist auf die Wissenschaft. Geschichte und Philosophie belehren uns von Tag zu Tag, daß der menschliche Wille unfrei ist, und seit Montesquieu und Herder ist auch in Deutschland der Einfluß, welchen die natürlichen Lebensbedingungen auf Moral und Gesetz nehmen, anerkannt worden. Solche Betrachtung der Dinge muß geneigt machen, den

handelnden Einzelnen immer mehr und mehr zu entlasten.

Die Sachen schienen mitunter auf der Hand zu liegen, so schlagend sind sie. So die Erklärung der Frauenliebe als neues poetisches Motiv zu Ende des zwölften Jahrhunderts. Eine ähnliche Empfindung finden wir kurz vorher in der religiösen Literatur, in Beichtspiegeln und Sündenklagen. Es ist die Übertragung einer der schon bekannten Seelenbewegungen auf ein anderes Objekt, welche die Anfänge unserer Liebeslyrik geschaffen hat. Ebenso bringt Schleiermacher die herrnhuterische Innigkeit seiner Jugend später in beinahe komischer Weise dem Universum entgegen. Verhält es sich ähnlich doch auch bei Strauß.

Man müßte in der Tat jeden Aufsatz zitieren, um den reichen Schatz historischer Erklärungen zu würdigen, welche nun einer Reihe von literarischen Erscheinungen zugute kommen, die unsere vielbändigen Literaturgeschichten in der Regel gar nicht der Erklärung bedürftig gefunden haben.

Ich will nur noch einen Punkt hervorheben, bei dem sich die Verwandtschaft von Scherers Methode mit dem Verfahren der Naturforscher am deutlichsten zeigt. Abraham a Sancta Clara gilt uns für einen guten Spaßmacher. War er, abgesehen von den rein erbaulichen Stellen seiner Schriften, seinen Zeitgenossen auch nur das? Sind wir denn überhaupt berechtigt, den ästhetischen Eindruck, welchen wir von einem alten Schriftwerk erhalten, als den beabsichtigten anzunehmen? Haben die Leser, auf welche der Autor es abgesehen hatte, Menschen von so verschiedenem Denken und Fühlen, auf dieselben Reize ebenso reagiert wie wir? Es ist sogar unwahrscheinlich. Aber wie sollen wir dahinter kommen, was der Wiener Hof oder die Grazer Bürgerschaft des siebzehnten Jahrhunderts für komisch, was sie bloß für geistreich genommen haben? Der Schlüssel zu dem Probleme liegt in der wesentlichen Gleichheit der menschlichen Natur.

Bei Trauerreden an der Bahre geliebter Verstorbener werden keine Possen gerissen. Jene rhetorischen Künste also, welche Abraham hier anwendete, erregten den Zeitgenossen kein Lachen, galten bloß für eine gewählte Zierde ernsthafter Rede. Das ist doch ganz, wie wenn der Physiker ein Phänomen, das er akustisch nicht beobachten kann, in eine Erscheinung für das Auge umsetzt, als welche es ihm Rede stehen muß.

Für uns Österreicher haben Scherers Vorträge und Aufsätze noch besonderes Interesse. Einmal, weil in der Tat ein beträchtlicher Teil der Sammlung sich mit österreichischen Geisteszuständen beschäftigt, dann weil Scherer unser Landsmann ist und, wenn auch jetzt Angehöriger eines fremden Staates, doch nie aufgehört hat, sich als Österreicher zu fühlen. Das zeigt gerade sein zürnendes Pathos, wenn er über manche Eigenschaften des österreichischen Volkes und der österreichischen Regierungen verschiedenster Zeiten spricht, welche der Festigung des Staates und der Geistesbildung seiner Angehörigen gleich schädlich gewesen sind.

Ein wohlmeinender österreichischer Patriot, Herr —g, hat unlängst in der «Wiener Abendpost» seiner Empörung über diese Stellen Ausdruck gegeben. Ich kann das eigentlich nicht tadeln. Die Liebe zeigt sich in verschiedener Gestalt, im Beschönigen und Verhüllen wie in ungemessenen Zornesworten, wenn wir an einem geliebten Gegenstande etwas nicht Lobenswertes erblicken. Aber es ist ungehörig, unziemlich, wenn ein Mann wie —g sich Wilhelm Scherer gegenüberstellt, ein Mann, der keine Ahnung hat von Scherers Stellung in der Wissenschaft und keine Kenntnis jener Werke, auf denen sie beruht, wenn ein Herr —g sich anmaßt, mit stumpfem Verstand und roher Empfindung die feine geistige Arbeit zu beurteilen, die er nicht begreift, mit dem Ellenmaß korrekter Gesinnung einen Mann zu messen, dessen Bücher leben werden, wenn das meiste von dem, was gegenwärtig die Parteien und Staaten in Liebe und Haß bewegt, einem

spätern Geschlecht gleichgültig oder unverständlich geworden ist.

Herr —g hat nicht den Versuch gemacht, auch nur eine einzige jener Stellen in Scherers Buch zu widerlegen, welche ihm wie jedem Österreicher eine schmerzliche Empfindung bereiten müssen. Er druckt sie in Anführungszeichen ab und ruft Ach und Weh darüber aus. Ebenso verfährt er mit jenen andern Sätzen, in denen Scherer die Verdienste des preußischen Königshauses und des preußischen Staates um den politischen und den zivilisatorischen Fortschritt Deutschlands hervorhebt. Aber Herr —g behauptet, Scherers wissenschaftliche Leistungen dienen der Tendenz. Dann war es seine Pflicht, nachzuweisen, daß bei Scherer die österreichischen Verhältnisse ins Dunkle, die preußischen ins Lichte gefärbt seien. Er mußte dartun, daß Scherer seine Quellen falsch verwertet, unrichtig kombiniert, daß er Wichtiges absichtlich verschwiegen habe. Herr —g ist eben nicht imstande, die Dinge historisch aufzufassen, er begreift nicht die Vielseitigkeit jeder historischen Erscheinung. Es ärgert ihn zum Beispiel, daß Scherer den Österreichern kein Verdienst daraus mache, daß sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Heldensage gepflegt, die fremde Artusdichtung erst spät und ohne sonderliche Begeisterung aufgenommen haben. Die Lieder von den Nibelungen und von Gudrun sind gewiß erfreuliche Gaben nationaler Poesie und werden manche Stunde österreichischer Männer und Frauen verschönt und veredelt haben. Wir können nicht wünschen, daß sie nicht gewesen wären. Aber ebenso richtig ist es auch, daß der neue Inhalt, den das deutsche Leben unterdessen in Franken, Schwaben, Thüringen und Baiern gewonnen, sich bequem in die Form der Artusromane gießen ließ, während die nationalen Stoffe widerstrebten. Die hatten wenig gemein mit Frauendienst, Rittertum und kirchlicher oder ketzerischer Religiosität. Es ist da nichts zu loben noch zu tadeln. Schon die räumliche Entfernung Österreichs von Frankreich, dem Sitze aller

geistlichen wie weltlichen Bildung, erklärt es, daß die neue Ästhetik des Lebens hier später Eingang fand als am Rhein. Aber die Tatsache ist ungemein wichtig, als das erste Symptom des später immer deutlicher erscheinenden Zwiespalts, welcher die österreichische Geistesentwicklung von der deutschen getrennt hat.

Selbst wo Herr —g recht hat, ist er im Unrecht. Den Aufsatz über Bauernfeld, sagt er, wird der Verfasser hoffentlich so wenig für eine ernste literarische Studie halten, als etwa die «unpolitischen Glossen zu einem politischen Aktenstücke» für ein wirkliches Staatsprogramm. Ganz richtig. Das wird Scherer nicht. Er hat sich aber auch nie den Anschein gegeben, als wollte er es. Und es zeugt von ästhetischer Fühllosigkeit, in jenen weich bewegten Worten, welche der österreichische Gelehrte kurz vor seinem Scheiden aus dem Vaterlande dem österreichischen Poeten zurief, literarische Gelehrsamkeit zu vermissen. Es ist dieselbe Geistesart, welche sich in den häßlichen Worten über Karoline Schelling verrät. Sie sei in Mainz die Beute «jedes beliebigen Franzosen» geworden, statt «eines beliebigen», soll wohl ein Druckfehler sein.

Aber allerdings, Scherer hat es mit verschuldet, wenn die kleinen Leute seine Arbeiten für politische Flugschriften ansehen, durch einige Stellen des Buches selbst wie durch sein Verhältnis zum öffentlichen Leben in Österreich. Die politische Tätigkeit, welche sich dem Privatmann als Nebenbeschäftigung darbietet, ist der gerade Gegensatz zu der Arbeit des Gelehrten. Die Kritik der Tatsachen, die vorsichtige Beobachtung, welche durch das Experiment zuerst alle nebensächlichen Umstände beseitigt und die Fehlerquellen in Betracht zieht, ist der Privatmann, also auch der Abgeordnete politischen Dingen der Gegenwart gegenüber anzuwenden nicht imstande. Die Geschichte des preußischen Parlaments belegt das, glaube ich, zur Genüge. — Es ist, als ob der Glaube, der sich von dem lieben Gott ins Universum geflüchtet hat,

auch dort schief angesehen, in der Politik seine letzte Zuflucht, hoffentlich nicht auf immer gefunden habe. Dieselben Männer, welche in politischen Dingen felsenfeste Überzeugungen aussprechen und betätigen, würden das Gewicht der Gründe, auf welche sie sich hiebei stützen, für beiweitem nicht genügend erklären, um, wenn es eine physikalische oder historische Frage gälte, auch nur die behutsam ausgesprochene Annahme einer Wahrscheinlichkeit zu gestatten.

Aber natürlich, wenn jemand mit der Absicht, sich und andere über die Bedeutung irgend eines Gelehrten zu belehren, dessen Leben und Schriften auf ihren politischen Gehalt prüft, so ist das beinahe so, als wenn ein Kavallerieoffizier über den großen Philologen Gottfried Hermann, der auch ein passionierter Reiter und Pferdeliebhaber war, zu Gericht säße und uns versicherte, an dem Manne wäre gar nicht soviel, seine Zügelführung könne er nur mittelmäßig finden und die Schrift über die Reitkunst bei den Alten zeige einige bedenkliche hippologische Ketzereien.

Rede auf Wilhelm Scherer

gehalten am 30. Oktober 1886 im kleinen Festsaale der Universität Wien.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 37 (1886), S. 801—813.

Meine Herren!

Wir haben uns hier versammelt, um das Andenken eines Mannes zu feiern, der als Gelehrter wie als Lehrer sich um die Ausbildung und Verbreitung germanistischer Disziplinen, vor allem der Geschichte deutscher Literatur und Sprache, große und weithin anerkannte Verdienste erworben hat; eines Mannes, der aber zugleich

uns österreichischen Germanisten durch Geburt und durch seine Verbindung mit unserer Wiener Universität, welcher er als Student wie als Lehrer angehörte, näher steht als anderen. — Allerdings haben die jüngeren unter Ihnen ihn nicht, weder in den stattlichen Räumen dieses neuen, noch in den bescheidenen unseres alten Hauses gesehen, aber die akademische Tradition hat seinen Namen wohl bewahrt, und seitdem er Österreich und die Wiener Universität verlassen, haben die älteren Studenten den jüngeren von Scherer, dem großen Gelehrten und unvergleichlichen Lehrer erzählt, wir Professoren haben das gleiche getan in den Vorlesungen wie außerhalb derselben, so daß es unter unseren jungen Germanisten, denen ein günstigeres Geschick überhaupt den Besuch fremder Universitäten erlaubte, zur Gewohnheit wurde, ihre Studien erst in Straßburg und später in Berlin unter Scherers Leitung abzuschließen. — Noch aus dem vorigen Semester ist es mir erinnerlich, daß mehrere meiner Hörer die Absicht aussprachen, diesen Winter nach Berlin zu Scherer zu gehen. Ein grausames Geschick hat diese mit so vielen anderen Hoffnungen vereitelt.

Und wenn gerade ich es unternehme, hier zu Ihnen über Scherer zu sprechen, so bestimmt mich dazu nicht nur der Umstand, daß ich die Ehre hatte als unmittelbarer Nachfolger Scherers an unsere Universität berufen zu werden, viel mehr noch die persönliche Freundschaft, welche mich mit Scherer seit unseren Jugendjahren verband, als wir, denen bald Kollega Hartel sich beigesellte, bei Bonitz, Hoffmann, Vahlen und Pfeiffer unsere Studien begannen, — und der mächtige, belehrende und spornende Einfluß, den ich, der ältere, schon damals von dem frühreifen Kollegen empfangen habe, als dessen ältesten und ersten Schüler ich mich in gewisser Weise bezeichnen darf. — Denn was gelehrte Arbeit heißt, habe ich — noch mehr als von meinen Professoren — von dem Kollegen Scherer gelernt, durch seine Briefe aus Berlin, als er noch Student an dem gewaltigen Werke der Denkmäler arbeitete,

welches bei ihm die Stelle einer Doktordissertation und Habilitationsschrift vertrat; dann, nachdem er in Wien Privatdozent geworden war, durch eifrig gepflegten Verkehr, als er seinen Jakob Grimm und die Geschichte der deutschen Sprache schrieb. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir in der leidenschaftlichen Arbeit des Suchens, in der freudigen Lust des Findens, der dann wieder die quälenden Zweifel folgten, wie dies eben die Natur unserer Lebensaufgabe mit sich bringt.

Ich habe die Hauptwerke seiner Jugend genannt, die Denkmäler, J. Grimm, die Geschichte der deutschen Sprache. Sie gehören sehr verschiedenen Disziplinen an, der Philologie, der Literaturgeschichte und der Sprachforschung. Zwar ist der Wahn überwunden, daß Sprachforschung den Naturwissenschaften beizuzählen sei: sie gehört wie die Erforschung alles Menschenwerkes zu den historischen Wissenschaften, aber es ist allerdings richtig, was unlängst ein geistreicher Kollege gesagt hat, daß das Studium der germanischen Sprachen viel näher verwandt ist mit dem Studium irgend anderer auch nicht arischer Sprachen, als mit dem Studium des geistigen Lebens einer Nation, wie es sich in deren literarischen Denkmälern oder in der Geschichte seiner Gelehrsamkeit darstellt. Um so mehr als die Sprachgeschichte bis jetzt fast nur Geschichte der Laut- und Flexionslehre und der einfachsten syntaktischen Formen geblieben ist, also jener Sprachelemente, welche allen Angehörigen eines Volkes gemeinsam zukommen, dem empfindungsvollsten und sprachgewandtesten Dichter, wie dem Arbeiter auf dem Felde oder in der Werkstatt. — Man darf sagen, es ist nur das praktische Bedürfnis, welches Sprachforschung und Philologie zusammenhält, nicht in dem Sinne, daß derselbe Gelehrte nach altem Usus beide Disziplinen auf der Universität zu lehren und zu vertreten hat, sondern weil eine Hilfswissenschaft der andern ist, weil der Sprachforscher, insoweit er sich mit älteren, mit toten Sprachen beschäftigt, ein zuverlässiges Materiale braucht, welches ihm die philologische Arbeit erst

erwerben muß, der Philologe und Literarhistoriker, weil er in vergangenen Perioden bei der Unvollständigkeit der Überlieferung von der Sprachwissenschaft oft erst lernen muß, an welchen Ort, in welche Zeit ein Denkmal gehört, — ja was noch wichtiger ist, weil nur der Sprachforscher 303 jene Fülle gleichberechtigter sprachlicher Möglichkeiten übersieht, welche ihn befähigen, den Zuständen älterer Sprachen gerecht zu werden, deren gegenwärtige Klänge und Verbindungen ihm geläufig sind. Nur Sprachstudien ermöglichen es dem deutschen Literarhistoriker, Werke des 13. oder 16. Jahrhunderts auf ihren ästhetischen Wert hin richtig zu beurteilen, die originellen Schriftsteller z. B. von den Nachahmern, die gewandten von den unbeholfenen zu scheiden, indem sie ihn zwingen, von der falschen, aber immer sich aufdrängenden Vorstellung zu lassen, als wäre doch eigentlich nur die gegenwärtige Sprache, die Sprache der großen Dichter und Kritiker des vorigen Jahrhunderts, das richtige Deutsch, zu dem man nur in früheren Perioden sich noch nicht durchgearbeitet habe. — Sprachforschung und Philologie verhalten sich also zueinander ungefähr wie Physik und Mathematik. Jede andere Naturwissenschaft ist der Physik näher verwandt als die Mathematik, aber der Physiker kann die Mathematik nicht entbehren, und Beispiele sind nicht selten, daß große Physiker die mathematischen Theorien nicht nur genutzt, sondern auch ausgebildet und gefördert haben.

Auch Scherer ist wesentlich als ein Philologe und Literarhistoriker zu betrachten, der um die Sprachwissenschaft sich große und dauernde Verdienste erworben hat. — Der größte Teil seiner gelehrten Lebensarbeit, vor allem am Anfange und gegen das Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn, war der Philologie und Literaturgeschichte gewidmet, seine sprachgeschichtlichen Studien sind eine glänzende Episode.

Aber auch Philologie und Literaturgeschichte sind Studien, welche ihre eigenen Wege gehen und getrennte

Interessen verfolgen. Daß die Philologie der Literaturgeschichte wichtige Dienste leistet, liegt auf der Hand, aber sie bietet dieselben nicht nur der Geschichte der schönen Redekünste, welcher altmodische Titel doch gut das Wesen dessen ausdrückt, was wir gewöhnlich unter Literaturgeschichte verstehen, sondern auch der Geschichte des politischen Lebens, der Theologie, der Jurisprudenz. — Die Vorarbeiten für diese wie für alle historischen Wissenschaften sind philologische, und es ist wieder bloß das praktische Bedürfnis, welches die Historiker zwingt, einen so großen Teil ihrer Zeit und Mühe philologischer Arbeit zu widmen, und es sind ebenso praktische Gründe, welche den Gelehrten, die vorzugsweise berufen sind, die Geschichte der poetischen Künste zu ermitteln, die philologische Behandlung und historische Würdigung von Denkmälern aufdrängen, welche mit der schönen Literatur nichts zu tun haben, also z. B. alter Aufzeichnungen politischen, juristischen, theologischen, ja medizinischen Inhalts.

Die erste Arbeit Scherers, die berühmten Denkmäler, das Buch, auf welches wir alle jungen Germanisten als auf die philologische Musterarbeit verweisen, illustriert diese Universalität der Philologie auf das schlagendste. — 804 Als Müllenhoff es unternahm, die kleineren deutschen Sprachdenkmäler von den ältesten Zeiten bis ins 11. Jahrhundert zu edieren, behielt er sich die meisten poetischen Stücke vor, nur wenige dieser und alle prosaischen fielen Scherer zu. Das waren fast durchgängig Aufzeichnungen rein praktischen Charakters: Beichtspiegel, Glaubensformeln, Gebete, Markbeschreibungen, Gesetze, Kapitularien, Eides- und Verlöbnisformeln, selbst Rezepte. Aber gerade die Behandlung dieser Stücke wird mit Recht zu den glänzendsten Partien des ausgezeichneten Buches gerechnet. Durch Verwertung aller damals erreichbaren Sprachkenntnisse, durch paläographische Indizien, durch sorgsame Beachtung der anderen meist lateinischen Werke, welche mit dem in Rede stehenden Stücke zu einem Codex ver-

bunden waren, durch Vergleiche mit den lateinischen Vorlagen gelang es Scherer, nicht nur den ursprünglichen Wortlaut herzustellen, sondern auch Zeit und Ort der einzelnen Denkmäler mit großer Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Damit hätte der von der Sprachwissenschaft unterstützte Philologe sich eigentlich begnügen können. Für Scherer begann hier erst die eigentliche Arbeit, die ihn vielfach in das Gebiet des Historikers, des Juristen und des Theologen führte. Er stellte sich die Fragen: was bedeuten diese Denkmäler, welchen Zwecken dienten sie, von welchen Zentren des geistigen Lebens gingen sie aus? Und durch Vergleichung ihres Inhalts mit staatlichen, kirchlichen, gelehrten Bestrebungen der ersten christlichen Jahrhunderte Deutschlands wies er nach, daß ein Teil mit dem Bekehrungswerke Karl des Großen zusammenhängt, ein anderer mit dessen Bemühungen um Befestigung des Christentums bei den Neubekehrten und um Herstellung einer christlich-römischen Kultur in Deutschland in unmittelbare oder mittelbare Beziehung zu bringen sei, während ein dritter Teil uns Reste eines Gottesdienstes in deutscher Sprache repräsentiert. — Eine Fülle früher fast unverständlicher Fragmente war dadurch erklärt worden und hatte geholfen, wichtige Tatsachen der inneren Geschichte des frühen deutschen Mittelalters ans Licht zu stellen.

Dieselbe Verwertung der theologischen Tatsachen und Bewegungen des Mittelalters finden wir auch in seiner Behandlung jener geistlichen Gedichte, deren Herstellung er übernommen hatte. — Formulierungen des Trinitätsbegriffes z. B. ergeben wertvolle Datierungen für Denkmäler, deren Inhalt und Form uns sonst keine chronologischen Anhaltspunkte geboten hätte. Dabei war es Scherer nicht gegeben, die Aufstellungen historisch-theologischer Autoritäten einfach hinzunehmen, — durchweg bemühte er sich auch auf fremdem Gebiet mit eigenen Augen zu sehen, selbst die Quellen für jede historische Tatsache zu prüfen, bevor er dieselbe zur Erklärung seiner literarischen Denk-

mäler verwendete. — Die Forschungen, welche Scherer dem poetischen Teile der Denkmälerausgabe widmete, 805 kamen natürlich unmittelbar der eigentlichen Literaturgeschichte zugute. Außer der theologischen Erklärung und Einreihung derselben — abgesehen von der sehr gelungenen Herstellung einiger — möchte ich besonders erwähnen die Entdeckung ganz neuer literarhistorischer Kategorien, wie jener der volksmäßigen Balladen mit biblischem Stoff, die sich scharf von den geistlichen Gedichten gelehrter Verfasser unterscheiden, die Aufhellung der metrischen Formen dieser und anderer Gedichte durch die Scheidung der sonst im allgemeinen als Leiche bezeichneten Gedichte in solche, bei denen die Ungleichheit der Strophen als eine nationale Form zu betrachten ist, und anderer, welche durch Nachahmung der lateinischen Sequenzen entstanden sind. — Ein solches Erstlingswerk, eine solche Dissertation, wie ich früher gesagt, hatte man in unserer Wissenschaft noch nicht gesehen. Man wußte nicht, sollte man mehr staunen über die Gelehrsamkeit, oder über die Schärfe der Beobachtung, die Kraft der Kombination und Generalisation bei einem Jüngling, dessen Name damals zuerst der gelehrten Welt bekannt wurde.

So ziemlich dem Gange der geschichtlichen Entwicklung folgend, wendeten sich Scherers Interessen nun der Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts zu; dann der mittelalterlichen Blütezeit, dann dem Drama und dem Romane des 16. Jahrhunderts.

Und überall, wo er Hand anlegte, bekamen die Pergamente und alten Drucke Leben und Gestalt, ordneten sich zu Gruppen, traten vor und zurück, so daß wir nun Bilder und Entwicklungen sehen, wo die älteren Literarhistoriker uns nur Namen und Zahlen überliefert hatten. Ich brauche die Fachgenossen nur zu erinnern an die Untersuchungen über die geistliche Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts, die, anknüpfend an die Vorstudien der Denkmäler, scharf geschiedene Richtungen in der geistlichen Poesie unserer südöstlichen Lande ergaben, eine

populäre, die vielleicht in Kärnten zu lokalisieren ist, eine gelehrte, an französischer Theologie und ihren deutschen Vermittlern geschulte, die ihren Sitz im Donautale und zum Teil in Steiermark gehabt zu haben scheint. — Die Entstehung der weltlichen Lyrik, der sogenannten Minnepoesie, hat uns erst Scherer begreifen gelehrt, indem er die Anfänge derselben einer syntaktischen und stilistischen Analyse unterwarf, wie sie vorher nie zur Charakterisierung dichterischer Werke verwendet worden war, die allein aber den unbestimmten Eindruck, welchen ein poetisches Kunstwerk ausübt, auf einen bestimmten Ausdruck zu bringen geeignet ist. Auch hier gingen philologische Arbeiten der minutiösesten Art voran, die Scheidung der einzelnen Teile der altdeutschen Genesis, der Gedichte, welche vorher insgesamt aus nicht genügenden Gründen als ein Werk der Melker Klausnerin, der Frau Ava, aufgefaßt worden waren. Bei den Minnesingern gelang es ihm mehrfach durch scharfe Beobachtung und Erklärung 806 der Eigentümlichkeiten ihrer handschriftlichen Überlieferung uns ein Bild zu geben von der Gestalt jener verlorenen Liederbücher, in welchen die deutschen Dichter nach Art der Provenzalen ihre Werke vereinigt zu haben scheinen.

Gar vieles und keineswegs Unwichtiges muß ich hier beiseite lassen. — Abhandlungen, wie die über Williram, über Spervogel, über J. Wickram, über Dramatiker des 16. Jahrhunderts, Reden, wie die über das geistige Leben Österreichs im Mittelalter, Rezensionen, wie die so reichhaltige und die Sache fördernde über Heynes Beowulf, die andere über dessen altniederdeutsche Sprachdenkmäler mit ihren glänzenden und evidenten Emendationen, alles Arbeiten, in denen schwierige und feine Fragen der alten Literaturgeschichte und Philologie oder des gesellschaftlichen und geistigen Lebens älterer Zeiten einer immer fruchtbaren Erörterung unterzogen werden.

Seit den siebenziger Jahren, wie gesagt, fühlte er sich bewogen, das Meiste und Beste seiner Kraft an die

Bearbeitung der neueren Literaturgeschichte — ungefähr seit Lessing bis auf Goethes Tod zu setzen. Und mit Recht. Nicht nur weil jeder Gelehrte das Recht hat, sich sein Arbeitsfeld zu wählen, sondern weil hier gerade sein Eingreifen besonders nutzbar und wohltätig zu werden versprach für den Betrieb der wissenschaftlichen Erforschung der modernen Literatur und wirksam zur Zerstörung schädlicher, ja lächerlicher Vorurteile. — Diese Vorurteile waren damals in der Tat noch mächtig. Viele sonst gelehrte und einsichtige Männer konnten es schwer begreifen, wie ein Philologe der Lachmannschen Schule dazu kam, z. B. die Persönlichkeiten jener Damen festzustellen, welchen der junge Wieland seine Verehrung und Neigung widmete, oder darüber nachzudenken, wen Goethe mit seinem Satyros gemeint habe. Ich habe es selbst von Gelehrten und Freunden Scherers gehört, deutsche Philologie habe sich mit der Herstellung und Erklärung der alten Texte zu befassen, die neuere Literatur sei ohnehin bekannt genug, über sie könne jeder Gebildete auch ohne besondere Studien sprechen und schreiben. Es zeigt dies, wie sehr unsere Geisteswissenschaften noch der Läuterung und Klärung ihrer Grundbegriffe bedürftig sind, wie verschleiert vielen ihrer Vertreter noch die eigentlichen Ziele und die Möglichkeiten unserer Erkenntnis sind. Kein Naturforscher wird die ihm bequem zur Hand liegenden Naturvorgänge, in denen alle Einzelnheiten, alle Voraussetzungen und Wirkungen deutlich vorliegen, vernachlässigen, um der Erklärung solcher sich ausschließend zuzuwenden, deren Erscheinungen ihm nur unvollkommen oder nur mittelbar zugänglich sind, — noch weniger wird er die Betrachtung z. B. eines wirklichen Erdbebens, eines vor seinen Augen oder unter seinem Mikroskop liegenden Präparates verschmähen, um sich eine Vorstellung von Erdbeben aus den Berichten alter Chronisten zu bilden, welche über Erdbeben ihrer Zeit etwa Aufzeichnungen gemacht haben, oder seine Vorstellung von einem Gewebe 807 aus Abbildungen desselben, welche aus einer Zeit stammen,

deren Mikroskope unvollkommener waren als die gegenwärtigen.

Ganz ähnlich unvollkommene und unvollständige Bilder vergangener Literaturzustände geben uns aber die verhältnismäßig geringfügigen Reste des aus dem Altertum und Mittelalter Erhaltenen. Ja, wo auch in einzelnen Perioden die schriftlich aufgezeichnete Literatur ziemlich gut und vollständig auf uns gekommen ist, fehlen uns doch oft so gut wie alle Nachrichten über das Leben, die Studien, die persönlichen Erfahrungen jener Menschen, welche sie hervorgebracht haben.

Die historische Kausalerklärung für Werke wie das Nibelungenlied oder Wolframs Parzifal — von den Eddaliedern und Beowulf gar nicht zu reden — kann nur durch sorgfältigste Verwertung kleiner Eigentümlichkeiten ihrer literarischen Gestalt, dann durch Kombination und Analogie auf dem Wege der Hypothese bis zu einem gewissen Grade erschlossen werden. Dagegen die neuere Literatur! Welche Fülle von Dokumenten, die für Erklärung literarischer Tatsachen verwendet werden können und müssen: Tagebücher, Korrespondenzen, Autobiographien, gleichzeitige Rezensionen, literarische Berichte aller Art. Dazu eine Kenntnis der politischen und sozialen Zustände, wie wir sie für die alten Zeiten nie erhoffen dürfen, eine Kenntnis, welche es uns aber ermöglicht, die bewußtlosen Kräfte des dichtenden Menschengeistes, und nicht bloß der Dichter von Beruf, gleichsam in der Werkstätte aufzusuchen und zu belauschen, zuzusehen, welche Auswahl er unter der unbegrenzten Menge der realen Phänomene trifft, wie er durch Zusammenfassung ähnlicher Gestalten und Geschehnisse, welche aus irgend einem, oft aus einem erkennbaren Grunde, sein ästhetisches Interesse erregen, Typen bildet, wie die Phantasie noch lebende Menschen trotz aller Kontrolle offiziellster Berichte mit mythischen Nebeln umhüllt, deren Gestalt und Farbe die ästhetischen Bedürfnisse einer geschichtlichen Epoche charakterisiert. Hier ist es möglich, soweit historische Erkenntnis über-

haupt reicht, die Entstehung eines literarischen Kunstwerkes, sei es einer Tagesanekdote oder eines gewichtigen Trauerspiels, zu begreifen, — ja man sollte meinen, jeder Literarhistoriker müßte erst aus dem sorgfältigen Studium der modernen Literaturen sich jene Erfahrung, jene Kenntnis literarischer Möglichkeiten, jenen Schatz von literarischen Analogien erwerben, welche ihn befähigen, die Lücken der Überlieferung, welche in der alten Literatur uns überall entgegenklaffen, auf wahrscheinliche Weise auszufüllen.

Daß aber, wo auch die Überlieferung in überreicher Fülle zu strömen scheint, wie etwa in der Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts, der Rätsel genug übrig bleiben, zu deren Lösung Beobachtung und Kombination, also die Hypothese allein berufen ist, das weiß jeder, der sich mit historischen Dingen beschäftigt hat. Ist es doch 808 mit der politischen Geschichte nicht anders. Diejenigen, welche gegen die wissenschaftliche Behandlung der modernen Literaturgeschichte gesprochen, ja auch geschrieben haben, müßten auch die Behandlung der politischen Geschichte des Revolutionszeitalters z. B. den Dilettanten überlassen, weil allerdings die Tatsachen in ihren rohesten Umrissen feststehen und kein Gelehrter herausbringen wird, daß die Schlacht bei Leipzig in einem anderen Jahre stattgehabt habe als im Jahre 1813. — Aber viel wichtigere Dinge als das Datum der Schlacht bei Leipzig muß der moderne Historiker ermitteln. Er kann es nur durch Kombination und Generalisierung. Die Ursachen des Aufblühens und des Niederganges moderner Staaten, der Veränderungen in dem Verhältnis des einen zu dem anderen sind nie direkt aus den Archiven zu entnehmen.

Der Unterschied ist nur der, daß der Historiker es mit Dingen zu tun hat, welche nie so sehr das Werk éines Menschen sind, als ein poetisches Werk das Werk eben seines Dichters ist, daß der Historiker daher die kleinen Einzelheiten des menschlichen Lebens vernachlässigen kann, oder sie nur dann benutzt, wenn sie sich statistisch

als Eigentümlichkeit einer Nation oder eines Standes, einer gewissen Periode zusammenfassen lassen. Für den Literarhistoriker gibt es aber fast nichts Kleines. Es zeugt von geringer Einsicht in das Wesen literarischer Produktion, wenn man die sorgfältige Aufzeichnung auch der geringfügigsten Tatsachen aus dem Leben hervorragender oder auch nur einflußreicher Schriftsteller mißachtet. Das Kleine ist durchaus nicht immer das Unbedeutende. — Die kleinste Eigentümlichkeit des menschlichen Privatlebens kann mittelbar oder unmittelbar zur Kausalerklärung literarischer Werke dienen, vor allem der poetischen, die ja mit den innersten Heimlichkeiten des dichtenden Menschen so viel enger verknüpft ist, als jede andere Produktion mit der Natur ihrer Produzenten.

Aber ebenso wie die kleinen muß die moderne Literaturhistorie auch die großen und allgemeinen Tatsachen, die geistigen und die materiellen Zustände der Nationen einer gewissen Epoche, insoweit sie miteinander in einem Zusammenhange des Kulturverkehrs stehen, kombinatorisch zur Erklärung literarischer Erscheinungen verwerten. — Diese allgemeinen Verhältnisse sind allerdings bekannt oder wenigstens überliefert: ihre Beziehung auf das einzelne Literaturwerk kann aber nur durch Kombination erschlossen werden.

Ich glaube, durch diese Ausführungen nur scheinbar von Scherer abgekommen zu sein. Er hat die volle Kraft seiner reifsten Jahre darangesetzt, um, was ich abstrakt hier angedeutet habe, an dem konkreten Thema der deutschen Literatur neuerer Zeiten zu verwirklichen. Mehr noch als bei seinen mittelalterlichen Studien ging hier
809 die Tätigkeit des Gelehrten mit der des Lehrers Hand in Hand. Noch bevor er auf diesem Gebiete mit eigenen Arbeiten — größeren Umfanges — hervortrat, wenn wir von dem vortrefflichen Buche über J. Grimm absehen, das aber doch nicht eigentlich ein Thema der Literaturgeschichte, vielmehr eines aus der Geschichte des geistigen Lebens behandelt, hat er in den Seminarien von Straß-

burg und Berlin eine reiche Fülle von fruchtbaren Gedanken ausgestreut und eine Reihe von Schülern herangebildet, welche sofort die neuere Literaturgeschichte in seinem Sinne behandelten. — Es waren das gelehrte Arbeiten ganz eigener Art. Nie zuvor waren die Bedingungen und Voraussetzungen, auf welchen die dichterische Eigentümlichkeit etwa Lessings oder Goethes beruht, so weit zurück verfolgt worden, nie zuvor hatte man so scharf geschieden zwischen der literarischen Tradition mit ihren vererbten Typen, Motiven und Mitteln, und dem, was der Einzelne den überkommenen Formen entgegenbringt. — Auf eine absolute Ästhetik wurde verzichtet, die relative durch sorgfältige Vergleichungen aber ungemein gefördert. — Von Scherers eigenen Arbeiten haben vor allen die über Goethes Faust gezeigt, wie weit es durch philologische Observation möglich ist, auch bei modernen Autoren hinter die Überlieferung zurückzukommen, nicht nur wie bei alten Texten von jüngeren und schlechteren Handschriften den Gedankenweg zu erschließen zu älteren und besseren, vielleicht zum Archetypus einer Familie, oder gar zum Autographon des Schriftstellers, nein, noch viel weiter zurück in die Seele des Dichters, dessen wechselnde, unterbrochene, wieder aufgenommene Intentionen dem philologisch bewaffneten Auge auch in dem äußerlich zu einer Einheit zusammengefügten Kunstwerk erkenntlich sind.

Und daß über dem Kleinen und Einzelnen das Größte und Allgemeinste nicht vernachlässigt wurde, das zeigt wohl am deutlichsten die Periodisierung von Scherers Literaturgeschichte, welche nicht durch Anlehnung etwa an die politische Geschichte oder an die allgemeine Geschichte des geistigen Lebens, sondern durch die von Lorenz unlängst so energisch geforderte Verwertung der ihr selbst anhaftenden Merkmale gewonnen, eine früher nicht geahnte, aber auch jetzt noch nicht erklärte Periodizität von wiederkehrenden Erscheinungen in ungefähr gleichen Zeitabschnitten erkennen läßt.

Als Scherer seine deutsche Literaturgeschichte schrieb, waren die Vorstellungen von der Geschichte der deutschen Sprache wesentlich andere geworden als die jener Zeit, in welcher er die Denkmäler herausgab. Während damals Weinhold den Bau der Grimmschen Grammatik nach einigen Seiten weiter ausführte und Kelle, Rumpelt, Raumer, Westphal die ersten Versuche machten, ihn durch Zugbrücken mit den stolzen Palästen der vergleichenden Grammatiken Bopps und Schleichers zu verbinden — die bedeutsamen Anfänge Jacobis und Holtzmanns waren 810 wenig beachtet worden, — erklangen nun die Namen ganz neuer jugendmutiger Baumeister, und was sie bauten, erschien in Stilformen, die wenig, fast nichts mit denen J. Grimms gemein hatten. Und um ohne Bild und ohne Blume zu sprechen, die Arbeiten Braunes, Pauls, Sievers' in ihrer Verbindung mit denen der neueren Sprachvergleicher: Ascoli, Thomsen, J. Schmidt, Brugmann u. a. haben die Erkenntnis von der Entstehung und dem Werden der germanischen Sprachen so vertieft und verfeinert, daß keiner, der nicht die grammatische Bewegung der letzten Jahre durchgemacht hat, imstande ist, eine linguistische Abhandlung unserer Tage, ganz abgesehen von neuen Terminologien, auch nur zu lesen. — Diese Bewegung war zum großen Teile Scherers Werk, eine Folge des gewaltigen Anstoßes, den seine Geschichte der deutschen Sprache gegeben hatte. Unsere Zeit scheint so schnell zu leben, daß es den jüngeren Germanisten, die sich mehr mit den Lehren, als mit der Geschichte unserer Wissenschaft bekannt gemacht haben, sonderbar klingt, wenn sie hören, daß Scherer, der in den letzten Jahren, wenn er sich über linguistische Angelegenheiten äußerte, sehr konservativ geworden war, je einmal der revolutionäre Stürmer und Dränger gewesen sei, als den wir Älteren ihn in Erinnerung haben. Denn was er im Jahre 1868 neues gefunden und gelehrt hat, ist zum großen Teil in die Schulbücher, Kompendien und Kollegienhefte übergegangen, es ist das, was der junge Germanist in

jedem Grammatikkollegium zu hören bekommt, was ihm schon so selbstverständlich dünkt, daß es ihm wenig einfällt zu fragen, wer dies zuerst im Gegensatz zu anderen nun längst verschollenen Lehrmeinungen aufgestellt habe.

Aber die Geschichte der Germanistik muß es verzeichnen, daß Scherer zuerst in größerem Maße und mit vielversprechendem Erfolg sich der Theorien der Akustik und Physiologie, wie sie ihm von seinem und unser aller verehrten Lehrer Brücke vermittelt wurden, zur Erklärung des germanischen Lautstandes und Lautwandels bedient hat. — Während J. Grimm und seine nächsten Nachfolger sich noch mit der Schultradition des lateinischen Alphabetes begnügten, stellte Scherer zuerst ernstlich die Frage: was bedeuten, d. h. welche Klänge repräsentieren uns die Zeichen und Zeichengruppen, welche wir in unseren alten Handschriften finden, — und was bedeutet es, wenn wir dasselbe Wort in einer Handschrift des 9. und in einer des 13. Jahrhunderts verschieden geschrieben finden, — wie ist es geschehen, daß die Söhne veranlaßt wurden, anders zu sprechen, andere Klänge zu produzieren als die Väter, — und wie kommt es, daß die einzelnen germanischen Völker sich in so verschiedener Weise nicht nur von der arischen, sondern auch von der germanischen Grundsprache entfernt haben? — Allerdings wirklich beantwortet hat Scherer diese Fragen nicht. Wer könnte auch jetzt sich dessen vermessen! Aber er hat diese Rätsel ihrer Lösung beträchtlich näher gebracht. Die Lautphysiologie und die Erfahrung des gegenwärtigen Sprachlebens lehrte ihn, daß die historischen Veränderungen nur allmähliche gewesen sein können. Daß also, wo die überlieferten Formen verschiedener Jahrhunderte durch eine tiefe Kluft geschieden sind, die verlorenen Übergänge erschlossen werden müssen. Die Lautphysiologie lehrte ihn ferner die verschiedenen Möglichkeiten in der Produktion menschlicher Stimmlaute und die verschiedenen Formen ihrer Verbindungen kennen — welche die Phy- 811

siologie selbst allerdings meist nur durch historische Erfahrung kennen lernt, — Möglichkeiten, mit denen immer zu rechnen ist, wenn die Lautwerte uns nur durch geschriebene Zeichen überliefert sind. Z. B.: Die Lautphysiologie lehrt, daß eine Art der Verbindung zwischen *i* oder *j* und vorhergehenden Konsonanten die Mouillierung dieser, das ist die Versetzung derselben mit dem *i*-Laut ist. Wenn nun in den Fällen unseres Umlauts in den ältesten Aufzeichnungen desselben die Formel *ali* als *aili* geschrieben vorkommt, das *i* also in der Tat vor und hinter dem Konsonanten *l* geschrieben erscheint, so ergibt dies die größte Wahrscheinlichkeit, daß die spätere Umlautform *eli, ele* auf dem Wege der Mouillierung entstanden ist. Oder — die Lautphysiologie lehrt, daß *l* verschieden ausgesprochen werden könne, unter andern mit einem Timbre, dessen Klang dem *a* nahe kommt. Im alten Englisch finden wir nun den Laut *ă* vor *l*-Verbindungen als *ea* geschrieben. Was kann deutlicher sein, als daß die Qualität des altenglischen *l* in Verbindungen mit anderen Konsonanten jene mit dem dumpfen Timbre gewesen sei, das sich als Vokal *a* ganz von dem Konsonanten *l* abgetrennt hat. — Eine große Reihe früher unverstandener Erscheinungen des germanischen Sprachlebens wurden von Scherer zuerst auf diese Weise erklärt. Wie man von Mommsen gesagt hat, er habe die römische Geschichte geschrieben, als ob die Römer wirklich gelebt hätten, so konnte man von Scherer sagen, er habe die Geschichte der deutschen Sprache geschrieben, als ob sie wirklich gesprochen worden wäre.

Eine andere fruchtbringende Neuerung war die Verwertung der Analogien, welche das moderne Sprachleben bietet. Die Methode der wechselseitigen Erhellung, wie sie Scherer treffend nennt, wurde zwar auch vor ihm geübt. Die gesamte Sprachvergleichung beruht ja darauf, die Veränderungen, welche in der Geschichte der einen Sprache deutlich und in allen Phasen überliefert sind, zur Aufhellung ähnlicher Prozesse in anderen Sprachen zu

verwenden, deren Denkmäler dieselben nur unvollständig zur Erscheinung bringen. Aber man hatte, wie das in allen historischen Wissenschaften leider üblich ist, die unmittelbar vor unseren Augen sich abspielenden Phänomene, also die Sprachbewegungen der letzten Jahrhunderte bis in die Gegenwart vernachlässigt, ja verachtet. Gerade Männer wie J. Grimm hatten die falsche Vorstellung verbreitet, die gegenwärtigen Sprachen befänden sich in einem Zustande der Entartung, seien, wie sie eigentlich nicht 812 sein sollten, in den modernen Perioden des Sprachlebens sei manches an Übergängen und Veränderungen möglich, was man den alten Sprachen nicht zutrauen dürfe. — Es ist Scherers großes Verdienst, diesen Wahn von einem Jünglings-, Mannes- und Greisenalter der Sprachen zerstört und die in den modernen Sprachen so deutlich vorliegende Erscheinung der Formenübertragung zur Aufhellung dunkler Punkte in der Geschichte der älteren Sprachen verwendet zu haben. — Doch genug. Denn auch eine ausführliche Analyse der in seinem Buche gewonnenen Resultate würde die Verdienste Scherers um die Geschichte der germanischen Sprachformen nicht erschöpfen. Es wären vor allem auch seine ungedruckten Vorlesungen, so das Kollegium über deutsche Syntax zu würdigen, in dem er sich das berühmte Werk unseres Miklosich zum Muster genommen.

Wenn wir den Charakter von Scherers gelehrter Arbeit bestimmen, oder wenigstens eine hervorstechende Seite derselben bezeichnen wollen, so können wir sagen, daß sie durch eine ungewöhnliche Kraft der Kombination sich auszeichnet, also insoferne sich an J. Grimms und Müllenhoffs Weise anschließt. Zu der geduldigen Mühsal statistischer Sammlungen, wie sie heutzutage angestellt werden, aus denen dann nur durch Vergleichung der Tabellen wie von selbst die Wahrheit sich ergeben soll, hatte er nicht das Temperament. — Die Mechanisierung der Wissenschaft hat seit ihm ohne Zweifel Fortschritte gemacht, und ich glaube zum Frommen der Sache. Aber der kombi-

natorischen Tätigkeit des Geistes, welche auch noch ohne das vollständige Material zu besitzen, die großen Zusammenhänge ahnt, wird die Wissenschaft auch bei der größten Vervollkommnung ihrer Methoden doch nie entraten können.

Von Scherer als Professor, als Lehrer und Berater der studierenden Jugend zu sprechen, habe ich eigentlich keinen Beruf, wenn ich auch, wie gesagt, mich in gewissem Sinne als seinen Schüler bezeichnen darf. Nur einmal, bei Gelegenheit eines Besuches in Straßburg, war es mir gegönnt, ihn durch mehrere Tage im Kreise seiner Schüler zu sehen, seiner Schüler, die jetzt auch schon längst reife Männer sind und deren Namen viele von Ihnen aus den ersten Bänden der Quellen und Forschungen kennen. So lebendig und anziehend auch seine Vorlesungen, wie mir von allen versichert wird, gewesen sein mögen, die entschiedenste Einwirkung auf die Studenten hat er gewiß im persönlichen Verkehr, in seiner Sprechstunde und den regelmäßigen geselligen Zusammenkünften mit ihnen gehabt. Er war ein pädagogisches Genie, von einer erweckenden Kraft, wie sie begeisterten Predigern oder Missionären oft eigen ist. Mit dem sichersten Blick entdeckte er jedes Talent und wußte es auf das geeignete Arbeitsfeld zu führen. Er fand, was in den Leuten steckte, 313 mochten sie noch so unreif und unwissend sein, auch selbst noch nicht ahnen, daß in ihnen der Keim zu etwas lag, was über das Durchschnittsmaß der akademischen Leistungen hinausging. Er hatte die Gabe, das Beste aus dem Menschen herauszuziehen, das ihm selbst unbewußt in der Seele schlummerte. Und alle Güte und Liebe, welche seiner Natur eigen war, seine menschlichen Eigenschaften, von denen ich absichtlich hier nicht spreche, traten im Verkehr mit seinen Schülern ans Licht. — Es ist mir noch wohl erinnerlich, wie sehr ihn der plötzliche Tod Lichtensteins, eines ehemaligen Schülers, eines jungen Gelehrten, dessen Arbeiten allerdings zu schönen Hoffnungen berechtigten, ergriffen und erschüttert hat.

Jetzt hat ein unbarmherziges Geschick ihn selbst hinweggerafft aus einem Leben, das reich an Arbeiten und Erfolgen war, wie das weniger. Uns bleibt nichts übrig, als dem genialen Gelehrten, dem hinreißenden Lehrer ein dauerndes und dankbares Angedenken zu bewahren.

Mißverständnisse bei Homer.

Es wird allgemein angenommen, daß die Gedichte von dem Zorn des Achilleus und den Wanderungen des Odysseus nicht immer die Gestalt gehabt haben, welche sie in den beiden Epopöen des Altertums zeigen. Durch poetische Ausführung, durch Verbindung und Benutzung von Einzel- und Parallelliedern, durch Einschübe, gewiß auch durch Entwicklung der Sprache und des poetischen Stils ist Form und Inhalt der zugrunde liegenden Dichtungen vielfach geändert worden. Ich will nur auf einige unabsichtliche Änderungen verweisen, die sich aus Mißverständnissen der älteren Überlieferung zu erklären scheinen, auf Fälle ähnlich dem der Briseis, des Mädchens von Bresa auf Lesbos, welche als die Tochter eines Briseus aufgefaßt wurde; s. Wilamowitz-Möllendorff, Homerische Untersuchungen 411 f.; Eduard Meyer, Geschichte des Altertums II, 206. 406.

Der Wettkampf im Hause des Odysseus, wie er im 19. und 21. Buche der Odyssee erzählt wird, ist, an den Bedingungen der Wirklichkeit gemessen, eine höchst seltsame, ja unmögliche Sache.

τ 572 sagt Penelope:

νῦν γὰρ καταθήσω ἄεθλον
τοὺς πελέκεας, τοὺς κεῖνος (Odysseus) ἐνὶ μεγάροισιν ἑοῖσιν
ἵστασχ᾽ ἑξείης, δρυόχους ὥς, δώδεκα πάντας·

στὰς δ' ὅγε πολλὸν ἄνευθε διαρρίπτασκεν ὀιστόν. —
578. καὶ διοϊστεύσῃ πελέκεων δυοκαίδεκα πάντων, —
vgl. φ 76.
587. διοϊστεῦσαί τε σιδήρου, —
vgl. φ 97. 114.
φ 3. τόξον μνηστήρεσσι θέμεν πολιόν τε σίδηρον. —
61. ἀμφίπολοι φέρον ὄγκιον, ἔνθα σίδηρος
κεῖτο πολὺς καὶ χαλκός, ἀέθλια τοῖο ἄνακτος.
120. πρῶτον μὲν πελέκεας στῆσεν (Telemachos) διὰ τάφρον ὀρύξας
πᾶσι μίαν μακρὴν καὶ ἐπὶ στάθμην ἴθυνεν,
ἀμφὶ δὲ γαῖαν ἔναξε. τάφος δ' ἕλε πάντας ἰδόντας,
ὡς εὐκόσμως στῆσε· πάρος δ' οὔ πώ ποτ' ὀπώπειν.
260. ἀτὰρ πελέκεάς γε καὶ εἴ κ' εἰῶμεν ἅπαντας

ἑστάμεν usw. Antinoos meint, wenn man die Beile auch stehen lasse während des Opferschmauses, so werde sie niemand wegtragen.

419. τὸν (sc. ὀιστόν) ῥ' ἐπὶ πήχει ἑλὼν ἕλκεν (Odysseus) νευρὴν γλυφίδας τε
αὐτόθεν ἐκ δίφροιο καθήμενος, ἧκε δ' ὀιστὸν
ἄντα τιτυσκόμενος, πελέκεων δ' οὐκ ἤμβροτε πάντων
πρώτης στειλειῆς, διὰ δ' ἀμπερὲς ἦλθε θύραζε
ἰὸς χαλκοβαρής.

Die Vorstellungen des 19. und 21. Buches weichen voneinander ab. Während in 19 Odysseus durch eine nicht näher bezeichnete, aber keinesfalls mit dem Öhr identische Öffnung im Kopf der mit den hölzernen Stielen — δρυόχους ὥς — in die Erde gesteckten Äxte schießt, sendet er in 21 den Pfeil durch die Öhre — πρώτης στειλειῆς — der also mit der Schneide in der Erde steckenden Äxte, die dann natürlich ohne Stiel gedacht sind. φ 61 deutet vielleicht schon darauf hin, daß bloß die metallenen Axtköpfe gebracht wurden.

In bezug auf die Stellung des Schießenden kann ein Unterschied in 19 und 21 nicht bewiesen werden. Denn da man τ 575 στάς durch «nachdem er Stellung genommen», «sich gestellt hatte» übersetzen muß, kann der

Dichter sich Odysseus beim Schusse selbst als sitzend wie in 21, φ 420, gedacht haben.

Auch daß Telemach nach φ 123 nie dieses Bogenspiel gesehen hat, braucht keinen Gegensatz zum 19. Buch zu bedeuten: der Dichter von τ und φ kann sich Telemach bei Odysseus' Abreise als einen Säugling gedacht haben.

Was für Öffnungen im Blatt der Äxte nach der Angabe des 19. Buches, τ 572, gemeint sein können, zeigt Helbig, Das homerische Epos[2] 351 f.; entweder die obere der Doppelaxt — s. Odyssee ε 234 f. πέλεκυν ἀμφοτέρωθεν ἀκαχμένον und Ilias Ψ 851. 883 ἡμιπέλεκκα —, wenn der Stiel nicht über das Öhr hinausreichte, oder eine solche, welche durch Zurückbiegung des Blattes von oben nach unten bis zum Stiel gebildet wird. Dazu kommt die in der Berliner philologischen Wochenschrift vom 7. Juni 1890 und bei Perrot et Chipiez, Histoire de l'art VI, 977 f. beschriebene und abgebildete Axt, welche in einem Kuppelgrabe von Vaphio bei Sparta gefunden wurde. Sie zeigt im Blatt zwei übereinander stehende Löcher. Man wollte entweder Metall sparen oder das Gewicht der Axt erleichtern. Wenn man sich statt der zwei Löcher ein einziges größeres denkt, so könnte es zu dem bei Homer angegebenen Zwecke dienen.[1]

Am wenigsten empfiehlt sich dazu die Doppelaxt, denn die Ausschnitte der mit dem Rücken gegeneinander gekehrten Blätter bilden miteinander und mit dem Stiel drei und, wenn wie gewöhnlich auf Bildwerken der Stiel über das Öhr verlängert erscheint, vier Öffnungen.

Stehend durch irgend welche in derselben horizontalen Linie liegende Axtlöcher hindurch zu schießen wäre unmöglich. Denn die griechischen Äxte hatten, wie die

[1] In den Mitteilungen der praehistorischen Kommission der k. Akademie der Wissenschaften in Wien I 104 ist ein in Wien befindliches, vielleicht aus Italien stammendes Votivbeil aus Bronze abgebildet und besprochen, das zwischen Stiel und Blatt einen offenen Ring zeigt.

Bildwerke zeigen, ebensowenig mannshohe Stiele als die unsern. Aber wie schon bemerkt, sagt Homer über die Haltung des Odysseus beim Schusse selbst nichts. Er kann sie angenommen haben wie in φ 420: auf dem δίφρος sitzend. Aufrecht sitzend allerdings nicht. Aber wie Reichel in einer mir durch Benndorfs Güte noch vor dem Druck zugänglichen Abhandlung ausführt, war die Haltung der griechischen Bogenschützen der älteren Zeit kauernd oder knieend, und ein Sitzen — καθήμενος — kann man es wohl nennen, wenn der auf dem rechten gekrümmten Bein ruhende, stark vorgebeugte Körper des Schützen an dem Stuhl nur einen Stützpunkt findet.

Aber gerade für das 21. Buch, wo der Ausdruck καθήμενος vorkommt, paßt diese Stellung, eine halb sitzende, halb kauernd-knieende, nicht. Denn die Öhre der mit der Schneide in die Erde gesteckten Äxte und Doppeläxte sind nur wenige Zentimeter von der Erde entfernt. Der Schütze konnte nur auf dem Bauche liegend sein rechtes Auge und die Längsaxe des Pfeils in jene horizontale Gerade bringen, welche eine Verlängerung der von den 12 Öhren beschriebenen wäre.

Helbig, der diese Schwierigkeit erkannt hat, S. 349, sucht sie hinwegzuschaffen und die Darstellung des Bogenschusses von Buch 19 und 21 zu vereinigen durch die Annahme, daß στειλειή nicht, wie die alten Grammatiker angeben, das Öhr, sondern den Stiel der Axt bezeichne, dasselbe sei, was στειλειόν, ε 236. Er übersetzt dann φ 421 f.: «und nicht verfehlte er sämtlicher Äxte äußerstes Stielende», und erklärt: «der Pfeil streifte das obere Stielende sämtlicher Äxte». Als Loch in der Axt denkt er sich entweder die obere Öffnung der Bipennis, wenn der Stiel nur wenig über das Eisen hervorragte, oder die seitliche Öffnung, gebildet durch das herabgebogene Blatt und das obere Ende des Stiels, bevor er in den Metallknopf eintaucht.

Aber einmal mußte der Dichter doch wissen, daß ein Pfeil unmöglich die anfängliche Richtung bewahren kann, wenn er einen unnachgiebigen Gegenstand gestreift hat,

— bei Annahme der zuletzt erwähnten Art von Beilen würde zudem der Pfeil sich nicht in der Mitte des Loches der Öffnung bewegen, sondern hart an der durch den Stiel gebildeten Seite, und das bei einem Schuß, der die äußerste Genauigkeit erforderte, — und zweitens geht durch Helbigs Auffassung von πρώτης στειλειῆς der deutliche Gegensatz zu dem Folgenden verloren, διὰ δ' ἀμπερὲς ἦλθε θύραζε. Πρώτης στειλειῆς muß sich auf die dem Schützen zunächst stehende, erste Axt beziehen — *primus,* nicht *summus* —, das Folgende auf den weiteren Weg des Pfeiles durch alle zwölf Äxte gehen. Helbig vermißt S. 350, da bei der gewöhnlichen Auffassung von πρώτης στειλειῆς als erstes Öhr der Reihe der Text nur bedeuten könne «vom ersten Stielloche anfangend verfehlte er keine der Äxte», ein Verbum von der Bedeutung «anfangen». Aber ein solches ist nicht notwendig, wenn wir an den homerischen Gebrauch des Genitivs in der Bedeutung des alten Ablativs, also ein «woher» ausdrückend, denken; s. Krüger, Poetisch-dialektische Syntax, § 46, 1, Anm. 5. Diese Genitive kommen allerdings meist bei Verben der Bewegung vor, und ein einzelnes ἁμαρτάνειν oder οὐχ ἁμαρτάνειν kann schwer als ein solches gefaßt werden. Hier aber handelt es sich um 12 zeitlich aufeinander folgende Verfehlungen, die verneint werden, also in der Tat um die Zurücklegung eines Raumes, s. Ilias M 387 f. Τεῦκρος ἰῷ ἐπεσσύμενον βάλε τείχεος ὑψηλοῖο.

Das oben gegenüber Helbigs Auffassung geäußerte Bedenken, daß durch das οὐκ ἤμβροτε eine für die Flugbahn des Pfeils gefährliche Berührung irgend eines unnachgiebigen Gegenstandes angedeutet werde, fällt bei der gewöhnlichen Auffassung weg. Πελέκεων δ'οὐκ ἤμβροτε πάντων kann heißen: «der Pfeil verfehlte keine der Äxte», insofern er durch einen bestimmten Teil jeder hindurchflog, die Äxte selbst, d. h. die Eisenmasse, aus der sie bestanden, unberührt ließ, — aber οὐκ ἤμβροτε πρώτης στειλειῆς kann, wenn στειλειή der Stiel ist, nur eine Berührung dieses Stieles bedeuten. Στειλειή muß also etwas

andres sein, und was sollte es dann sein als das Loch an der Axt, durch welches der Pfeil geschossen werden soll? Da στειλειή etymologisch zu στειλειόν gehört, so ist jedesfalls das Nächstliegende, in στειλειή jenes Axtloch zu sehen, in welches der Stiel eingepaßt wird, das Öhr. Solche Löcher für den Axtstiel sind schon in der Steinzeit üblich und kommen an der gewöhnlichen griechischen Axt, der Doppelaxt, dem Typan mit herabgebogenem Blatt, Helbig S. 352, und mit den Löchern im Blatt, Perrot und Chipiez VI, 977, vor. Daß στειλειή neben dem Öhr als Öffnung für den Stiel noch eine andre Öffnung, das Loch an, neben dem Stiel, bezeichnet habe, ist unglaublich.

Für στειλειή gleich στειλειόν beruft sich Helbig auf das Verhältnis von πλευρή und πλευρόν, ἄκρη und ἄκρον, δρεπάνη und δρέπανον, ἠλακάτη und ἠλάκατον, νευρή und νεῦρον, wo das Femininum und Neutrum gleiche Bedeutung haben. Aber bei den *-iā-*, *-io-*Stämmen steht nicht nur sehr häufig dem femininen Nomen actionis ein konkretes Neutrum gegenüber, ἀριστεία ἀριστεῖον, γυμνασία γυμνάσιον, ἐφορεία ἐφορεῖον usw., sondern es scheiden sich auch konkrete Feminina von konkreten Neutren durch die Bedeutung, ἁμαξιά und ἁμάξιον, ἀνθρακιά und ἀνθράκιον, βασίλεια und βασίλειον, ζωαγρία (Käfig) und ζωάγρια, ἱέρεια und ἱερεῖον, κλισίη und κλίσιον, νοτίη und νότιον, ῥαχία und ῥαχίον, ὑπερῴη und ὑπερῷον, -ώιον.

Es spricht also alles dafür, daß die alte Erklärung von στειλειή als Öhr richtig ist. Dann aber müssen die Äxte von Buch 21 mit der Schneide in der Erde stecken, und sitzend durch sie zu schießen ist unmöglich.

Wahrscheinlich ist es auch unmöglich, jedesfalls unerhört schwierig, auf dem Bauche liegend durch die Öhre zwölf mit der Schneide in der Erde steckender oder sitzend durch andre Löcher zwölf aufrecht auf den Stielen stehender Äxte zu schießen, — aber einen so guten Bogen, einen so guten Schützen konnte sich ein homerischer Dichter wohl vorstellen, keinesfalls aber eine Schußlinie, die einen Winkel bildet.

Das Bogenschießen im 19. Buch dagegen ist, wie oben dargetan, ein verständlicher Vorgang. Aber in einer Beziehung ist auch er auffällig. Sonst wird nämlich nach einem bestimmten Ziele geschossen; s. die Taube in der Ilias Ψ 853 oder das von Guhl und Koner in dem Leben der Griechen und Römer, 1882, S. 322 mitgeteilte Vasenbild, auf welchem drei Epheben nach einem auf einer Säule stehenden Hahne schießen. Im 19. und 21. Buch der Odyssee fehlt ein Ziel, es soll nur eine bestimmte Schußlinie eingehalten werden. Und warum dazu gerade Äxte und gar bloße Axtköpfe dienen sollten, ist unverständlich. Hölzerne Stäbe von der entsprechenden Höhe mit einer durchlöcherten Scheibe oder einfach an der Spitze gespaltene Stäbe hätten dem Zweck in viel bequemerer Weise entsprochen.

Es wäre nun sehr auffällig, daß ein Dichter diese seltsamen, schwankenden und, was das 21. Buch anbelangt, mit der Wirklichkeit unvereinbaren Angaben ohne einen bestimmten Anlaß erfunden und vorgetragen hätte. Ein solcher Anlaß könnte aber das Mißverständnis eines älteren Berichts seiner Quelle und Vorlage sein.

In dem eben erwähnten 23. Buch der Ilias, Ψ 850, wird auch ein Wettkampf im Bogenschießen beschrieben:

αὐτὰρ ὁ (Achilleus) τοξευτῇσι τίθει ἰόεντα σίδηρον,
κὰδ᾽ δ᾽ ἐτίθει δέκα μὲν πελέκεας, δέκα δ᾽ ἡμιπέλεκκα,
ἱστὸν δ᾽ ἔστησεν νηὸς κυανοπρῴροιο
τηλοῦ ἐπὶ ψαμάθοις, ἐκ δὲ τρήρωνα πέλειαν
λεπτῇ μηρίνθῳ δῆσεν ποδός, ἧς ἄρ᾽ ἀνώγει
855. τοξεύειν. «ὃς μέν κε βάλῃ τρήρωνα πέλειαν,
πάντας ἀειράμενος πελέκεας οἰκόνδε φερέσθω·
ὃς δέ κε μηρίνθοιο τύχῃ, ὄρνιθος ἁμαρτών, —
ἥσσων γὰρ δὴ κεῖνος — ὁ δ᾽ οἴσεται ἡμιπέλεκκα».

Das Resultat des Kampfes ist:

882. ἂν δ᾽ ἄρα Μηριόνης πελέκεας δέκα πάντας ἄειρεν,
Τεῦκρος δ᾽ ἡμιπέλεκκα φέρεν κοίλας ἐπὶ νῆας.

Bei diesem Bogenschießen kommen also auch Äxte vor, aber nicht als Zielpunkte, sondern als Preis, wie bei

den andern Wettkämpfen dieses Buches Sklavinnen, Rinder, Pferde, Waffen, Geräte, wie Dreifüße, Schalen, Krüge. Nur der σόλος 826, die eiserne Diskusscheibe, ist sowohl Kampfgerät als Kampfpreis. Wenn zehn Äxte oder Halbäxte als Preis ausgesetzt werden, so zeigt die auch für einen Haushalt etwas große Zahl, daß es sich nicht um Prunkstücke handelte, sondern wie beim σόλος um den Wert des Eisens. S. 850, wo σίδηρον als die Hauptsache vorangestellt ist, und vgl. 259 ff.

νηῶν δ' ἔκφερ' ἄεθλα, λέβητάς τε τρίποδάς τε
ἵππους θ' ἡμιόνους τε βοῶν τ' ἴφθιμα κάρηνα
ἠδὲ γυναῖκας ἐυζώνους πολιόν τε σίδηρον.

Äxte und Halbäxte werden einmal als Gewicht und Geld eine Rolle gespielt haben wie die ὀβολός, ὀβελίσκος genannten Eisenspieße oder -Barren, I. Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft I, 694, und wie noch jetzt eiserne Speerspitzen und Werkzeuge in Afrika als Geld kursieren; Ausland 1890, S. 892 b.

Wenn in der Quelle Homers an der Odyssee τ 572 entsprechenden Stelle Penelope in einem kurzen, nur andeutenden Bericht sagte, daß Odysseus zwölf Äxte als Kampfpreis für den Wettkampf mit seinem berühmten Bogen auszusetzen pflegte, oder daß er mit diesem Bogen siegte, als ein andrer zwölf Äxte als Kampfpreis ausgesetzt hatte, und dabei den Ausdruck τιθέναι πελέκεας brauchte, wie es im 23. Buch der Ilias so oft heißt, s. oben Ψ 850 und θῆκε γυναῖκα — καὶ τρίποδ' — ἵππον ἔθηκεν — κατέθηκε λέβητα — θῆκε δύω χρυσοῖο τάλαντα — τίθει δέπας — τίθει ταχυτῆτος ἄεθλα, ἀργύρεον κρητῆρα — δολιχόσκιον ἔγχος θῆκ' — θῆκεν σόλον usw. 263 ff. 269. 656. 740. 798. 826. 884. Odyssee λ 546 — so konnte das auch als ein sinnliches Hineinstecken in die Erde aufgefaßt werden; siehe Ilias M 259:

στήλας δὲ προβλῆτας ἐμόχλεον, ἃς ἄρ' Ἀχαιοὶ
πρώτας ἐν γαίῃ θέσαν ἔμμεναι ἔχματα πύργων.

Auf diese falsche Auffassung der Quelle hätte dann Homer seine Erzählungen vom Bogenschießen im 19. und

21. Buch der Odyssee aufgebaut und es ist nicht wunderbar, daß sie sich selbst und der Natur der Dinge widersprechen.

Wenn dem so ist, so müßte seine Quelle ein altes kurzes Gedicht gewesen sein, dem keine prosaische Überlieferung zur Seite stand. Bei einer solchen hätte sein Mißverständnis nicht entstehen können oder wäre sofort korrigiert worden.

Neue dichterische Vorstellungen, die durch Mißverständnis alter entstehen, sind eine häufige Erscheinung. So hat Wolfram von Eschenbach in der Vorlage seines Parzival das Wort *tailléoir*, welches Teller bedeutet, mit einer eigenmächtigen etymologischen Deutung als «Messer» gefaßt, das er bei der Heilung des Anfortas eine Rolle spielen läßt, die nur einem Messer, nicht einem Teller zukommt. Es soll von dem zum Zweck der Heilung in die Wunde gestoßenen Speer das erstarrte Gift abschaben. Das ist also seine Erfindung, die auf einem Mißverständnis beruht; siehe meine Abhandlung über Wolframs Parzival 14. — Sebastian Brant bringt im Narrenschiff 26, 9 ff. König Midas' Eselsohren mit seinem törichten Wunsch, daß sich ihm alles in Gold verwandle, in Beziehung und läßt diese Eselsohren aus dem Schilf, in welches das Geheimnis geflüstert wurde, herauswachsen:

Recht hatt er, das er deckt sin hor
Das man nicht såch syn esels or
Die dar noch wůchsen jn dem ror;

damit stimmt der Holzschnitt überein. Die antike Überlieferung sagt vielmehr, daß das Schilf durch sein Rauschen das Geheimnis von des Königs Ohren verraten habe. Das hat Sebastian Brant oder wahrscheinlicher ein Vorgänger nicht verstanden oder mißverstanden, jedesfalls durch eine neue Erfindung ersetzt. — In der russischen Überlieferung gibt es Roßmenschen, Kitovras genannt, welche ihre Pferde satteln. Kitovras ist κένταυρος. Siehe Vogt, Salman und Morolf I, XLII. — In einem russischen Märchen wird Siegfrieds *tarnkappe*, d. i. ein verhüllender Mantel, zu einer

unsichtbar machenden Mütze, weil im gegenwärtigen Deutsch «Kappe» die Bedeutung «Mütze» angenommen hat, Anzeiger für deutsches Altertum IX, 244.

Oder der h. Chrysostomus hat von einem Priester gehört, dem Engel beim Meßopfer dienten. Nilus, der Freund des Chrysostomus, erzählt die Geschichte von Chrysostomus selbst; Steitz, Jahrbücher für deutsche Theologie 1867, S. 248. — Heinrich von Beringen berichtet in seinem Schachbuch, 2642, von Trogus Pompeius, was er aus diesem über Lykurg entnommen hat; Vetter zu Konrads von Ammenhausen Schachbuch, 7515.

Oder der Apostel Philippus, der die Galater bekehrte, wurde, weil Namen und Ursprung der Galater auf die Gallier wies, zum Apostel Galliens, Lipsius, Apokryphe Apostelgeschichten II, 2, 52.

Über Erfindungen, die auf Verwechslung ähnlicher Namen beruhen, s. Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen, Übers. von Brenner, S. 458 f. — Der Lesefehler *libertem* für *libertatem* in Ennodius' Panegyricus dictus regi Theoderico ed. Hartel S. 266 *stat ante oculos meos Bulgarum ductor libertatem dextera tua adserente prostratus* hat der Geschichtsschreibung wie der Sage eine Person Namens Libertem oder Libertin geliefert; s. meine Ostgotische Heldensage WSB. CXIX, 37 f.

Verwandtschaftsverhältnisse, die Stellung und Parteinahme einzelner Personen in Konflikten, Sieg oder Niederlage, werden in der historischen und sagenhaften Überlieferung oft vertauscht, s. Müllenhoff, Beowulf S. 34. 35; meine Nibelungensage WSB. CIX, 688; Schröder, Kaiserchronik 71.

Belger hat in einem Anhang zu Jebbs Homer, Berlin 1893, S. 254 das Hängen der Mägde des Odysseus durch Telemach Odyssee χ 457 ff. 465 ff. besprochen und zu beweisen gesucht, daß der Vorgang physisch unmöglich war: Telemach hätte allein zwölf Frauenkörper auf einmal heben müssen. Aber ich glaube nicht, daß hier eine Parallele

zum Bogenschießen vorliegt, daß die Autorität eines älteren Berichts Anlaß zu einer Darstellung geboten, von welcher der Dichter sich keine klare Vorstellung machen konnte. Denn daß der Dichter Telemach allein dieses Geschäft zuschrieb, ist trotz der Worte

καὶ πεῖσμα νεὸς κυανοπρῴροιο
κίονος ἐξάψας μεγάλης περίβαλλε θόλοιο
ὑψόσ' ἐπεντανύσας, μή τις ποσὶν οὖδας ἵκοιτο

nicht anzunehmen. Heißt es doch vorher 458 δμωὰς δ' ἐξαγαγόντες — εἴλεον ἐν στείνει, und Telemach bespricht sich mit den Gefährten über die Art der Bestrafung 461. Auch die Verstümmlung des Melanthios ist das gemeinschaftliche Werk Telemachs und der Gefährten 474 ff. Andrerseits kann man es nicht für unmöglich erklären, daß ein Dichter sich die Hinrichtung so vorgestellt hat, wie Belger meint, ohne daß ihm die physische Unmöglichkeit oder Schwierigkeit — denn mit einem Flaschenzuge ginge es allenfalls — zum Bewußtsein kam.

Eine sehr auffällige Erscheinung des homerischen Stils ist die Verwendung der zweiten Person für die dritte, insofern der Dichter seinen Helden anredet, anstatt von ihm zu berichten. Aus den Zusammenstellungen von G. W. Nitzsch, Philologus XVI, 151 ergibt sich, daß diese Erscheinung in der Odyssee dreizehnmal vorkommt, immer in der Formel προσέφης Εὔμαιε συβῶτα, in der Ilias siebenmal von Patroclus, siebenmal von Menelaus, zweimal von Phoebus Apollo, je einmal von Melanippus und Achilleus Πηλέος υἱέ.

In der von Homer unabhängigen Poesie Europas ist diese Form der Erzählung unerhört. Sonst kommt sie bei den Kara-Kirgisen vor; Radloff, Proben der Volksliteratur der nördlichen türkischen Stämme, V, 250, Vers 1449:

Und du zogst davon, Manas,
Darauf rittst zu Kanykäi du,
Und als du nach Haus gekommen,

Legtest du zu Kanykäi dich,
Schliefest da an ihrer Seite.

S. S. 178, V. 1213 ff.

Man könnte an Einwirkung des hymnischen Stiles denken[1], der den Dichter schon durch die Proömien des epischen Liedes gewöhnt habe seinen Helden anzusprechen, wie ja in der Tat bei Homer Anrufungen und Fragen an die Muse vorkommen. Aber es wäre dann auffällig, daß der Fall nur zweimal einträte, wenn der Dichter von einem Gotte spricht, und dreizehnmal, wenn er vom Sauhirten zu erzählen hat. Das weist darauf hin, daß alte Nominative, welche die Form des Vokativs angenommen hatten, zu denen gerade Wörter wie συβῶτα gehören, von Homer als wahre Vokative empfunden und entsprechend konstruiert wurden. Delbrück bei Brugmann, Grundriß III, 398 verweist auf lateinisch *Jupiter* und die sehr häufige Verwendung der Vokativform für die des Nominativs im Serbischen. Daß die Änderung der Konstruktion nicht überall eintrat, wo sich Nominative von der Form ἱππότα, εὐρύοπα, ἱππηλάτα finden, ist begreiflich.

In den Lutherischen Schriften finden sich öfters Konstruktionen wie *wo weyb und kind thett, were villeicht weder hauß dorff noch stete auff erden.* Dies *wo* — *thett* ist gleich dem altdeutschen *entæte,* d. h. «wenn es nicht wäre», «gäbe». Die neueren Herausgeber haben dies nicht verstanden und zum Teil durch Konjektur geändert. So setzt die Erlanger Ausgabe an unsrer Stelle *nicht* vor *thett* ein, in der Weimarer Ausgabe wird *feilet* (fehlte) für *thett* vermutet. Dieselbe Erlanger Ausgabe beläßt aber an einer andern Stelle diese veraltete Fügung, ebenso die Weimarer in ihren spätern Teilen, da der Herausgeber im Verlauf der Arbeit zu der richtigen Ansicht gekommen ist. S. Zeitschrift für deutsche Philologie XXIII, 41. 293, XXIV, 43. 201. 504, XXVII, 533.

---

[1] [S. Pindar, wo oft 'du' für 'er'.]

Durch diese wie die oben besprochenen Seltsamkeiten in der Erzählung vom Bogenschießen wird auf eine Quelle hingedeutet, wahrscheinlich gesungene Lieder, die Homer schonend bearbeitete, indem er ihnen sogar Unverstandenes entnahm und Wortformen bewahrte.

Andre Mißverständnisse führen weiter zurück oder können wenigstens älter sein als der letzte homerische Dichter. Nach Ilias Σ 419 ff. hat Hephaistos goldene, mit νόος, αὐδή und σθένος begabte Statuen, die ihm als Mägde dienen, nach Odyssee η 91 hat derselbe dem Alkinoos goldene und silberne Hunde gemacht, unsterbliche und nicht alternde, welche das Haus bewachen.

Ein Mensch, der weiß, was Automaten sind, würde kaum auf eine Vorstellung verfallen, welche Werken der Schmiedekunst von tierischer oder menschlicher Gestalt eine Seele beilegt. Er würde eher meinen, die Kunst des Gottes zeige sich dann am höchsten, wenn die Mechanik das verrichte, was sonst als Geschäft der menschlichen Seele betrachtet wird, wenn der Gott nicht nur die Gestalt, sondern auch die zweckmäßige Bewegung von Menschen und Tieren nachbilde.

Wohl begreiflich aber erscheint die Erfindung, wenn der Dichter von Automaten nur gehört oder sie zwar gesehen, aber über ihre Einrichtung keine Belehrung erhalten hatte, oder unfähig war eine solche zu verstehen.

Automaten, wandelnde Statuen, wurden dem Daedalus zugeschrieben und kommen später im griechischen Altertum wiederholt vor, die fliegende hölzerne Taube des Archytas von Tarent, die kriechende Schnecke des Demetrius Phalereus. Daß diese Kunst aus dem Orient stammt, ist wegen der allgemeinen Kulturverhältnisse wahrscheinlich, läßt sich aber nicht beweisen. Im Râmâyaṇa, das Jacobi vor das fünfte Jahrhundert vor Christus setzt, kommt ein sich selbst bewegender, von keinem Tier gezogener Götterwagen Pushpaka und eine goldene Gazelle vor, die gejagt wird, Jacobi S. 165. 189. 190. 196. Aber ob

wirklich die Vorstellung von Automaten oder nur Zauber zugrunde liegt, ist nicht klar. Bei Somadeva, Anfang des 12. Jahrhunderts nach Christus, sind sie nicht zu verkennen, Gerland, Altgriechische Märchen in der Odyssee 13.

Die mittelalterlichen Romane sind voll von solchen fabelhaften Kunstwerken, die meist in poetische Lokale oder den fernen Orient versetzt werden. Besonders oft wird von einem Baum mit Singvögeln darauf erzählt, die sogar singen vermöge eines verborgenen Orgelwerkes, oder von ehernen Riesen, deren Streichen der kühne Ritter auszuweichen hatte, so im Huon de Bordeaux, im Fierabras. Aber auch ein goldener, automatischer Hirsch, der gejagt werden kann, kommt vor, im Gedicht vom König Oswald, ed. Ettmüller 2337; s. Vogt, Zeitschrift für deutsche Philologie XXII, 485, Rosenhagen zu Strickers Daniel 740. Siehe außerdem die selbstspielenden Schachspiele bei Gautier, dem Fortsetzer von Crestiens Gralroman, im Perlesvaux, im Prosa-Lancelot, die fliegenden Holzpferde im Cleomades und sonst, die auf indischen Ursprung zurückgeführt werden, Zeitschrift für roman. Philol. X, 460, G. Paris, Littérature française au moyen-âge § 51, die sprechenden Köpfe im Valentin und Ursus, im Don Quixote, Janssen, Geschichte des deutschen Volkes VI, 495[1] (s. Mimirs Haupt in Snorris Ynglingasaga). — Die kunstvollen Bäume sind historisch bezeugt in Konstantinopel im 9. Jahrhundert, in Bagdad im 10. Jahrhundert, in Caracarum, nordöstlich vom Baikalsee, im 13. Jahrhundert, A. Schultz, Das höfische Leben I^2, 96 ff.

Diese Kunstwerke werden entweder als Wunder der Mechanik dargestellt und sogar als solche erklärt, wie der Baum mit den Singvögeln, oder sie sind Werke eines Zauberers; nie aber wird ihnen selbst Leben und Verstand beigelegt.

Weder als Automaten noch als Wunderwerke brauchen die Dreifüße des Hephaistos aufgefaßt zu werden Σ 375, obwohl er gerade für ihre Bewegung den Ausdruck αὐτόματος braucht. Denn sie ruhten auf Rädern:

χρύσεα δέ σφ' ὑπὸ κύκλα ἑκάστῳ πυθμένι θῆκεν,
ὄφρα οἱ αὐτόματοι θεῖον δυσαίατ' ἀγῶνα
ἠδ' αὖτις πρὸς δῶμα νεοίατο, θαῦμα ἰδέσθαι.

Das bedeutet wohl nur, daß sie auf einen leisen Anstoß rollten, wohin man wollte. S. Helbig 108. — Auch die goldenen Jünglinge, welche im Hause des Alkinoos Fackeln halten, sind nur Statuen, Odyssee η 100.

Andrerseits werden die verständigen Schiffe des Alkinoos θ 556 ff. φρεσὶ τιτυσκόμεναι — also Kunstwerke, welche nicht menschliche oder tierische Bildung zeigen — nur einer übertreibenden Vorstellung von gut gebauten, leicht lenkbaren Fahrzeugen, die sich von selbst in den Wind drehen, ihre Existenz verdanken. S. die Humoreske von Meister über die Lokomotive Montezuma, die sich während der Fahrt selbst mit Holz und Wasser versorgt, im Neuen Universum XII, 1 ff., und ähnliches bei J. Verne.

In der Beschreibung des Schildes des Achilleus nimmt Helbig, Das homerische Epos[2] 411, im Hinblick auf die phönizische Silbervase von Amathus Mißverständnis eines alten oder fremden Kunstwerkes an: der Dichter habe Ilias Σ 509 ff. die zwei Heere der Belagerer, welche die Stadt von verschiedenen Seiten angreifen, für das Heer der Belagerer und das der ausfallenden Belagerten gehalten.

Auch das Metallhaus des Alkinoos, Odyssee η 84 ff., — eherne Schwellen und Wände, goldene Türen — könnte aus einer mißverstandenen Erwähnung jener Metallplatten stammen, welche nach orientalischen Vorbildern die Paläste des mykenischen Altertums schmückten; s. Helbig 100 f. 106 ff. 425. Doch ist hier wie Odyssee δ 72 auch dichterische Übertreibung in der Richtung des Schönen und Prächtigen möglich.

In der Ilias T 38 ff. soll der Leichnam des Patroklos vor der Verwesung und Fliegen geschützt werden. Thetis tut das auf diese Weise:

Πατρόκλῳ δ' αὖτ' ἀμβροσίην καὶ νέκταρ ἐρυθρὸν
στάξε κατὰ ῥινῶν, ἵνα οἱ χρὼς ἔμπεδος εἴη.

Die Erklärer verweisen auf die durch Herodot II, 86 bezeugte Einbalsamierung bei den Ägyptern, die durch die Nase des Leichnams erst das Gehirn entfernten, dann φάρμακα eingossen. Was Homer gibt, beruht auf einer dunklen mißverstandenen Erinnerung an die Sache; Helbig 56.

Die Pygmäen Ilias Γ 3—7 werden auf mißverstandenen Nachrichten von den afrikanischen Zwergvölkern beruhen, von denen Phönizier oder Ägypter erzählen mochten. S. Bender, Die märchenhaften Bestandteile der homerischen Gedichte 10f.

Das Bildwerk auf dem Schild des Achilleus, das Metallhaus, das Einbalsamieren, die Pygmäen, vielleicht auch die Automaten weisen auf östliche und südliche Kultur. In eine von dieser sehr verschiedene Zone werden wir durch das zehnte, elfte und zwölfte Buch der Odyssee und wohl auch noch andre Teile derselben geführt. Auch hier begegnen Mißverständnisse.

Von den kurzen und langen Nächten des hohen Nordens hat der Dichter gehört, κ 86, λ 14, aber die Vorstellungen, welche er sich über diese Erscheinungen macht, sind zum Teil unrichtig. Odysseus kommt von den Lästrygonen, wo die kurzen Nächte herrschen, unmittelbar zur Insel der Kirke, κ 133. Hier weiß er und seine Gefährten nicht, wo Osten und Westen liege, κ 190:

ὦ φίλοι, οὐ γάρ τ' ἴδμεν, ὅπῃ ζόφος οὐδ' ὅπῃ ἠώς.

Das wird paraphrasiert durch die folgenden Verse:

οὐδ' ὅπῃ ἠέλιος φαεσίμβροτος εἶσ' ὑπὸ γαῖαν,
οὐδ' ὅπῃ ἀννεῖται.

Was der Vers κ 190 aussagt, läßt sich wohl begreifen. Denn die Tage sind ja in hohen Breiten dadurch lang, daß die Sonne nicht weit östlich vom Nordpol aufgeht und nicht weit westlich vom Nordpol wieder unter dem

Horizont verschwindet, also sichtbar einen ungeheuren Weg zurücklegt, fast einen Kreis am Himmel beschreibt. Sie geht nicht dort unter, steigt nicht dort wieder empor, wo wir Osten und Westen zu suchen gewohnt sind. Ohne Messungen kann man hier in der Tat nicht wissen, wo die beiden Himmelsgegenden zu suchen sind. S. Jordan, Odyssee[2] 473 f.

Diese kurze Linie am Horizont, in deren Mitte der Nordpol liegt, nennt Pytheas Ἡλίου κοίτη. Die Barbaren des höchsten Nordens hatten ihm gezeigt ὅπου ὁ ἥλιος κοιμᾶται; Gemini Elementa astronomiae in Petavius' Uranologion 22 D. E, Cosmas Indicopleustes, Migne Patr. gr. LXXXVIII, 149. In einer goldenen εὐνή denkt sich auch Mimnermos, Fragm. 12, den Helios, während er am Himmel nicht sichtbar ist.

Das östliche Ende dieser Linie bezeichnet Homer μ 3 als die οἰκία Ἠοῦς, wo die Insel der Kirke liegt:

νῆσόν τ' Αἰαίην, ὅθι τ' Ἠοῦς ἠριγενείης
οἰκία καὶ χοροί εἰσι καὶ ἀντολαὶ Ἠελίοιο.

Solche Erfahrungen über den Sonnenlauf, wie sie der Dichter der Odyssee voraussetzt, lassen sich nicht am Schwarzen Meere machen — Wilamowitz 165 ff., Eduard Meyer II, 367 —, dessen nördlichste Punkte, etwa Taganrog am Azowschen Meer, die Breite von Wien und Pest nicht erreichen. Hier hat der längste Tag ungefähr sechzehn Stunden, in Griechenland und Ionien, Athen und Smyrna ungefähr vierzehn und 50 Minuten. Der Unterschied ist nicht groß genug, um die homerische Vorstellung von den langen Tagen bei den Lästrygonen — durch angenommene Steigerung dieses Verhältnisses zwischen Tag und Nacht weiter nach Norden — zu erklären. Auch kennt Homer weder die Donau noch die südrussischen Flüsse; Eduard Meyer II, 367.

Aber das Folgende, κ 191, die Paraphrase stimmt dazu schlecht. Zu sehen, wo die Sonne auf- und untergeht, bereitet keine Schwierigkeit, nur hilft diese Beobachtung nicht zur Orientierung. Auch vorher 183 ff. wird

Auf- und Untergang der Sonne ganz in der gewöhnlichen Weise wie ι 161 ff. beschrieben und nur die Zeit, in welcher die Sonne nicht sichtbar ist, zum Schlafen bestimmt. Das wäre in so hohen Breiten ganz unzulänglich.

Ὣς τότε μὲν πρόπαν ἦμαρ ἐς ἠέλιον καταδύντα
ἥμεθα δαινύμενοι κρέα τ' ἄσπετα καὶ μέθυ ἡδύ.
185. ἦμος δ' ἠέλιος κατέδυ καὶ ἐπὶ κνέφας ἦλθεν,
δὴ τότε κοιμήθημεν ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.
ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος Ἠώς,
καὶ τότ' ἐγὼν ἀγορὴν θέμενος μετὰ πᾶσιν ἔειπον.

Ebenso ist es nur eine unberechtigte Folgerung, nicht eine Beobachtung, wenn der Dichter erzählt, daß bei den Lästrygonen der eine Hirt schon austreibt, wenn der andre die Herde nach Hause führt, κ 82f., die Menschen also in der Tat ihre Schlafenszeit nach der Sonne bemessen, auch wenn diese nur auf ganz kurze Zeit verschwindet.

Auf Kirkes Insel erlegt Odysseus κ 158ff. einen ungeheuren Hirsch, der zur reichlichen Sättigung für 46 Menschen genügt, 183 ff. 208. Diese Übertreibung wird auf einer Nachricht vom Elentier oder Renntier beruhen, die beide in Skandinavien vorkommen. (Das Elentier war auch einmal in Irland zu Hause.) Und nur der skandinavischen Küste entlang konnte man im Altertum zu den oben besprochenen hohen Breitegraden gelangen. — Auch Paulus Diaconus, Historia Langobardorum I, 5, der von den langen Tagen des Sommers, den langen Nächten des Winters im Lande der Scrithobini gehört hat, erwähnt daselbst das Renntier. Die Scrithobini sind nach ihm *vicini* einer Gegend, die er I, 4 durch *in extremis circium versus Germaniae finibus* bezeichnet.

Die Vorstellung von beweglichen, im Meere schwimmenden Felsen, welche die Schiffe zu zerquetschen drohen, die Plankten, Odyssee μ 59, von den Späteren Symplegaden genannt, kann kaum durch etwas anderes als die

schwimmenden Eisberge des Atlantischen Ozeans und der Nordsee entstanden sein. Eine optische Täuschung, durch den regelmäßigen Wellenschlag bewirkt, kann wohl die schwimmende Insel des Äolus erklären, Odyssee κ 3, nicht aber das gefährliche Zusammenschlagen der Felsen. Auf Nachrichten von schwimmenden Eisbergen werden auch die andern den homerischen sehr ähnlichen Erzählungen von beweglichen Felsen, zwischen denen durchzukommen auch dem Schnellsten schwer gelingt, zurückgehen; Bender 23. 31. 32 f., bei Neugriechen, Mongolen, Hinterindern, Australiern, Grönländern, Azteken. Die durchfliegende Taube bei den Polynesiern, die ihren Schwanz einbüßt, weist allerdings auf literarische Übertragung aus der Odyssee, s. Bender nach Liebrecht, 32 f.

Die Skylla, welche Odysseus auf der Reise von der Kirke zu den Phäaken trifft, Odyssee μ 85. 245, ist deutlich ein Cephalopode — πόδες ἄωροι, s. Körner, Die homerische Tierwelt 86. Aber obwohl Homer dieses Tier in seiner gewöhnlichen kleinen Gestalt, den Polypen oder Oktopus gut kennt, Odyssee ε 432, wie es ja schon die mykenische Ornamentik benutzt, hat er die Nachrichten über die gefährlichen großen Tiere dieser Art im Atlantischen Ozean mißverstanden und dichtet seiner Skylla zwölf Köpfe an. Dasselbe Tier meinen die fabelhaft übertreibenden nordischen Berichte über den Kraken; s. Weinhold, WSB. LXVIII, 806. — Das fabelhafte Seeungeheuer neugriechischer Schiffer, Bender 34, könnte wohl aus der Odyssee stammen.

Auch an andern als den genannten Stellen, welche Mißverständnisse enthalten, deutet der Inhalt der Bücher κ ff. nach dem Norden oder kann auf den Norden bezogen werden.

Von Kirkes Insel aus gelangt Odysseus in die Unterwelt, den Aufenthalt der Verstorbenen, Odyssee λ. Guthmundus, Geruthus und Ugarthilocus, zu denen König

Gormo und Thorkillus in den bei Saxo Grammaticus erzählten Reisen kommen, sind elbische und riesische Wesen, welche als Fürsten im Totenreich des Nordens herrschen. E. H. Meyer, Mythologie 149. 157 f. 160. Auf Island, der nördlichen Insel, dachte man sich den Strafort der Verdammten, Saxo Grammaticus in der Praefatio, S. 15f.

Dem Schlauch des Äolus entspricht der Windfaden, den die Lappen nach Bartholomaeus Anglicus aus dem 14. Jahrhundert verkaufen; Grimm, Mythologie I[4], 532, III[4], 182, Weinhold, WSB. LXVIII, 807. — Den Riesen Grímnir in der Hrolfssaga Gautrekssonar, der den Fremden guten und schlechten Wind erregt, Fornaldar sögur III, 122f., zähle ich nicht hieher, da diese Sage geradezu Motive der Odyssee zeigt, also literarischer Einfluß vorliegen kann. S. Nyrop, Sagnet om Odysseus og Polyphem 1880.

Nach dem Verkehr mit Äolus kommt Odysseus zu den Lästrygonen, menschenfressenden Riesen, κ 113. 120 —116. 124. Menschenfresserei berichtet Posidonius von nördlichen Völkern, Skythen und Iren, Diodor V, 32; Jordanes spricht Getica c. 3 von der ungeheuren Größe der Skandinavier. Adam von Bremen erzählt, daß einige friesische Edelleute auf einer Entdeckungsreise nach dem Norden Riesen trafen, die einen ihrer Gefährten zerrissen; Descriptio insularum aquilonis c. 40. Auch nach Saxo Grammaticus finden König Gormo, dann Thorkillus auf ihren Entdeckungsfahrten nach dem Norden Riesen, denen sie drei Gefährten ausliefern müssen, I, 422. 429 ed. Müller. S. Lappländische Märchen, übersetzt von Poestion 129; Weinhold, WSB. LXVIII, 791f. 806.

Hilleviones, wie im Altertum die Bewohner Skandinaviens hießen, kann mit lat. *cellere,* litauisch *kilnas* «hoch» zusammenhängen, also Riesen bedeuten; Kossinna, Anzeiger f. d. Altert. XVI, 12.

Die Zauberin Kirke auf einer Insel des hohen Nordens entspricht den lappischen Zauberinnen, von denen die altnordische Literatur soviel erzählt. Die Finnen, d. i. die gegenwärtigen Lappen, galten im skandinavischen Mittelalter als ein vorzugsweise zu Zauberei geeignetes und geneigtes Volk.

Die Gefährten des Odysseus werden κ 234 ff. nach dem Genusse von Speisen und Wein von Kirke in Tiere verwandelt. Dasselbe befürchtet Thorkillus in der oben angeführten Stelle des Saxo für seine Reisebegleiter, wenn sie von den Speisen des im hohen Norden hausenden Guthmundus und seiner verführerischen Töchter genössen, I, 423.

Der Charybdis μ 104. 235. 430, welche Odysseus' Schiff verschlingt und die Trümmer ausspeit, entspricht die *profundissima aquarum illa vorago, maris umbilicus* und ein andrer Meeresstrudel zwischen Gallien und Britannien bei Paulus Diaconus I, 6. Ein Gallier hat dem Autor erzählt, daß von der letztern *Caribdis* mehrere Schiffe verschlungen worden seien, ein Mann habe sich auf einen Felsen und dann auf eines der wieder ausgespienen Schiffe gerettet. Adam von Bremen erzählt, daß König Haraldus auf seiner Reise in das nördliche Meer *immane abyssi baratrum* gefunden und nur mit Mühe entkommen sei, c. 38, ebenso daß die friesischen Edlen auf ihrer Entdeckungsreise in den *instabilis Oceani euripus — chaos — voraginem abyssi* geraten seien, in den alle Gewässer des Meeres sich ergießen, von dem sie wieder ausströmen. S., was über den Kilestrom und Maelstrom berichtet wird, Müllenhoff, Altertumskunde I, 367; Weinhold, WSB. LXVIII, 745; meine akademische Abhandlung über Wolframs von Eschenbach Parzival 1893, S. 87. Das Abenteuer aber, welches Saktideva bei Somadeva besteht, der mit dem Fischerkönig Satyavrata von Utsthala (s. Ἀσθόλα bei Ptolemaeus, Müller Geographi Graeci minores I, 344 f.) in einen Meeresstrudel geriet und sich auf den über demselben befindlichen

Feigenbaum rettet, während Satyavrata zugrunde geht, Gerland, Altgriechische Märchen in der Odyssee 7. 21, kann in die Reihe der Odysseemärchen gehören, d. h. auf die Odyssee zurückgehen, wie nach Jülgs Nachweis mongolische Erzählungen, Bender 23. 26, — oder zufällig mit der Odyssee übereinstimmen. Denn wenn es die Vorstellung eines Meeresstrudels gab[1] und diese zu einem Reiseabenteuer verwendet wurde[1], so mußte der Reisende sein Schiff im Strudel verlieren, sich also irgendwohin retten — die indische Feige, welche gerade an der Küste wächst, bot sich leicht dar —, das Schiff mußte ganz oder in Trümmern auf die Oberfläche des Meeres kommen und dem Reisenden das Mittel gewähren, seine Fahrt fortzusetzen. Die Erzählung bei Paulus Diaconus aber hat vor der des Somadeva den Vorzug, daß sie sich auf den europäischen Norden bezieht.

Odyssee μ 353 ff. schlachten die hungernden Gefährten des Odysseus gegen sein Verbot die Rinder des Helios und erleiden dafür Strafe. In Saxos Erzählung von der Reise des Königs Gormo geht ganz dasselbe der oben angeführten feindlichen Begegnung mit den Riesen voraus, I, 422. Das Schlachten fremder Rinder durch landende Seefahrer ist allerdings ein gewöhnlicher Zug der altnordischen Sagas, man nannte es *strandhögg*.

Nach dem Abenteuer mit den Rindern des Helios kommt Odysseus zu Kalypso, von da zu den Phäaken, wo er seine ganze Leidensgeschichte erzählt.

Auch das Phäakenreich hat sein Widerspiel in der skandinavischen Überlieferung. Wie Alkinoos und die Seinen auf einer paradiesischen Insel ein Leben des heitersten Genusses führen, liebenswürdig, aber unkriegerisch, ζ 3 ff. ϑ 246, so hauste König Godhmundr in einem elysischen Gartenland (Saxo I, 424 *horti*, s. δ 563 ff. η 114) des hohen Nordens mit seinen verführerischen Töchtern,

[1] gab *und* wurde *ergänzt.*

die wir schon oben mit der Kirke verglichen haben. Über die Vorstellungen von König Godhmundr s. meine Abhandlung über die Nibelungensage WSB. CIX, 700f. Und wie Godhmundr dem bösen Riesen Geirrödhr untertänig ist, so haben die Phäaken von der Feindseligkeit der Cyklopen zu leiden, ζ 4ff. Doch zeigen die Phäaken auch entschiedene Ähnlichkeit mit den Vidiadharen, einem Elfenvolke auch im Norden von indischem Standpunkte aus, nämlich auf dem Himalaya, Gerland 14. Es gab also wahrscheinlich eine uralte Vorstellung bei den altarischen Völkern von einem Elysium im hohen Norden. Die griechische aber ist durch Odyssee κ an den europäischen, skandinavischen Norden geknüpft.

An diesen Übereinstimmungen scheint mir das Wichtigste, daß sie vereint vorkommen. Paulus Diaconus I, 5. 6 gibt die Reihe: Fahrt nach dem Norden, Renntier (ἔλαφος), lange Tage, *aquarum vorago* (χάρυβδις), — c. 6: Fahrt nach dem Norden, *caribdis* (χάρυβδις), Rettung eines Mannes, der sich auf Felsen gerettet, durch ein ausgespienes Schiff; Adam von Bremen c. 38: Fahrt nach dem Norden, *immane abyssi baratrum* (χάρυβδις), Entkommen, — c. 39. 40: Fahrt nach dem Norden, *oceani euripus* (χάρυβδις), Rettung durch Ausspeien der verschlungenen Schiffe, zu einer[1] Insel, die *scopulis ritu oppidi munita,* mit Riesen (Lästrygonen), ein Gefährte wird von ihnen zerrissen; — Saxo I, 420ff.: Fahrt nach dem Norden, Schlachten der Rinder gegen den Befehl des Führers, die Reisenden müssen den Riesen (Lästrygonen) drei Gefährten ausliefern, — zu Geruthus und Guthmundus (νέκυια), die Speisen Guthmundus' und seiner Töchter bedrohen mit Verwandlung in Tiere (Kirke), Elysium Guthmundus' (Kirke, Kalypso?, Alkinoos).

Dabei sind diese Berichte doch, wie es scheint, von der Odyssee ganz unabhängig, nicht mit den über ganz Europa und darüber verbreiteten Polyphemgeschichten zu vergleichen. Eine ähnliche Anekdotenreihe über den hohen

[1] einer *ergänzt.*



Norden wird schon sehr früh in Europa und darüber hinaus verbreitet gewesen sein. Ableitungen aus dieser Reihe sind einesteils die Apologe des Odysseus, andrerseits die oben angeführten Erzählungen mittelalterlicher Historiker.

Da die Bewohner von Skandinavien wegen der blonden Haare an Leichen aus der älteren Bronzezeit — c. 1000 vor Christus, wie angenommen wird — wahrscheinlich Germanen waren, s. S. Müller, Aarbøger for nordisk Oldkyndighed 1891, S. 97 ff., so können schon die germanischen Zeitgenossen Homers oder auch die Germanen vor Homer ganz ähnliche Erzählungen wie die genannten gekannt haben.

Wie oben bemerkt weisen die langen Nächte, der große Hirsch, die Skylla, dann der Schlauch des Äolus, die Lästrygonen, die Unterwelt, die Charybdis, die Rinder des Helios, Kirke und die Gärten des Alkinoos auf eine von der früher besprochenen Gruppe — Belagerung auf dem Schild des Achilleus, Metallhäuser, Einbalsamierung, Pygmäen — verschiedene Himmelsgegend. Aber doch nur, wenn man die Tatsachen selbst, nicht den Bericht über dieselben ins Auge faßt. Tut man letzteres, so gelangt man wieder nach Osten und Süden. Denn von wem als von den Phöniziern sollten die Griechen unmittelbare Kunde über den hohen Norden erhalten haben, die an die Vorstellung einer Seereise geknüpft ist? — Allerdings konnten Nachrichten über den hohen Norden den Griechen auch an den Ufern des Schwarzen Meeres von den Kimmeriern oder andern Barbaren zugeführt worden sein, aber die Plankten, die Skylla, Äolus' Schlauch und auch die Charybdis weisen auf das Nordmeer. Allerdings ist von so frühen Fahrten der Phönizier in den hohen Norden Europas sonst nichts bekannt.

Die Mißverständnisse, welche ich oben hervorgehoben habe, sind nicht gleich zu beurteilen. Die Pygmäen, die langen Tage und was damit zusammenhängt, den großen Hirsch, die Plankten, die Skylla können die Griechen

immer so unrichtig wie Homer aufgefaßt haben, sobald diese Nachrichten aus dem Norden zu ihnen kamen.

Anders verhält es sich mit Briseis, dem Bogenschießen des Odysseus, der zweiten Person statt der dritten, den Automaten, dem Schild des Achilleus, dem Metallhaus des Alkinoos, der Einbalsamierung des Patroklus. Diese Mißverständnisse weisen auf griechische Verhältnisse, die sich geändert haben, und auf eine zeitweilige Unterbrechung der epischen Poesie, die dann wieder von neuem aufgenommen wurde, natürlich im Anschluß an die Reste der alten Lieder.

Da nun gerade an den Zeugnissen der homerischen Gedichte ein Rückgang der griechischen Kultur seit der mykenischen Zeit beobachtet wird, Eduard Meyer II, 130. 265. 283. 291. 378 f., Reisch, Verhandlungen des 42. Philologentages 1893, S. 117 f., der sich gerade in der Abnahme orientalischer Einflüsse zeigt, Eduard Meyer 292, so sind die besprochenen Erscheinungen vielleicht aus unverstandener Benutzung jener ältesten Gedichte von den Kämpfen vor Troja und den Fahrten des Odysseus zu erklären, die noch in die mykenische Epoche des Epos fallen, Eduard Meyer 394, Jebb, Homer, Berlin 1893, S. 223 ff., Reisch, S. 121. Ohne die Annahme einer solchen Urepik ließe sich auch das im ganzen doch gut bewahrte Kostüm der mykenischen Epoche, Streitwagen, Jebb, S. 91, Erz statt Eisen, vordorische Zustände im Peloponnes, Reisch 120, usw. schwer begreifen; s. Helbig 1. 2. 331, Wilamowitz-Möllendorff 292, Eduard Meyer II, 403. Der Rückgang der poetischen Kultur bei den neuen Vertretern der epischen Poesie, den Ioniern Kleinasiens, hat seine Parallele bei andern Kolonisten, den Isländern im neunten Jahrhundert — sie mußten sich im neuen Lande erst sammeln, um den norwegischen Skalden Konkurrenz zu machen —, den Nordamerikanern des 18. und 19. Jahrhunderts, die noch längere Zeit brauchten, um es in Dingen ästhetischer Bildung dem Mutterlande gleich zu tun.

Deutsches Heldenbuch. Erster Teil: Biterolf und Dietleib, herausgegeben von Oskar Jänicke. Laurin und Walberan. Mit Benutzung der von Franz Roth gesammelten Abschriften und Vergleichungen. Zweiter Teil: Alpharts Tod, Dietrichs Flucht, Rabenschlacht, herausgegeben von Ernst Martin. Berlin, Weidmann, 1866. 8. — 5 Tlr. 10 Sgr.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 19 (1868), S. 173—180.

Jene der deutschen Heldensage angehörigen Gedichte, welche aus inneren oder äußeren Gründen bei der Wiedererweckung der altdeutschen Literatur kein allgemeines Interesse der Gebildeten zu erwecken imstande waren, wurden auch von den Gelehrten nach zwei Seiten hin mißhandelt, durch sorglose Roheit und nicht minder durch unverständige Willkür. — Die Wortkritik wie die Untersuchungen über die Entstehung jedes Gedichtes waren trotz meisterhafter Vorbilder und scharfsinniger Fingerzeige Lachmanns und W. Grimms zu keinem einigermaßen befriedigenden Abschluß gediehen. Ja gerade die kurz hingeworfenen Bemerkungen der beiden genannten Gelehrten schienen eine nochmalige Aufnahme der grundlegenden Arbeiten zu erfordern.

Doch vor allem galt es lesbare Texte herzustellen, und wenn die Mitarbeiter am «Deutschen Heldenbuche» keine andere als diese Aufgabe gelöst hätten, so müßten wir uns ihnen zum aufrichtigsten Danke verpflichtet fühlen. Bei der Mehrzahl der bis jetzt gebotenen Gedichte war das allerdings eine mehr lohnende als sonderlich schwierige

Aufgabe. Es gibt wohl keinen Freund altdeutscher Studien, der nicht, als im vergangenen Jahre Alphart in gereinigter, zierlicher Gestalt erschien, versucht hätte, den 174 Eindruck, welchen dies Werk des edelsten epischen Stiles auch in dem von der Hagenschen Drucke machte, zu schärfen und zu vertiefen. — Eine vollkommen neue Entdeckung aber schien Laurin zu sein, der auch bei Ettmüller die eigentümliche Frische und Liebenswürdigkeit kaum ahnen läßt, welche den Düsternbrokschen Kritiker zu so warmer Anerkennung begeistert.

Beide Arten der Kritik mußten notwendig für die Chronologie der deutschen Literaturgeschichte wichtige Resultate liefern. Die Weise, in welcher aus den einzelnen Beobachtungen Schlüsse gezogen werden, zeigt überall eine freundliche Familienähnlichkeit: in größerer oder geringerer Schärfe und Reinheit dieselben Züge: abwägende Ruhe und Kühle, Unbekümmertheit um die Resultate, gleichmäßiges Interesse an allen Seiten der Untersuchung geben dem Leser das angenehme Bewußtsein, sich in guter Gesellschaft zu befinden, die nicht nur selbst mit den besten Fähigkeiten unseres Geistes sich in Beziehung setzt, sondern auch für die noch kommenden Gäste einsteht.

Biterolf und Dietleib ist von Jänicke bearbeitet. Der Herausgeber konnte eine große Anzahl Verbesserungen Haupts aufnehmen und stellte dadurch wie durch seine eigenen meist reinigenden und glättenden Änderungen zuerst einen Text her, der über den Stil dieses nicht uninteressanten Werkes ein sicheres Urteil erlaubt. Zwar nicht das Vorbild eines bestimmten Dichters, aber das Streben nach der neuen höfischen Manier ist deutlich zu erkennen. Darüber geben die Anmerkungen sehr schätzenswerte Nachweise. Nicht nur was von höfischen, sondern auch was von volksmäßigen Dichtern gemieden wurde, ist berücksichtigt. — Der eigentümliche Stil ist es auch, der, abgesehen von anderen Erwägungen, die W. Grimmsche Hypothese von der Identität der Verfasser

des Biterolfs und der Klage als bedenklich erscheinen läßt. Dazu kommen noch deutlich höfische Motive in der Fabel des Biterolf und die bekannte Abfassung in Absätzen zu 30 Versen. In der Klage ist der Einfluß der modernen Schule noch sehr gering.

Entscheidender scheint für diese Frage der so auffallende Unterschied in der Sagenkenntnis, welche Komposition und Ausführung der beiden Gedichte bei ihren Verfassern voraussetzt. Der Dichter des Biterolf ist ebenso kenntnisreich als jener der Klage unwissend.

Die unbestreitbaren Übereinstimmungen werden also durch gleiche Heimat und Schule zu erklären sein. Dies gibt dem Herausgeber Gelegenheit zu einer lichtvollen Darstellung von dem Gange der deutschen Spielmannspoesie und ihrer Beziehung zum nationalen Epos. Denn die Klage wie der Biterolf zeigen die unterscheidenden Merkmale dieser eigentümlichen Dichtungsart.

Daß der Dichter des Biterolf darum ein fahrender Spielmann sei, würde ich aus V. 6622 nicht schließen. Ein geistlicher Verfasser ist allerdings nicht wahrscheinlich: aber warum nicht ein ritterlicher? Jänicke antwortet, «weil sich für den Anfang des 13. Jahrhunderts die dichterische Teilnahme der Ritter am deutschen Volksepos nicht nachweisen läßt»!

Schon durch das Erwähnte wird eine relative und
175 absolute Chronologie gewonnen: das Verhältnis zur Klage und zu der übrigen mehr oder weniger spielmannsartigen Poesie weist dem Biterolf seinen Platz zwischen der Klage und dem Ortnit an: also in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts. Dies Ergebnis bestätigt eine Anspielung auf Berthold von Schwaben (Zähringen), der von 1186 bis 1218 regierte.

Sehr interessant ist der Nachweis einer Überarbeitung des ursprünglichen Gedichts von Biterolf. Jänicke deckt zwischen den ersten zwei Aventiuren V. 1—1985 und dem Folgenden Widersprüche auf, die nicht mehr aus Vergeßlichkeit oder verschiedener Disposition der dichte-

rischen Phantasie erklärt werden können. Dazu Verschiedenheiten der Sprache und Metrik. Wünschenswert wäre, wenn zu streng beweisenden oder höchst wahrscheinlichen Beweisgründen nicht andere hinzuträten, die nur, wenn die Frage schon entschieden ist, in dem von dem Herausgeber angenommenen Sinne aufgefaßt werden können. Der «neue Anfang» 1989 und die Namensangabe Dietleibs und seiner Mutter 2002 f., die doch beide schon 193—195 genannt waren, durfte eigentlich gar nicht erwähnt werden. Denn 1989 heißt es: *Von dem ich iu wil nu sagen, der wuohs in sînen jungen tagen in einem rîchen lande.* Das kann doch mindestens ebensogut eine Fortsetzung als ein neuer Anfang sein. Mit Dietleibs Mutter steht es sogar schlimmer. 2001 *daz wære sîner muoter leit. ir name der ist uns ouch geseit: si was frou Dietlint genant.* Das nähme sich allerdings sonderbar aus nach 193 *Dietleip alsô was er genant: der helt was des ungeschant, sîn muoter hiez frou Dietlint, diu was eins rîchen küneges kint,* wenn man sich nicht erinnerte, daß einige Verse vor letzter Stelle 182 *frou Dietlint* auch schon genannt worden war. Es ist nichts als ein Stilfehler.

Wie Laurin uns jetzt vorliegt, müssen wir dem Herausgeber zugestehen, daß er durch ansprechende Darstellung und ausgebildeten Stil die übrigen Gedichte dieser Art, die Klage und den Biterolf, bedeutend überragt. Es ist in der Tat ein recht anmutiges, unbefangenes Erzeugnis österreichischer Spielmannsdichtung. Aber bei von der Hagen oder Ettmüller wäre es in der Tat schwer gewesen, den eigentümlichen Vorzügen dieses Gedichtes gerecht zu werden. Die Überlieferung ist außerordentlich ungünstig für eine kunstmäßige Herausarbeitung des alten Textes. Die zahlreichen Handschriften, so jung, so schlecht und so verschieden untereinander sie sind, mußten bei jeder Stelle sämtlich berücksichtigt werden, da trotz ihres verschiedenen Wertes keine von den erhaltenen auf eine andere zurückgeht und die im 16. Jahrhundert geschriebene ganz verwilderte Regensburger im einzelnen richtigeres

bieten kann, als die um zwei Jahrhunderte ältere Pommersfeldner. Aber selbst die verlorene Handschrift *A*, auf welche alle erhaltenen und keine unmittelbar zurückweisen, war sehr fehlerhaft. Im Originale unmögliche Dinge gehen zuweilen in gleicher Gestalt durch unsere ganze Überlieferung. Die Kritik war also mitunter in der Lage, nicht nur hinter unsere Handschriften, sondern hinter die von ihr erschlossene Geschichte des Textes zurückgreifen zu müssen.

Die Bestimmung der handschriftlichen Verhältnisse benutzte der Herausgeber, um mit unerbittlichem Scharf- 176 sinn und überzeugender Eindringlichkeit eine Geschichte von der Verbreitung und Beliebtheit dieses Gedichtes in Ober- und Mitteldeutschland bis ins 16. Jahrhundert zu geben.

Daran schließen sich Untersuchungen über Alter und Verfasser des Gedichts. Die tirolische Heimat desselben wird durch die Sagengeschichte und kleine Einzelheiten fast bewiesen. 893—896 berichtet der Dichter ironisch, wie Dietrich sich über die Entfernung des weithin sichtbaren Berges täuschte. Das kann nur der Bewohner eines Alpenlandes geschrieben haben. An Steiermark aber, das 737 ff. als fremd betrachtet wird, ist nicht zu denken. — Der gute Stil, die frische Darstellung, der höfische Geschmack, der einzelne Situationen und Motive beherrscht, weisen allein auf das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Bewiesen wird diese Annahme durch den deutlichen Einfluß, den unser Gedicht auf die Manier des um 1230 blühenden Albrecht von Kemenaten und die etwas früher neu entstehende Spielmannsdichtung — Ortnit und die Wolfdietriche — übte. Ja auch Stoffe aus dem nationalen Volksepos wurden um diese Zeit in dem lyrischen Tone der späteren Volkslieder behandelt, dessen erste Töne man in Stellen des Laurin erkennen kann; s. V. 89—94.

An einem in Deutschland neuen Motiv sehen wir die Einwirkung Laurins in dem Wolfdietrich von Salnecke

und im Rosengarten. Der bekannte Mönch Ilsan ist nichts als die derbere Ausführung der Figur Ilsungs im König Laurin.

Über die Art und Weise seiner Komposition gibt eine Eigentümlichkeit des Dichters einigen Aufschluß. Da er nie für nötig findet Personen und Dinge der volksmäßigen Sage einzuführen, so kann man annehmen, daß, wo dieses geschieht, eigene Erfindung vorgetragen wird.

Nachdem auf diese Weise ein deutliches Gesamtbild von der Gestalt und der Bedeutung unseres Gedichts erzielt wurde, werden zum Schlusse die zwei Fortsetzungen besprochen, welche das Interesse bezeugen, das Laurin noch zu Ende des 13. Jahrhunderts erweckte: der von einem gelehrten Dichter stammende Walberan, dessen Textgeschichte eng mit der Laurins verwoben ist, und einige Strophen des Wartburgkrieges.

Der zweite Teil des Heldenbuches ist ganz E. Martin zugefallen. Vor allem ist man erfreut, Alpharts Tod, ein Gedicht, dessen Vorzüge schon in den Proben des Heldenbuches von 1811 sichtbar waren, in gereinigter Gestalt zu lesen. Es ist der echte Stil des Volksepos, wie es in gebildeten Kreisen des deutschen Südosten Anfang des 13. Jahrhunderts gesungen und vorgetragen wurde. Die Sprache ist etwas reichlich, dem 20. Nibelungenliede ähnlich.

Schon vor Jahren hatte Lachmann eine Theorie über die Entstehung dieses Gedichtes aufgestellt. Er nahm an, ein Buch aus fünf Liedern bestehend, sei von einem Überarbeiter mit Teilen eines auch schon mündlich oder einzeln vorhandenen Liedes durchflochten worden. Die entscheidende Stelle ist Str. 45 ff. *Heime*, heißt es in dieser Strophe, *alsô von Berne mit der boteschaft schiet, als uns saget diz diutsche buoch und ist ein altez liet,* darauf bis 55,2 die Erzählung, wie Heime seine ihm von Dietrich mitgegebenen Begleiter, Amelolt und Nere, entläßt, zum Kaiser kommt und diesem Bericht über den Erfolg seiner Sendung erstattet. Dieser trifft Vorbereitungen, sich an 177

seinem Neffen zu rächen. Genau dasselbe ist der Inhalt der Verse 56, 3—67. — Lachmann erklärt die zweite Darstellung für die des eingeschalteten Liedes, das nach 44 durch Teile des Buches wäre unterbrochen worden; dieses selbst werde 68 wieder fortgeführt, um die Vorgänge in Bern nach der Rückkehr Amelolts und Neres zu berichten. Ein Umstand erregt Bedenken. Zwischen den beiden Redaktionen éiner Begebenheit 45—55, 2 und 56, 3—67 lesen wir Verse, welche auf ein in der Vorlage befindliches, in Bern spielendes Lied vorbereiten: *nû hebe wir ze Berne daz guot liet wider an, (ir mugent ez hœren gerne, als wir ez vernomen hân) Wie ez an dem buoche hie stêt geschriben, waz grôzer untriuwe an dem Berner wart getriben.* Es sind jedenfalls Worte des ersten Dichters oder Bearbeiters, nicht eines Schreibers, nach dem oben angeführten Zeugnisse, also von demselben Verfasser wie Strophe 45 ff. und 68 ff. Wo aber soll diese Strophe sich anschließen? Weder auf 55, 4 noch 56, 2 kann folgen *Alsô wâren an den stunden wider komen die degene.* Ferner ist kein Grund abzusehen, warum wieder eine Berufung auf Buch und Lied die einfache Fortsetzung des schon Begonnenen einleiten soll.

Anders Martin. Ihm scheinen beide Redaktionen unserer Stelle spätere Einschübe, und zwar seien die Strophen der älteren Interpolation 45 und 50 durch eine jüngere 46. 47. 48. 49 geschieden; die ältere trete dann wieder ein 50—56, 2; 56, 3. 4 gehöre wieder dem zweiten Interpolator an. Daß 47—49 nicht von dem Verfasser der ersten Interpolation seien, werde dadurch bezeugt, daß diese Strophen durch die zwei Begleiter Heimes auf eine andere deutlich unechte zurückwiesen, Str. 44; welche dann durch die Stelle in 45 als dem deutschen Buche, dem alten Liede angehörig erschiene. Aber wer sagt uns denn, daß das Zeugnis 45, *Heime alsô von Berne mit der boteschaft schiet, als uns saget diz diutsche buoch und ist ein altez liet* gerade auf das Folgende gehe? Vielleicht bezieht sich *alsô* auf das Vorausgehende, die unechte Strophe

44 oder die echte 42; das Folgende von 45, 3 an kann freie Ausführung des Dichters sein. — Ferner: Martin fürchtet, daß eine unechte Strophe durch das Zeugnis des Interpolators als echt erklärt werde? Das alte Lied, das dieser erwähnt, braucht ja noch immer kein mit moderner Kritik gefundenes Alphartslied gewesen zu sein. Der Interpolator und Umarbeiter kann sehr wohl Unechtes in seiner Vorlage gefunden und für ein altes Lied gehalten haben.

Dies führt zu einer Vermutung. Ich glaube, den erwähnten Schwierigkeiten würde am besten begegnet, wenn man für unseren Alphartdichter eine Vorlage annähme, in welcher Teile guter alter Lieder mit späteren Interpolationen zu einem im hauptsächlichen zusammenhängenden Ganzen vereinigt waren. Ein paarmal hatte der Sammler die Flecken falsch aufgesetzt. An unserer Stelle, wie im Anfange der Gedichte begegnen wir doppelten Fassungen derselben Situation, wie im französischen Nationalepos. Dadurch bekommen wir auch eine Erklärung für die zweite Erwähnung des Buches und Liedes 55, 56. Der überarbeitende Dichter fand zwei Redaktionen von der Rückkehr Heimes, die erste 45, 3 bis 55, 2, die zweite als Einleitung zu dem in Bern spielenden Liede von Alpharts Auszug und Tod 56, 3 bis 67. Die Berufung auf die Quelle von letzter Stelle 55 und 56 ist nichts 17 als der Ausdruck der Verlegenheit über die dem ungeschickten Manne selbst bemerkliche Wiederholung.

Allerdings werden, wenn meine Vermutung richtig ist, die Resultate der Martinschen Untersuchungen über echte und unechte Alphartteile etwas weniger sicher. Wenn der Dichter letztere in seiner Vorlage vorhandene Stelle bearbeitet und umgedichtet hat, wer bürgt für seine Diskretion gegenüber dem von Martin als echt erkannten Teile? — Doch wie dem auch sei, die Unterschiede, welche der Herausgeber zwischen den echten und unechten Strophen gefunden hat, sind so deutlich, so unwiderleglich, die von ihm als echt bezeichneten den echten

der Nibelungen und der Kudrun so ähnlich, daß man schließlich sich doch bei seinen Folgerungen wird beruhigen müssen.

An die Kritik der Überlieferung schließen sich Untersuchungen über die Sagengeschichte und Darstellung in den echten und unechten Teilen, welche jenen die Zeit um 1200, diesen vor dem Rosengarten ihre geschichtliche Stelle anweisen.

Ein Wunsch, den ich bei der ersten Lektüre des Buches hegte, wurde nicht erfüllt. Es ist nicht einmal der Versuch gemacht, die zwischen den echten und unechten Strophen sich findenden Verschiedenheiten des Stils, der Kunst und Empfindungsweise anzumerken und zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen. Müllenhoff hat an den ersten Nibelungenliedern ein schönes Vorbild gegeben, wie die allgemeinen Eindrücke, welche die verschiedene Manier zweier altdeutscher Volksdichter erweckt, in ihre Teile zu zerlegen seien. Ja ich meine noch allseitiger und vor allem mehr nach Seite der poetischen Kunst hin müßten solche Beobachtungen angestellt werden.

Neben Alpharts Tod können Dietrichs Flucht und die Rabenschlacht kein gleiches Interesse beanspruchen. Der Eindruck, den diese beiden Gedichte hinterlassen, ist kein reiner und kann leider nicht gereinigt werden. Die schönsten Situationen stehen neben den armseligsten Erzählungen schlecht erfundener Begebenheiten, prächtige epische Phrasen wechseln ab mit chronikalischer Farblosigkeit. Besonders stark ist dieser Gegensatz in der Rabenschlacht.

In diesem Gedichte war vor allem die Textgestalt von den Willkürlichkeiten Ettmüllers zu befreien. Dieser nahm an, daß in der echten Berner Strophe die erste und dritte Zeile nicht reimen dürfe. Wo also der Reim sich in einer oder mehreren Handschriften zeige, sei er später eingefügt. In musterhaft besonnener Weise erörtert Martin diese Frage und kommt zu dem Resultate, der Dichter der Rabenschlacht habe für erlaubt gehalten,

in den erwähnten Zeilen nicht zu reimen. Es gibt Fälle, in welchen die Handschriften, welche diesen Reim einführen, dadurch den Ausdruck oder den Gedanken verschlechtern. Aber nicht einmal, wie jeder Kritiker im Anfange zu tun versucht wäre, an jeder Stelle, wo der Reim in der Pfälzer oder Ambraser Handschrift fehlt, in der Riedegger und Windhager erhalten ist, hält Martin für erlaubt, sich an die ersteren Handschriften anzuschließen, indem er zu erwägen gibt und an Beispielen zeigt, wie leicht Reime ausgefallen sein können.

Im ganzen zeigt die Riedegger Handschrift eine 179 Neigung zu willkürlichen Besserungen, die ihren Gebrauch trotz ihres Alters mißlich macht. Aber dennoch wird man Martin recht geben müssen, wenn er sich nicht entschließen konnte, eine andere Handschrift, etwa die höchst nachlässig geschriebene Pfälzer, zugrunde zu legen.

Die kritischen Untersuchungen haben natürlich vorzugsweise die W. Grimmsche Hypothese zum Gegenstande. Die bemerkten Übereinstimmungen in Dietrichs Flucht und der Rabenschlacht sind allerdings groß: die Reime, das Weinen der Helden, die stereotypen Schlachtschilderungen usw. Aber die Ähnlichkeit ist mitunter zu groß. Es ist schwer anzunehmen, daß ein Dichter so viel an detailliertem Stoff von seinem früheren Gedichte in ein späteres hätte übertragen sollen. Dies zu erklären, greift Martin zu einer ebenso einfachen als treffenden Hypothese, welche sich durch die kritische Untersuchung der einzelnen Werke bestätigt. Nach ihm kannte Heinrich der Vogler ein altes Lied über die Rabenschlacht, wahrscheinlich auch in der Bernerstrophe geschrieben, und benutzte dasselbe zu seinem Gedichte von Dietrichs Flucht. Nach diesem nun und im Anschluß an dieses überarbeitete er die alte Rabenschlacht.

Die Art seines Verfahrens dabei scheint nicht überall gleich gewesen zu sein. Der Anfang ist mit einer dicken Lage seiner eigenen dichterischen Eigentümlichkeiten überdeckt, um die Mitte aber und zum Schlusse

können allerdings durch Ausscheidungen, meist nach Ettmüllers Vorgange, einige schöne kritische Resultate gewonnen werden.

Dietrichs Flucht ist zum großen Teil frei erfunden, manches aber nach schriftlichen Vorlagen gearbeitet. Hier freuen wir uns in der Untersuchung einem Prinzipe zu begegnen, das für die mittelalterliche Literaturgeschichte fruchtbarer ist, als gewöhnlich angenommen wird. Martin erklärt nämlich die Verschiedenheiten, welche die einzelnen Teile des Gedichtes in ihren Vorstellungen zeigen, aus den Abweichungen der von verschiedenen Dichtern herrührenden Quellen. Es ist ja ganz natürlich, daß die dem Verfasser unmittelbar gegenwärtige Vorlage von größerer Einwirkung auf seine Phantasie ist als die Erinnerung an seine eigenen vielleicht weit entfernten Verse.

Sehr interessant ist der Nachweis eines Volksliedes in kurzen Reimpaaren, das in der Vorlage der Flucht gestanden haben muß oder aus mündlicher Überlieferung aufgenommen wurde. Diese sonst nicht erhaltene Form deutscher Volksdichtung scheint auch durch einige Stellen der Kudrun bewiesen zu werden.

Was die Heimat des Dichters anbelangt, so weisen Sprache und Gesinnung auf Österreich. — Für die Zeit wird aus einigen Klagen über Bedrückung der Ritterschaft durch den Landesherrn ein sehr wahrscheinlicher Schluß auf die ersten Jahre Herzog Albrechts gezogen, also nach 1282.

Die metrische Gestalt zeigt viele Freiheiten, welche durch den beginnenden Verfall der Sprache erleichtert werden. Nicht so sehr auffallen hätten sollen Fälle von
180 schwebender Betonung im Innern des Verses, wie 22, 6 *dô sprach mit zühten von Berné der hêre.* Gottfried bietet Stärkeres in größerer Menge: 14, 28 *daz sol ze iuwérm gebote stân,* 266, 36 *hie mite giengén die vrouwen dan;* 293, 11 *hie mite strichén die kiele hin;* 69, 10 *vil liébez kint, wannén bist duo* und vieles Ähnliche.

Le Besant de Dieu von Guillaume le Clerc de Normandie. Mit einer Einleitung über den Dichter und seine sämtlichen Werke herausgegeben von Ernst Martin. Halle, Waisenhausbuchhandlung, 1869. — 1 Tlr.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 20 (1869), S. 582—589.

Ich glaube, die Germanisten wie die Romanisten haben gleicherweise Ursache, Martin für die Herausgabe des «Besant de Dieu» dankbar zu sein. Es ist ein höchst interessantes Werk, gar sehr geeignet, unsere Ansichten über poetische Kunst und moralische Empfindung des französischen Mittelalters zu erweitern oder zu vertiefen. Es ist ein Contemptus mundi, dem eine «Satire auf alle Stände» vorausgeht, doch mit manchen eigentümlichen Zutaten zu der bekannten Form.

Guillaume, ein bekannter Romancier aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts, überlegt an einem Samstag Abend im Bette, durch welches neue literarische Werk er seiner Frau und seinen Kindern wieder den Unterhalt sichern könne. Denn andere Einkünfte als seine Kunst hat er nicht. Das Feld, das er sonst — und, wie es scheint, nicht sehr fleißig — bebaute, V. 2865, muß er wohl verloren haben. Den Stoff hilft ihm die fromme Betrachtung finden, daß Christus bei seiner Wiederkunft von jedermann Rechenschaft für das anvertraute Pfund — *besant* nennt er es — verlangen werde. Also eine religiös-moralische Dichtung in Reimpaaren — *verz consonanz* —, die den Leser lehren soll, die Welt zu verachten und Gott zu dienen.

Der Gang, den der Dichter zur Ausführung dieses Planes nimmt, ist nun alles eher als geradlinig. Allerdings leitet ihn die Erwähnung des kürzlich erfolgten Todes Ludwigs des Achten, der von den vielen Ländern, die er mit Recht oder Unrecht erworben, nur sieben Fuß zurückbehält, zu einer Betrachtung über die Vergänglichkeit und Wertlosigkeit des menschlichen Lebens über-

haupt und damit zu einer kurzen Beschreibung desselben von der Geburt bis zum Tode: aber er knüpft daran die naheliegende Ermahnung, keine Reichtümer aufzuhäufen, die dem Menschen nur den Zorn des Richters zuziehen würden, — und das führt ihn zu einer Erörterung über die drei Hauptfeinde des Menschen — Teufel, Fleisch, Welt —, denen dieser in seiner Torheit sich lieber unterwirft als dem höchsten Herrn, — und dies wieder zu einer «Satire auf alle Stände» — Geistlichkeit, große Herren, Reiche, Arme. Darin eine sehr bemerkenswerte Invektive gegen die kriegslustigen Fürsten, welche, nur auf den Sieg bedacht, das Elend der Bauern übersehen.

Nun bemerkt er oder gibt vor zu bemerken, daß er von seinem Plane abgekommen sei und zu demselben zurückkehren müsse, 1167: *ui mes me covient revenir, se covenant vus voil tenir, à la matire dont jeo dis.* Er beginnt nun wieder mit dem Elend des menschlichen Lebens, und zwar zunächst mit der Zeugung und Geburt, die mit dem bekannten asketischen Zynismus geschildert werden: die Absonderungen des Leibes und die Gebrechen des Alters sollen dann das Bild der höchsten Hinfälligkeit und Verächtlichkeit der menschlichen Existenz vervollständigen. Keine irdische Bestrebung hat demnach irgend 583 einen Wert als diejenige, welche uns zum Reiche Gottes verhilft. Dahin kömmt man durch Besiegung der bösen Begierden, die alle vom Stolze ausgehen. Nun die bekannte Sündenlehre: Stolz hat den Fall der Engel bewirkt, der Teufel wieder verführt die ersten Menschen, und so herrschen auf der Erde Stolz und seine Töchter, die verschiedenen Sünden, welche in der Parabel vom Sämann, dem der Feind Unkraut in den Weizen gesät hatte, aufgezählt und den betreffenden Tugenden gegenübergestellt werden. Dasselbe wird gleich noch einmal in zwei Allegorien vorgetragen, der «Burg der Jungfrauen», das ist der Tugenden, und der «Stadt der Sünden». Aber wie in dieser letzteren verhält es sich in allen Reichen der Erde. Dadurch leidet natürlich das Schiff des heiligen

Petrus, die Kirche, große Gefahr, die nun in einer dritten großen Allegorie vom Schiff geschildert werden soll. Aber wieder läßt sich der Dichter — und zwar diesmal durch eine Verwahrung gegen den Vorwurf der Böswilligkeit — von der Ausführung seines Planes ableiten und kömmt nach einer Rekapitulation des Früheren auf die geistliche Geburt in der Kirche — die Taufe — zu sprechen, deren Wohltaten der Mensch aber bald verliert: doch leider ist die Kirche selber krank. Ihre Schäden werden nun unter der wieder aufgenommenen Allegorie vom Schiff aufgezählt: die habsüchtigen Priester, das unbarmherzige Rom, das den ausdrücklichen Vorschriften der Religion zuwider Waffengewalt gegen die provenzalischen Ketzer aufbietet: weit besser wäre es, statt dessen das gelobte Land besonders nach dem schimpflichen Verlust von Damiette zu befreien.

Diese Ermahnung (bis 2638) bildet den Übergang zum dritten Teil des Gedichtes, ziemlich lose verbundenen Gleichnissen — vom anvertrauten Pfunde, von den Arbeitern im Weinberge, vom verlornen Sohne —, an welche sich jedesmal Ermahnungen und Betrachtungen schließen. Neben den biblischen Parallelen aber findet sich noch ein Beispiel von dem Leben des Dichters, der durch eigene Fahrlässigkeit einst um eine Ernte gekommen ist.

Das Gedicht mag wohl allmählich entstanden sein, denn an einer festen Verbindung der Teile fehlt es sehr und die Wiederholungen sind gar zu auffallend: der schmähliche Ursprung des menschlichen Lebens wird zweimal besprochen 217 ff., 1167 ff., ebenso die Bedenklichkeit des Reichtums 363 ff., 859 ff., die Fehler der Priester 573 ff., 2275 ff.; Rekapitulationen des Vorangegangenen erscheinen gar dreimal 2059 ff., 2797 ff., 3665 ff., und dabei wiederholen sich ganze Verspaare beinahe wörtlich 2815.6 = 3675.6. Erst 2663 fällt dem Dichter ein, der Titel seines Werkes könnte unverständlich sein, und er erklärt ihn.

Aber bei allen diesen und anderen Kunstfehlern — welches Feuer, welche beredte Entrüstung, welche Kraft und Anschaulichkeit des Ausdrucks. Martin hat das, wie ich glaube, zu wenig betont und die Bedeutsamkeit des Denkmals unterschätzt. Oder ist denn die deutsche und nordfranzösische Literatur so reich an wohlklingenden Invektiven, wie die gegen die habgierigen Priester 2279 ff. oder jene gegen die kriegerischen Fürsten, deren Händel der Bauer, der auf dem Felde arbeitet, so teuer bezahlen muß, daß er abends nicht weiß, wo er sein Haupt nieder-
584 legen soll? Denn sein Hüttchen ist verbrannt, so klein und niedrig es war, seine Rinder und Schafe geraubt, gebunden seine Söhne und Töchter und er selbst gefangen fortgeschleppt. Lieber möchte er das Leben verloren haben. Oder: wie werden es die Fürsten verantworten, daß sie dreißigtausend Männer aufbieten, die ihre Weiber und Kinder verwaist in den Häusern zurücklassen, wenn sie in die todbringenden Kampfesstürme ziehen? Tausende fallen alsbald und sehen nie mehr ihr Vaterland, und von der andern Seite ebensoviel. Aber die Fürsten kümmert das nicht, die zählen es nicht nach. Die Verluste sind ihnen nichts: Sieg allein wollen sie; 773 ff.

Wichtig auch für die Geschichte ist die Beurteilung der Albigenserkriege von einem sonst frommen Normannen bürgerlichen Standes und gelehrter Bildung. Über einige Einzelheiten später.

Aber bedeutend vor allem ist unser Denkmal für die geschichtliche Entwickelung der französischen Poesie. Was dem deutschen Leser allsogleich auffallen muß, ist die wesentlich asketische Lebensauffassung des Gedichtes, das, wie Martin mit Sicherheit aus den deutlichen Angaben des Gedichtes erschlossen hat, im Jahre 1226 oder Anfang 1227 entstanden ist. Das unmittelbare Vorbild war Innocenz' De miseria humanae conditionis.

Leider wissen wir nicht bestimmt, wann die «Warnung» entstanden ist, vielleicht noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Es ist dies nämlich das einzige

Werk der deutschen didaktischen Literatur des Jahrhunderts, das wir dem französischen des Guillaume gegenüberstellen können. Auch ein Weltmann und wohl auch weltlicher Dichter, der durch Betrachtung eines Toten und eines durch das Alter blödsinnig gewordenen Freundes sich feindlich vom Leben abwendet und nicht ohne Geist und satirische Schärfe Rittertum und Frauenliebe, besonders aber die Freude an der schönen Natur, an Vogelsang, an Blumen und Gras, *daz ie des vihes spîse was,* verhöhnt. — Der Unterschied vom «Besant» ist nicht zu verkennen. Die «Warnung» befindet sich im härtesten Gegensatz zur Welt und will im Hinblick auf den Tod und die letzten Dinge alles, was im gegenwärtigen Augenblicke auf Erden für ehrenvoll oder reizend gilt, als unvernünftig und verwerflich angesehen wissen. Es ist die vollständige Verneinung der allgemeinen Lebensanschauung. Empfiehlt er ja doch Eheleuten vollständige Enthaltsamkeit. Solche Gesinnung konnte nur eine Ausnahme sein. — Wesentlich anders Guillaume, der durch eine grelle Zeichnung des physischen Lebens seine Leser zur Buße und zur Befolgung der christlichen Moralgesetze — unter denen er aber nicht wie der Dichter der Warnung auch das widernatürlichste, die Feindesliebe, erwähnt — veranlassen will. Guillaume verlangt nichts Übermenschliches: er empfiehlt den Krieg für das Vaterland 807 ff. wie für das heilige Grab 835 ff., 2525—2629. Gegen die Reichen fährt er heftig los; gerät aber in Widerspruch mit der von ihm selbst angeführten Bibelstelle vom Kamel und dem Nadelöhr V. 871 ff., 1049 ff., 1083 ff., wo er ausdrücklich die freigebigen, mildtätigen ausnimmt. Damit hängt zusammen, daß er die armen Faulen nicht schont 1111 ff., 2855 ff.; ja auch seine eigene Faulheit bei Bestellung des Feldes als warnendes Beispiel anführt 2865 ff. Von einer Feindseligkeit gegen Ehe — er hat selbst Frau und Kinder —, Rittertum und höfisches Leben findet sich keine Spur, wenn er auch seine früheren poetischen Arbeiten, den Roman Fregus und das Fabliau

585

vom Priester und Alison eine törichte und eitle Beschäftigung nennt, 79 ff.

Vergleichen wir aber die anderen didaktischen Gedichte Deutschlands, vor allem die nach dem Jahre 1225 (Pfeiffer, Freie Forschung S. 202) entstandene Bescheidenheit und das Gedicht Thomasins, das 1215 oder 1216 geschrieben ist, so könnte der Gegensatz nicht schärfer sein. Der Wälsche Gast ist eine ganz weltliche, mitunter stark eudämonistische Tugendlehre und in Freidanks Sprüchen überwiegen Ratschläge und Betrachtungen, die aus unbefangener Welt- und Menschenkenntnis hervorgehen. Ein Grundprinzip der Moral und gar ein religiöses mangelt gänzlich; und nicht bloß den genannten zwei Werken, — der ganzen didaktischen Literatur des 13. Jahrhunderts, von Konrad von Haslau bis Hugo von Trimberg. Ebensowenig bestimmt die Askese die Lebensanschauung irgend eines bedeutenderen jener Schriftsteller, die in dieser Epoche die schöne Literatur repräsentieren. Vielmehr müssen wir in Deutschland in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurückgreifen, um dem Ausdruck wesentlich asketischer Moral zu begegnen, zu Heinrich von Melk.

Natürlich ist der beobachtete Gegensatz keine vereinzelte Erscheinung, sondern beruht auf der Tatsache, daß in Frankreich in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bei weitem mehr religiöses und kirchliches Bewußtsein vorhanden war als in Deutschland, wo das politische Interesse überwog. Die geschichtlichen Tatsachen, welche teils die Ursache, teils die Zeichen dieses Verhältnisses sind, liegen auf der Hand: die ungemeine Entwickelung des Mönchslebens in Frankreich durch das ganze 12. Jahrhundert und im Beginn des 13., die Tätigkeit Bernhards von Clairvaux, die Ausbreitung des Franziskanerordens, der in Frankreich ebenso willig als in Deutschland mit Mißtrauen empfangen wurde, die Dominikaner, welche in den zwanziger Jahren immer festeren Fuß auf der Universität Paris faßten, der ägyptische Kreuzzug vom Jahre 1217—21, an dem Frankreich den

lebhaftesten Anteil nahm, die Albigenserkriege seit Ausgang des 12. Jahrhunderts — und wir wissen, daß sie mit derselben religiösen Begeisterung geführt wurden als die Kreuzzüge, deren Heilswirkungen sie ja auch hatten. Sogar Wunder kamen dabei vor, wie die Einnahme von Beziers. — Philipp August wie Ludwig der Heilige zeigen bei großer politischer Besonnenheit einen ohne Zweifel aufrichtigen Glaubenseifer, — nur sind die Mischungsverhältnisse verschieden. — So kam es, daß trotz der ungleich höheren geistigen Kultur in Frankreich sich nicht Lebensideale bildeten, die entweder von Religion und religiöser Moral ganz absahen wie bei Gottfried von Straßburg, oder Ideale der Religion und Sittlichkeit, die sich mit den Lehren und Einrichtungen der gegenwärtigen Kirche nicht vollkommen deckten, wie bei Wolfram (San Marte, Parzivalstudien, Heft 2 und 3, und Germ. 8, 421). — Rutebuef und der Roman de la Rose fallen erst in die Mitte und zweite Hälfte des Jahrhunderts. — Raoul de Houdenc aber und Huon de Mery zeigen noch zur Blütezeit der Literatur eine in Deutschland unerhörte 586 Verschmelzung der Religion mit ritterlicher und höfischer Bildung. Offenbar hatte das Volksepos diese Tatsache vorbereitet.

Wenn wir die poetische Form des Besant betrachten, so sehen wir im wesentlichen eine Verbindung der «Satire auf alle Stände» mit dem Contemptus mundi. Uns ist sie besonders durch Heinrich von Melk geläufig, aber im 13. Jahrhundert kommt sie in Deutschland nicht vor; und auch sonst kaum, so viel ich sehe. Contemptus mundi gibt es seit dem rhythmenreichen Gedicht Hermanns von Reichenau (Zs. 13, 385 ff.) im 12. und 13. Jahrhundert in großer Menge. In Frankreich werden solche Bernhard von Clairvaux zugeschrieben und Hugues von Miramors (Hist. litt. XVIII, 72); Guichards von Beaulieu «Sermon» gehört wohl auch dieser Gattung an; in England kennen wir Bernhard von Morland (Ausgabe von Chytraeus, Bremae 1597), Henry von Huntingdon († nach

1154), und im 13. Jahrhundert Stefan von Langton († 1228) und Alexander von Neckam, Verfasser des bekannten Contemptus, der unter Anselmus' Namen geht; in Italien noch am Schlusse des 12. Jahrhunderts Innocenz' drei Bücher De miseria humanae conditionis. Ebenso fehlt es nirgends an Satiren auf alle Stände; so in Deutschland Bernhard von Corvei (Flacius, Varia poemata 1, 7) und um das Jahr 1220 die Sermones nulli parcentes (Zs. 2, 15 ff.), dann viele Goliardenlieder und sonstiges, was für den augenblicklichen Effekt bestimmt war, in Frankreich unter anderm die «Bibeln», wie die von Guiot und Hugo von Bersil. Aber die eigentümliche Verbindung der zwei Formen wie bei Guillaume und Heinrich von Melk kann ich leider, außer in den schwachen Spuren, die ich in der Vorrede meiner Ausgabe der Gedichte Heinrichs S. 48 verzeichnet habe, nicht nachweisen.

Auch die dritte Form, deren Verwertung wir bei Heinrich finden, der Conflictus corporis et animae, war Guillaume bekannt, aus Hildebert von Tours vielleicht, V. 321.

Die sonstigen sehr bedeutenden Übereinstimmungen im Detail zwischen Guillaume und Heinrich erklären sich zum Teil daraus, daß Innocenz, Guillaumes nächstes Vorbild, häufig nur Gedanken älterer Schriftsteller wiederholt, Bedas, Odos von Cluny, Anselmus' und Bernhards, so vom ersten Weinen der Kinder, von der pellis secundina usw. Eigentümlich ist allerdings Bes. 761 *Ore ai de gre les clers repris* = Erinn. 243 *gerne hab wir geredet daz die phaffen biweget unt die muniche ze grôzem zorne*, und besonders daß Guillaume, nachdem er wie Heinrich sich die Abschweifung gegen alle Stände erlaubt hat, fortfährt 1167: *ui mes me covient revenir — à la matire dont jeo dis* = Erinn. 435 *michel mêre hân ich gereit* usw. und *swâ aber ich den orden hân zebrochen der mâtêrie* usw.

Die Trilogie von den drei Töchtern des Stolzes in England — *envie e luxure e yvresce* V. 2001 ff. — erinnert an jene andere, welche der berühmte Prediger Foulques

von Neuilly als Töchter Richards Löwenherz bezeichnet hatte — Stolz, Habgier, Wollust (Sismondi, Hist. des Franç. 6, 203).

Die Allegorie vom Schlosse der Tugend hat Parallelen 587 beim heiligen Bernhard in den Parabeln (Opera, Paris 1719, p. 1260); die Form ist auch sonst in Frankreich beliebt, wie Robert Grosseteste, Huon de Mery u. a. zeigen.[1]

Die Verschiedenheit französischer und deutscher Auffassung ladet auch bei anderen Einzelheiten des Guillaumeschen Gedichtes zur Vergleichung ein, die nicht unmittelbar mit Askese oder weltlicher Moral zusammenhängen. Ich will nur etwas höchst Auffallendes hervorheben. 556 ff. führt Guillaume als einen Erfahrungssatz an, daß Frauen öfters einem anständigen Manne, der sie ehrt und liebt, einen Taugenichts vorziehen, der sie erniedrigt, sie von sich stößt und mißhandelt. Vergl. Erec 3334 *bien est voirs que fame s'orguille, quant on plus la prie et losenge; mais qui la honist et laidenge, cil la trueve meillor sovent,* was Hartmann nicht übersetzt; — Keller, Romvart S. 146 *folz est qui femme croist, se moult n'est sage et bonne. car celui qui plus la sert et plus du sien lui donne, celui part son barat, met arriere et esloingne, et qui plus lui fait de honte, à celui s'abandonne. femme est de mal atrait et de male nature, quant de celui qui l'aime ne prise ne n'a cure; qui lui fait plus souvent vilenie et laidure, à celui met s'antante, sa painne et sa cure;* — Tristan, Prosa (Paris 1533) 118 b, 2 *mais c'est costume de femme: elle n'aymera ja celluy qui loyaulment l'aymera, car celluy qui plus de honte lui fera, celluy aymera elle de tout son couraige.* — Ich erinnere mich nicht, in einem deutschen Gedichte des 13. Jahrhunderts diesem Gedanken begegnet zu sein. Am ehesten dürfte er sich noch in den Novellen finden.

[1] [Spervogel MF. 28, 27; Reinbot von Durne 5716 (v. d. H.), Mai und Beaflor 175, 33; Himml. Jerusalem; Hochzeit; Alanus ab Insulis, Anticlaudianus p. 325, p. 363, l. VIII, cap. 1; Gottfried von Straßburg: Minnenfossiure; Salomones hûs Adrian 417.]

Gottfried Tr. 248, 32 ff. ist wesentlich anders.[1] — Es ist das so charakteristisch wie z. B., wenn in den französischen Tristangedichten Isolde Tristans Schulden zahlen soll, und anderes Ähnliche.

Ich will nur noch einige historische Punkte hervorheben, um die Bedeutung unseres Denkmals auch nach dieser Seite hin genauer zu zeichnen.

V. 673 ff. *Arcediacres e diens e officiaus e les maiens qui as chapitres sont les sires, qui — les povres chapeleins tormentent.* Die Briefe Innocenz' illustrieren diesen Ausspruch gerade für Frankreich auf das anschaulichste, so für die Diözesen von Besançon und Bordeaux, Innoc. Epist. l. 6, ep. 216; l. 15, ep. 45. 130; l. 16, ep. 65.

V. 2349 ff., 2395 ff. gibt der Dichter seiner Entrüstung gegen die habsüchtigen und unbarmherzigen römischen Legaten Ausdruck, das geht direkt auf den Legaten Romanus, der seinem Vorgänger Arnold von Citeaux 1225 im Amte nachfolgt; er widersetzte sich zu Bourges 1225 der Begnadigung Raimunds, exkommunizierte denselben 1226 und predigte das Kreuz gegen die Ketzer. Ja man ist versucht, in den Versen 2813.4 der Rekapitulation von 2797 ff. *Jeo vus ai dit des clers Romainz qui as autres rungent les mains*, die auf 2349 ff. zurückdeuten, geradezu eine Anspielung auf den Namen des verhaßten Legaten zu sehen. — Das Zeugnis Guillaumes wäre also jenen andern beizufügen, welche Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte II, 2, § 62 zur Charakteristik dieser Institution aufführt. Sugenheim, Geschichte des deutschen Volkes II, 588 601 n. 48 zitiert dazu auch Gerhoch, De investigatione Antichristi, Archiv f. österr. Gesch. XX, 143.

V. 504. *Il a maint home eu el mond, qui tant aveit sen e valor, quant il senteit fole chalor, que en freide ewe se lancot e iloecques tant demorot, qu'il n'aveit talent à leisir de*

---

[1] [Reinmar MF. 162, 30 schwach ähnlich; MF. 244, 77; J. Grimm, Kl. Schr. 5, 99; Uhland, Schriften z. Gesch. der Dichtung und Sage 2, 242; Frauenlob, Bartsch Liederdichter 79, 204—11.]

nule rien fors de covrir. Sollte das nicht auf den heiligen Franciscus gehen, von dem ganz Ähnliches berichtet wird? (Schröckh 27, 420.) Er war gerade im Oktober 1226 gestorben. — Der Contemptus mundi Alexanders von Neckam preist bei demselben Anlasse die Kastration (Anselmi Op. Col. Agripp. 1612, t. III, vor der Paginierung).

Die Ausgabe Martins ist sehr sorgsam und bequem. Dem Text geht eine Einleitung voraus, die zuerst den Codex beschreibt, in welchem unter anderm die einzige Handschrift unseres Gedichtes erhalten ist. Der Dialekt ergibt sich aus einer Betrachtung der Lautlehre und Orthographie als normännisch. Auch *asquanz* für *alquanz* 3079 hätte als für diesen Dialekt charakteristisch erwähnt werden können (Burguy, Gramm. de la langue d'oïl 1, 171). — Dann folgt eine Analyse des Gedichtes, zunächst der Plan, bei dem ich jedoch eine scharfe Teilung der Hauptmassen der «Satire auf alle Stände» und des Contemptus von 1167—2513 vermisse. In den Contemptus gehört ganz wesentlich die Schilderung auch des sittlichen Elends der Welt, so bei Innocenz, Alexander von Neckam u. a.; der zweite Teil dieser Kunstform kann deshalb mit der Satire große Ähnlichkeit haben. Von der genauen Zeitbestimmung, die Martin aus den Angaben des Gedichtes gewinnt, haben wir bereits gesprochen. Daß die entsprechenden Stellen aus Innocenz und dem Besant gegenübergestellt wurden, ist gewiß dankenswert, aber man durfte dann doch auch eine Besprechung der übrigen Quellen erwarten. Wer z. B. ist jener Philosoph des Altertums, der seinen Goldklumpen ins Meer wirft 965ff.?[1] Oder woher ist das Rätsel vom Kind, das die Mutter verzehrt = Würmer und Leichnam, V. 348?

Die Trilogie Teufel Welt Fleisch (s. XVIII u. 124) findet sich auch, nur mit dem Menschen selbst vermehrt, im 20. Kap. des 1. Buches von Innocenz' De miseria.

---

[1] [Vgl. Zeissberg, Vincentius Kadłubek S. 129.]

Der dritte Abschnitt der Einleitung macht uns mit den übrigen Werken des Dichters bekannt und erörtert das Verhältnis des Besant zum Bestiaire desselben Dichters auf überzeugende Weise — so viel ich, ohne den Bestiaire selbst zu kennen, sehen kann. — Daß die Anekdote vom Philosophen in der Tat von Guillaume selbst zweimal behandelt worden sei, sogar mit wörtlichen Übereinstimmungen, läßt sich aus den Wiederholungen im Besant selbst wahrscheinlich machen; s. oben S. 583 [= S. 201]. Auch die in der Handschrift vorangehenden und nachfolgenden Schriften, das Dit von den drei Worten, nämlich Rauch, Regen und ein böses Weib, und ein Gedicht von der Geburt Christi werden unserm Autor mit großer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben, andere Ansprüche abgewiesen. Zu der Literatur über das Dit, welche Martin XXXVII und 124 anführt, kömmt noch Müllenhoff-Scherer, Denkmäler XXVII, 2, 228 *Sunt tria mala domus: imber, mala femina, fumus* und Anmerkung.[1] — In der 589 darauffolgenden Untersuchung über das Leben und den Charakter des Dichters wäre doch die Tatsache, daß er Grundbesitz hatte und wenigstens in früherer Zeit das Feld selbst besorgte, zu erwähnen gewesen 2865 ff.; ebenso verdiente untersucht zu werden, ob Guillaume nicht selbst jenen Kreuzzug von 1217 mitgemacht habe; 2532 ließe es vermuten. Wenn dann der Führung durch einen Priester Schuld an dem unglücklichen Ausgang gegeben und hinzugesetzt wird *Ceo dist aucun en verité,* so kann dieser Jemand leicht der Dichter selbst sein.

Die Handschrift liefert im ganzen einen lesbaren Text, so daß die Kritik hauptsächlich nur dem Vers und dem Ausdruck durch leise Nachhilfe zu ihrem Rechte zu verhelfen hatte. Aber auch an jenen nicht zahlreichen Stellen, wo tiefere Verderbnisse vorliegen, ist mitunter sehr hübsch und glücklich gebessert, z. B. 491. 1239.

---

[1] [Nd. Facetus, Wiggert Scherflein II, p. 15 Nr. 59; Pfeiffer, Altdeutsches Übungsbuch 138, 142: rauchendes Haus.]

1987. 2058 von Martin, oder 257. 2621. 3317 von A. Tobler. — (Eine Reihe wertvoller Emendationen hat unterdessen Mussafia beigesteuert in seiner Anzeige im Literar. Centralblatt, 1869, Nr. 29.)

Unnötig oder vielmehr unzulässig ist die Änderung 2542. Die Hs. nennt *Achor* ganz richtig *le fiz Carmin,* s. Josua 7, 1 *Achan filius Charmi.* — Hier einige Vorschläge: 619 *volsist] valsist; volsist* geht mit *al jor* usw. nicht; 2048 *Qui] Que;* 2654 *covrir] garir;* 2663 *s'esdevient] ceo devins?*[1] s. die Schreibung der Hs. 2801—4 und S. VIII; 3110 *sei] tei;* 3383 der Ausdruck *que ceo n'esteit pas fin* ist nicht zu bezweifeln, s. 989. — In der langen Stelle von der Erzeugung des Menschen, die durch die Hand eines schamhaften Lesers fast ganz zerstört ist, wird man wohl noch manches herausbringen können, z. B. 1270 *V[esteure] jeo l[e vus dis] Sang[lante];* 1273 *Quant [il i]st [fo]rs de cele [pelette]* s. 1298; ist dann *de* zu streichen? oder 1247 *Se la femme [concei]t enfant Ja [nonqes] m[es] qu'ele est [dolant].*

Die Anmerkungen bringen zum größten Teil Konjekturen und sehr dankenswerte Worterklärungen Toblers. Bei der Mangelhaftigkeit der lexikalischen Hilfsmittel sind die Romanisten noch immer fast darauf angewiesen, die Sammlungen einzelner Gelehrten in Anspruch zu nehmen.

Als Nachtrag des interessanten Werkes erscheint eine Untersuchung über die französischen Behandlungen der Legende von der ägyptischen Maria und deren Verhältnis zu der spanischen Vida, die Mussafia herausgegeben hat (Sitzungsber. der Wiener Akad. phil.-hist. Kl. 43, 153 ff.).

Möge der Fregus, den Martin uns versprochen hat, recht bald erscheinen.

---

[1] [Vgl. Jacques d'Amiens, L'art d'amors V. 199.]

Voces variae animantium. Ein Beitrag zur Naturkunde und zur Geschichte der Sprache von Wilhelm Wackernagel. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Basel, Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) 1869. — 1 Tlr. 18 Sgr.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 21 (1870), S. 553—556. — Graz 20. VII. 70.

Das rasche Erscheinen einer zweiten Auflage (die erste ist vom Jahre 1867) entschuldigt es, wenn ich bei Besprechung des Buches keine Rücksicht nehme auf die nicht bedeutenden Zusätze, welche es von seiner früheren Gestalt unterscheiden. Es ist eine echt Wackernagelsche Schrift. Eine reiche Fülle literarischer Gelehrsamkeit, die philologisch genau verwertet wird, liebevolle Versenkung in das Kleinste, scheinbar Geringste, viel Geschmack und poetisches Interesse, besonders für das Volkstümliche, Kindliche, Sinnliche; daneben manche Wunderlichkeit. Und in der vorliegenden Schrift in der Tat wenig mehr. An wissenschaftlicher Bedeutsamkeit kommt sie etwa den Lebensaltern (1862) oder den Ἔπεα πτερόεντα gleich oder den deutschen Appellativnamen (Germania 1859). — Wie bei J. Grimm, mit dem Wackernagel ja mehr gemein hatte als irgend ein anderer Germanist, galt ihm zuweilen das bloße Sammeln auf Gebieten, zu denen er eine psychologische Affinität in sich fühlte, schon als eine natürliche und gewiß erfreuliche Beschäftigung, zunächst auch ohne den Hinblick auf wissenschaftliche Verarbeitung und Ausnutzung. Es darf ausgesprochen werden, die Entwicklung unserer Wissenschaft würde keine wesentlich andere Gestalt gewonnen haben, wenn diese Aufsätze wie so manche akademische Arbeit J. Grimms ungeschrieben geblieben wären. Aber es wäre pedantisch, wenn wir diese oft reizenden und immer liebenswürdigen literarischen Xenien anders als dankbar empfingen von Männern, die durch Genie oder Talent, durch phantasievolle Kombination oder feinsinnige Beobachtung des Ein-

zelnen eine imponierende Reihe dauernder wissenschaftlicher Resultate hinterlassen haben als Denkmäler eines 554 Lebens, das ganz erfüllt war von gehaltener Begeisterung für die junge Wissenschaft.

Der Kern unserer Abhandlung ist eine Sammlung von Tiernamen und Lautzeitwörtern, welche aus unmittelbarer Schallnachahmung entstanden seien, natürlich nur aus dem Gebiete der deutschen, griechischen und lateinischen Sprache: also κόκκυξ «Kuckuck» *upupa ulula* und Verba wie «schnattern» «bladern» *glîen* κιχλίζειν κικκαβάζειν *rurirulare teretissare craccitare* usw. Aus dem Schlusse des Büchleins hieher zu ziehen wäre ein Exkurs über die ersten Laute und Worte des Menschen, die sich ebenfalls wie die Tierstimmen den allgemeinen Sprachgesetzen, besonders der Lautverschiebung, bald fügen, bald nicht. Das Quellenverzeichnis ist zumal für das Lateinische reich; das Wichtigste ist die Elegie De Philomela und eine Schrift des Aldhelmus; eine gekürzte Abschrift derselben hat auch dem Buche den Titel geliehen; s. Suhm, Symbolae S. 334. Von bekannten deutschen Schriftstellern haben sich als sehr fruchtbar gezeigt Frauenlob, Konrad v. Megenberg, Abraham a S. Clara, die Göttinger Dichter und der mit sich und seiner Welt vergnügte Schmidt von Werneuchen, den bekanntlich Goethe mit seiner besondern Antipathie beehrte. — Doch bleiben ganze große Gebiete auf ihre Ergiebigkeit in dieser Richtung noch zu prüfen. — Daran reihen sich Erörterungen über die bei Bildung der erwähnten Verba gebrauchten Ableitungen. Voran gehen interessante Beobachtungen über verschiedene Arten onomatopœetischer Malerei in dichterischer Sprache, aber auch der der Kinder und des Volkes, von der Umsetzung der Tierlaute in artikulierte Silben — *zifizigo* «zicküt», über die Unterschiebung menschlicher bedeutender Worte — *fier fier*, *oci oci*, als Ruf derselben Nachtigall, bis zur Schallnachahmung durch Wahl gewisser Lautverbindungen in der kunstvollen Darstellung — *quamvis sint sub aqua sub aqua maledicere temptant,* die Frösche nämlich. Als

Anhang einiges Quellenmaterial: eine Handschrift von Aldhelms Verzeichnis der Tierstimmen aus seiner Schrift De septenario et de re grammatica et metrica; die Tegernseer Frühlingssequenz, angeblich Wernhers von Tegernsee; ein paar Hexameter, ebenfalls Versus memoriales für Lautzeitwörter aus einer Basler Hs.; «Der Vogelgesang», ein schweizerisches Gedicht aus der Mitte des 16. Jahrhunderts; «Der Ganskönig» von Wolfhart Spangenberg (1607), dem Straßburger Akademiker und Tragödienschreiber, und schließlich die Perle der Sammlung «Das geistliche Vogelgesang» von einem alemannischen Geistlichen und Schullehrer aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, der unter unmittelbarer Einwirkung Spees sich ebenfalls in Naturdichtung vom geistlichen Standpunkt aus versuchte und hinter seinem Meister kaum zurückblieb, ja durch naive Mischung von Pedanterie, poetischer Empfindung und herzlicher Moral einige liebenswürdige Züge zeigt, die ihm ganz eigen sind. Wackernagel hat das Gedicht mit vieler Sorgfalt aus sieben stark verschiedenen und verstümmelten Texten teils gedruckter Blätter, teils gelegentlicher schriftlicher Aufzeichnungen ediert.

Aus dieser Inhaltsangabe ist schon ersichtlich, daß man wissenschaftliche Resultate, also natürlich historische 555 Erklärung der Lautzeitwörter und Tiernamen, kaum erwarten dürfe. «Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben» zitiert Wackernagel S. 95 und begibt sich freiwillig jeder Aussicht auf Lösung so viel interessanter hier vorliegender Probleme, indem er nicht nur über das Latein und Griechisch nicht hinausgeht, ja nicht einmal die linguistische Literatur dieser Sprachen zu Rate zieht. Er scheint mit ausschließlich philologischem Material gearbeitet zu haben, mit Wörterbüchern und Kollektaneen, besonders aus der Lektüre lateinischer Dichter. Nicht einmal Curtius' Grundzüge finde ich zitiert. Allerdings würde es auch bei vollständiger Verwertung der auf dem Gebiete der indogermanischen Linguistik gewonnenen Resultate Schwierigkeit haben, die Geschichte der seltenen,

seltsamen und oft zweifelhaft überlieferten Verben zu schreiben, welche der Sprachgebrauch für die Bezeichnung gewisser Tierlaute bestimmt hat. Aber ein Linguist hätte sich vor allem gehütet, dort überall Schallnachahmung anzunehmen, wo die Entstehung der Lautform unklar ist oder auf andere Vorstellungen zu weisen scheint. So meint es aber Wackernagel für die Nomina S. 35, für die Verba S. 43[1]. An ersterer Stelle sagt er Βοῦς *bos* βύας *grus* ψάρ ταώς seien deklinierte Naturlaute. Wenn auch skt. *gâus* von einer Wurzel *gu* «brüllen» stammen mag, so kann man doch ein lautnachahmendes Verbum *bu* nicht nachweisen, βύας aber ist wenigstens nicht unmittelbar aus einem mit einem Nominativzeichen versehenen Naturlaut entstanden, βύ-α-ς. Was soll man aber von *grus* sagen, dessen Entstehung in γέρανος klar vor Augen liegt; eine Wurzel *gar,* deren Bedeutung wohl «rauschen» «schnattern» ist; s. Fick S. 58. Ψάρ hatte ursprünglich wahrscheinlich den Anlaut σκ (Curtius 331) und hängt mit lat. *sturnus* zusammen. Ταώς aber ist ein Fremdwort (Curtius 451). — Unter den Verben steht z. B. S. 58 *minurrire*, das wie μινύρεσθαι deutlich auf *minus,* μινύθω zurückgeht. Wenn ferner die Stimme des Rebhuhns durch κακαβάζειν, die des Storches durch *crotolare* gegeben wird, so heißt das doch nur ein Geräusch machen wie ein siedender Topf oder wie mit Kastagnetten; Gerland, Intensiva und Iterativa S. 139. Viele derartige Lautzeitwörter mögen übrigens in der Tat gebildet sein wie unser «mauen» «muhen», und nicht hinter die la-

[1] Doch ist er allerdings nicht ganz konsequent. S. 43 sagt er: Wir haben jetzt diese Lautzeitwörter des näheren zu betrachten: diese, d. h. Wörter, die in verbaler Form das Hervorbringen des Naturlautes ausdrücken sollen, werden unmittelbar aus Naturlauten gebildet und haben mit Ausnahme der aus den Substantiven gebildeten, wie γρυλλίζειν von γρύλλος, — zu denen wohl auch κιχλίζειν gehört von κίχλα (Curt. 660), — und allgemeinen Ausdrücken, wie ᾄδειν canere, immer onomatopœetischen Sinn, S. 77. Und wenn ihm dies irgendwo doch zweifelhaft ist, so gibt er es an, wie S. 68 bei φριμάττεσθαι. Anderseits aber führt er ohne Bemerkung auf bei der Nachtigall εὐστομεῖν.

teinische oder griechische Sprache zurückgehen. — Bei Einteilung der Lautzeitwörter nach Ableitungen befremdet es auch zu lesen, S. 81, die lateinischen *cucurritare glocitare* usw. seien eigentlich mit *di* abgeleitet wie die Parallele des griechischen ζ = δι und des hochdeutschen *z* = *ti* beweise. Aber die griechischen Verba auf -αζω, -ιζω, die Wackernagel gleich darauf als Beispiel anführt, hängen bekanntlich mit den sanskritischen auf *-ajâmi* zusammen (Curtius 573), und es ist aus keinem Beispiel ersichtlich, daß das Lateinische einen ähnlichen Weg von *-ajâmi* über *-adjâmi* zu *-ato* eingeschlagen habe. Vielmehr ist das Suffix der sogenannten Iterativa auf *-itare* kein anderes als das des griechischen und lateinischen Partizipium praet. pass., hat also mit Lautnachahmung gar nichts zu tun. Der Gebrauch hat *clamitare* allerdings zum Frequentativum gemacht wie die germanischen Verba auf *-atjan*, *-azjan* und mit einfacher Jotableitung «nicken», «bücken»; s. L. Tobler gegen Gerlands Intensiva und Iterativa in der Zeitschrift für Völkerpsychologie, Bd. 7, S. 207.

556

Von Einzelheiten will ich nur noch berühren, daß Wackernagel die neueste Ausgabe einer Hauptquelle für lateinische Lautzeitwörter, der Elegie De Philomela nicht gekannt hat. Nach Reifferscheid im Sueton hat Schenkl in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philos. hist. Klasse, 43. Band, 1863 über das Gedicht gehandelt, S. 42, und es mit Hülfe neuer Kollationen vielfach verbessert ediert. Darnach ist S. 58f. statt *glotorat*, *gloctorat*, *crocitat* zu lesen *crotalat*, V. 29; S. 62 *gluttitat* statt *glutinat*, *glaucitat*, V. 60; S. 68 *didindrit* statt *drindit*, *dintrit*, V. 61; S. 69 *bombitat* statt *bombilat*, V. 36. — Daß das Carmen de Philomela Vorbild der Tegernseer Frühlingssequenz gewesen, hat Wackernagel S. 46 bemerkt, nicht aber, daß es mit dem kleineren Gedichte De vocibus animalium sich ebenso verhält S. 45, was aus Schenkls Abhandlung S. 45 zu ersehen war. — Die hübsche Romanze des Willaumes li Viniers mit dem *fier fier*, *oci oci* als Nachti-

gallenruf liest man jetzt am bequemsten in Bartschs Altfranzösischen Romanzen und Pastourellen (1870) I. N. 66.

Deutsches Heldenbuch. Fünfter Teil. Dietrichs Abenteuer von Albrecht von Kemenaten nebst den Bruchstücken von Dietrich und Wenezlan herausgegeben von Julius Zupitza. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1870. — 2 Tlr. 15 Sgr.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 21 (1870), S. 556–561. — Graz 17. VII. 70.

Wir erhalten in diesem fünften Bande des neuen Berliner Heldenbuchs eine kritische Ausgabe der Dichtungen Albrechts von Kemenaten, der Virginal, wie jetzt «Dietrichs erste Ausfahrt» oder «Dietrichs Drachenkämpfe» heißen, des Bruchstücks Goldemar und des Eckenliedes mit seiner Vorgeschichte, dem Sigenot. Dazu Einleitungen, welche die Geschichte der Texte behandeln und durch die wissenschaftliche Beschreibung der sprachlichen, metrischen, kunstgeschichtlichen Tatsachen jedes einzelnen Denkmals die Beweisstücke liefern für die in einer besondern Abhandlung verteidigte Annahme Müllenhoffs (Zur Gesch. der NN. S. 9 n.), der Dichter des Goldemar, Sigenot, Ecke, als welchen schon Haupt Albrecht erkannt hatte, sei auch Verfasser der großen Virginal. Ich halte den Beweis durch die S. XLVII angeführten Gründe für vollständig erbracht, und wir haben in der Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts künftig einen neuen fruchtbaren und einflußreichen Dichter von ganz eigen- 557 tümlicher Physiognomie zu verzeichnen. Er war ein schwäbischer Ritter und muß um 1230 herum gedichtet haben. Seine literarische Besonderheit ist bedingt durch den Biterolf und den Laurin, besonders den letzteren, mit dem er außer der freien Behandlung des Stoffes, die häufig bis zu willkürlicher Erfindung vorschreitet, und der Verwendung ritterlicher, aus der französischen Literatur bekannter Motive die eigentümlich lebhafte, frische,

aber spielmannsmäßig sorglose Darstellung gemein hat. Der Dichter gehört demnach in eine Gruppe mit den Verfassern des Rosengartens und des Wolfdietrich B von Salnecke, schließt sich aber näher als diese an Laurin an durch die Wahl der Stoffe, welche durchgängig wie der Laurin der mit Dietrich in Beziehung gebrachten tirolischen Riesen- und Zwergensage entnommen sind. Es ist Spielmannsdichtung jener freieren Art, die wir aus dem 12. Jahrhundert kennen, die wohl nie ganz verstummt, aber doch durch die strengere Geschmacksrichtung jener österreichischen und bairischen Fahrenden an der Scheide des Jahrhunderts, welche die Lieder von den Nibelungen, die Gudrun, den Alphart, dann später den Ortnit und Wolfdietrich A von Kunstenobel gedichtet haben, eine Zeitlang unterbrochen oder aufgehalten worden war. Und auch durchkreuzt: denn noch Heinrich der Vogler, der um die Mitte des Jahrhunderts, vielleicht schon 1255—1259 dichtete (Scherer, Lit. Centralblatt 1868, S. 978), gehört dieser letzteren Richtung an. Es ist deshalb auch wichtig zu konstatieren, daß Albrecht ein Alemanne war. Ihn setzen wieder voraus das strophische Gedicht vom Herzog Ernst, das Meerwunder und Etzels Hofhaltung. — Zu wenig ins Auge gefaßt scheinen mir bei der chronologischen Anreihung des Dichters seine metrischen Formen. Über Entstehung der zwei Strophen, welche er braucht, wünschte man wohl näheres zu wissen. Die sechs ersten Verse dieser 13 zeiligen Strophe zerfallen in zwei gleiche Teile, bilden also wohl die Stollen. Der Abgesang kann als eine Variation des zweiten Spervogeltons (s. Scherer, Deutsche Studien 1, 3) aufgefaßt werden.

4 Heb. stumpf *a*
3 Heb. kling. *b*
4 Heb. stumpf *a*
3 Heb. kling. *b*
4 Heb. stumpf *c*
3 Heb. kling. Waise
3 Heb. stumpf *c*.

So ist im wesentlichen die Strophe im Sigenot und Eckenlied. In der Virginal und dem Goldemar finden wir die Variation, daß die Waise auch stumpf und sie wie der letzte Vers auch vierhebig ist. Nun ist dem Organismus nach die Strophe des Eckenliedes und des Sigenots offenbar älter: die Kürze der letzten zwei Zeilen weist auf Entstehung aus einer verlängerten Schlußzeile und die Verschiedenheit des Versausgangs zwischen der Waise und dem sie umgebenden Reimpaare entspricht den alten Formen der Moroltstrophe, der des Nibelungenliedes, des zweiten Spervogeltones (s. Scherer a. a. O.). Aber im Eckenliede sowohl als im Sigenot finden sich vereinzelte Strophen, in denen die Waise ebenfalls stumpf 558 ist: ein Übergang also zur Form der Virginalstrophe, die wiederum hie und da klingende Waise zeigt. Aber die Verhältniszahlen sind nicht gleich: in den 244 Strophen des Eckenliedes haben wir sieben, in den 44 Strophen des Sigenot fünf mit der bezeichneten Unregelmäßigkeit; s. S. XXXII. XXXIX. Leider läßt der geringe Umfang des Goldemarfragments, in welchem nur regelmäßig gebaute Strophen erscheinen, es nicht zu, sein Verhältnis zur Virginal auf ähnliche Weise zu bestimmen. Das aber ist klar, daß die Betrachtung der Strophenform dieselbe chronologische Reihenfolge ergibt als jene, welche der Herausgeber auf anderm Wege gefunden: Ecke, Sigenot und Virginal, Goldemar. s. S. L. LI.

Es nimmt der Arbeit Zupitzas nichts an Wert, daß seine Resultate größtenteils schon von Haupt und Müllenhoff gefunden waren. Die ausführliche Begründung war besonders für die Virginal unentbehrlich. Ich hätte nur gewünscht, daß es ihm gefallen hätte, statt des ersten, siebenten und achten Grundes, aus welchem die Virginal denselben Verfasser haben müsse, welchen die übrigen Gedichte voraussetzen, eine Darstellung der poetischen Kunst dieses Dichters zu geben, die sich überall durch dieselben Züge verrate. Also Wiederkehr derselben Motive, Verweilen auf denselben Situationen und Einzelheiten,

rasche Behandlung anderer usw. Warum steht die gute Beobachtung, daß in Virginal und dem Eckenliede eine ähnliche Situation vorkomme, nur S. IX und nicht auch S. XLVIII? Kommen die Wiederholungen der Virginal, von denen Zupitza S. XXII. XXIV spricht, in den anderen Gedichten nicht vor?

Trefflich ist die Geschichte der Überlieferung behandelt in der Einleitung zum Eckenlied sowohl, bei welcher der Verfasser sich auf seine Dissertation (Prolegomena ad Alberti de Kemenaten Eckium. Berolini 1865) beziehen konnte, als insbesondere in der Abhandlung über die Virginal. Die Sache war hier sehr wichtig. Die Heidelberger Hs. *(h)*, aus der wir das Gedicht nach der v. d. Hagenschen Ausgabe zumeist kannten (Heldenbuch. Leipzig 1855. 2. Bd.), ist aus dem 15. Jahrhundert. Zu derselben Rezension gehören das Bruchstück von Donaueschingen *(D)*, die niederrheinischen Leipziger Strophen *(L)*, das Ebstorfer Bruchstück *(E)*, das Nürnberger Bruchstück *(n)*; daneben Hss. einer deutlichen, ganz jungen Umarbeitung, die Hs. der Wiener Piaristenbibliothek *(w)* mit den Freiburger Blättern *(f)*. Von den Hss. der ersten Rezension geht nur *D* vielleicht ins Ende des 13. Jahrhunderts zurück. Über das Alter des Gedichtes erfahren wir also durch diesen Tatbestand noch nichts. Nun gibt es aber noch eine Rezension, die kürzer ist als *h* und durch zerstreute Bruchstücke einer Hs. aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts repräsentiert wird — *B*; dazu gehört vielleicht das Bruchstück *s* aus dem 14. Jahrhundert. Es handelt sich also darum zu zeigen, ob die geringere Strophenzahl von *B* als Kürzung, oder die größere von *h* als Interpolation aufzufassen sei. Diese Frage hat Zupitza S. VIII. IX scharfsinnig und glücklich entschieden und dadurch aus der Überlieferung einen Beweis für das Alter des Gedichtes gezogen. Denn *B* ist eine alte kürzende Umarbeitung, die das Original schon ziemlich tief ins 13. Jahrhundert hineinversetzt.

In der erwähnten Untersuchung ist es aber ein methodischer Fehler, daß S. IX als Beweis für die Echtheit der in *h* stehenden, von *B* ausgelassenen Strophen ohne jeden Vorbehalt angeführt wird, daß man nach *B* nicht wissen könnte, wie ein getöteter Heide heiße, während in einer späteren Strophe sein Name als bekannt vorausgesetzt werde. Das wäre eine Inkongruenz, durchaus nicht stärker als sehr viele andere, welche Zupitza und, wie es scheint, auch Müllenhoff unserm Dichter ohne weiters zumuten. S. Anmerkungen zur Virg. 747, 7. 770, 9; Einleitung zum Sigenot XXXIII, zum Eckenliede XLVI. Es wird also Virg. 747, 7 Wolfrat wieder auf die Szene gebracht, nachdem er 730, 13 erschlagen worden war im Zweikampfe mit Witege, wie in den zwei vorangehenden Strophen ausführlich beschrieben worden war. Oder 770, 9 sitzt die Jungfrau Ibelin an Dietrichs Seite bei einem Gastmahl; 775, 1 fordert ihr Bruder sie auf zu Dietrich zu gehen. Im Sigenot ist vielleicht eine Strophe ausgefallen, in welcher Sigenot das gesagt hat, was Dietrich zitiert, wir aber nicht gehört haben 4, 9. Aber auch 23, 4 ist der Leser überrascht, von der verlornen Stange zu hören. Jedenfalls gedankenlos war der Dichter: die Anmerkungen zu Virg. 49, 7. 266, 2. 564, 2, so wie die Inkongruenzen im Eckenlied XLII. XLVI zeigen dies hinlänglich. Aber die herausgehobenen Stellen, an denen in so geringer Entfernung dasjenige vergessen wird, was eben umfänglich oder mit Emphase war vorgetragen worden, erinnern zu sehr an die Widersprüche in Gottfrieds Tristan, um nicht dieselbe Erklärung auch hier zu empfehlen: eine Sammlung selbständiger Einzellieder als schriftliche Vorlage; Zs. 14, 283. In der Zeitschrift für öst. Gymnasien 1868, S. 177 [s. o. S. 195] habe ich versucht, auch die Inkongruenzen des Alphart unter diesen Gesichtspunkt zu fassen. In der Virginal aber, finde ich, ist die Naht der Vorlage sogar deutlicher zu erkennen als im Tristan: 775, 1 beginnt ganz unvermittelt eine neue Situation. — Für das Eckenlied bekommt man

eine noch genauere Vorstellung von der Beschaffenheit der Vorlage durch eine deutliche Dittologie, die vollkommen denen des französischen Epos gleichzusetzen ist. Str. 141. 142. 143 = Str. 144. 145. 146, zum Teil mit Wiederkehr derselben Motive 143, 5 = 144, 6. Diese Wiederholungen sind ganz verschieden von jenen anderen, zum Stil Albrechts gehörenden, S. XXII. XXIV. — Die oft so ungemein genaue Übereinstimmung des Eckenliedes wie des Nibelungenliedes mit der Thidrekssaga ist vielleicht auch so zu erklären, daß kleine, aber besonders prägnante Episoden der süddeutschen Lieder unverändert von den norddeutschen Spielleuten in ihre Kompositionen aufgenommen wurden, ihrer großen Beliebtheit und erprobten Wirkung wegen, und so nach Skandinavien gelangten. Anderseits konnte es so auch geschehen, daß Berichte über dieselbe Tatsache oder Situation, entweder weil man sie gedankenlos nicht als solche erkannte, oder zur Auswahl, nebeneinander gestellt und dann zusammen übersetzt — wie von Gottfried —, oder zusammen überarbeitet wurden, — wie von Albrecht, und wie ich glaube, auch vom Verfasser des Alphart. Deutsches Heldenbuch 2, XIII. — Für das Eckenlied allerdings hat auch Müllenhoff die schriftliche Vorlage nicht be-560 stritten, wohl aber für die übrigen Gedichte, S. XXIV n., XXX n., XXXIII n., wie ich glaube mit Unrecht.

Was den dichterischen Stil anbelangt, so scheint mir Einfluß Wolframs einigemal nicht abzuweisen. Zupitza vermutet ihn nur bei ein paar Namen, S. XXVII. Aber auch die gehäuften Genetive — Virg. 312, 10. 325, 10, S. XXI *von kindes jugende ursprunge* sind Wolframisch, Willeh. 240, 3. 332, 4. 349, 11. 362, 18. 389, 14. 422, 17. 433, 28. 456, 25. Tit. 138, 4; oder *kerne* mit Genetiven als auszeichnendes Prädikat S. XX *der êre ein kerne* = Parz. 429, 25 und bei dem Nachahmer Wolframs Reinbot im Georg 2808. Aber schon im Athis und im Orendel, wie W. Grimm zu Athis C 114 nachweist: beides wichtige Zitate für die Geschichte des Wolframschen Stils.

An Walther 51, 34 und andere Minnedichter erinnert Virg. 20, 4 *bluomen lachen durch daz gras (der kurzer, dirre lenger was).*

In der Anmerkung zur Virg. 134, 11 ist auf ein *verjehen* mit dem Akkus. hingewiesen. Außerdem wäre für die Entscheidung der Müllenhoff-Zacherschen Kontroverse über Ludwigslied 56 noch beizubringen Willehalm 261, 6, Erstes Büchlein 302, zu Walther 112, 20. — Zu 156, 7 s. NN. 3, 4.

Was Text und Erklärung anbelangt, so will ich mich auf die Besprechung der ersten zehn Seiten der Virginal beschränken, da dieses Gedicht am schlechtesten überliefert ist.

3,10 *oht* für *ouch* zu setzen, das *h, w* 4 bietet, ist unnötig; ebenso 28,10. — 12, 12 warum *daz irn* = *daz ir in* (Dativ), da ja zwei-, ja dreisilbiger Auftakt gestattet ist, S. XVIII. — 15, 11 was soll die zweite Lesart *w: habt w* 46, *oder hant euch w*, fehlt? — 17, 7 *bî den*] viell. *dâ bî* nach *w* 47. — 21, 7 *lêre* für *lerne* (Mhd. Wb. Bd. 1, 966 b) nimmt der Herausgeber ohne Anmerkung in den Text; man wollte doch wissen, ob noch andere Stellen verbieten, hier an ein Versehen der Hs. zu glauben. — 21, 9 *manz*] statt des hs. *mens;* aber *men* für *man* ist in einem alemannischen Gedicht doch glaublich; Weinhold Alem. Gr. §§ 15. 80. 114. Das gleiche gilt 53, 9 und von *antwurt* statt des überlieferten *entwurt* 28, 11. — 21, 11 *so enblandent irz den armen starc* statt des hsl. *enklagent;* aber das Verbum *blanden* war dem Schreiber von *h* nicht unbekannt, wie die Anmerkung zeigt, und die Bedeutung wie der Gebrauch von *enblanden* berührt sich mit *klagen.* Neben dem häufigen *den ougen enblanden* auch *den ougen klagen* DWB. 5, 921. — 22, 1 warum *hôrt er Hiltebrant* für das überlieferte und nach dem Dialekt des Dichters, s. S. XIV, ganz unanfechtbare *hort her Hiltebrant. er* findet sich für *her* nie geschrieben. — 22, 7 *erdros* hat *h* für das gewöhnliche *erdôz*, das Zupitza nach von der Hagen in den Text setzt. Aber eine aleman-

nische Hs., wenn auch des 15. Jahrhunderts, verdient doch mehr Respekt für ein alemannisches Gedicht. 38, 3 gibt wieder *erdrissen*, 5 *erdros* für *erdiezen*, *erdôz*. Dieses eingeschobene *r* ist doch nicht anders zu behandeln als jene andern in *iermerlîch*, *verlurst* usw., welche Weinhold Alem. Gr. § 197 aufführt. Der rührende Reim, der dann 38, 3 entsteht, ist ganz in des Dichters Art, s. S. XVII. — 22, 12 *sîn*] für *sint*, I pl.: ist es durch die Reime 561 bezeugt, daß Albrecht diese alem. Form, Weinhold Alem. Gr. § 353, nicht brauchte? — 25, 2 *wan*] *von weme h.* Mir scheint hier ein Wink vorzuliegen, daß die Vorlage von *h wen* für *wan* gehabt habe, wie ich oben *men* für *man* angenommen habe. *h* verstand *wen ich grôzen kumber dol* nicht und konjizierte kurzsichtig *von weme.* — 29, 10 hätte das gute *nie* der Hs. nicht in ein mattes *nu* geändert werden sollen — *ich dunke iuch nie sô grîse, ich hân mich maneges erwert, der über mich ein elle gienc* = Iw. 6420 *diu rede ist nie so angestlîch, und wil mir got genædec wesen, sô trûwe ich harte wol genesen.* — 35, 2 *ein niuwen schilt, der ist mit golde wol durchzilt* gibt keinen Anlaß zu der in den Lesarten ausgesprochenen Vermutung «*mit speren nie?*» es ist *auro distinctus*, das *durch* ist nicht «hindurch», sondern «über die ganze Oberfläche hin», ganz wie 37, 11 *sô wârn im sîne velze mit buochstaben durchgraben guot:* über die ganze Scheide erstreckt sich die eingegrabene Schrift. — 36, 6 *wer gesach ie klârer wunne als der heiden an sîme lîbe füeret. Als* für *danne,* das Zupitza mit Fragezeichen in die Lesarten setzt, ist allerdings sehr auffällig. Das DWB. 1, 250 führt erst Belege aus dem 16. Jahrhundert an. Aber vielleicht ist eine Anakoluthie anzunehmen. Der Dichter fährt mit *als* fort, als hätte er *sô klâre* gesagt. — Sehr gut ist die schwierige Strophe 42 erklärt und verbessert: 42, 6 *got* für *er*. — 54, 9 *sî swanten gras und bluomen rôt*] die Hs. *swuertent* führt wohl eher auf *zervuorten.*

Am dritten Teil des Deutschen Heldenbuchs wird bereits gedruckt, der vierte steht in Aussicht; und so

wird dieses schöne, in würdiger Weise geförderte Unternehmen bald zu einem erfreulichen Abschluß gelangen.

Jacob Grimm, Deutsche Grammatik. Erster Teil, zweite Ausgabe, neuer vermehrter Abdruck, besorgt durch Wilhelm Scherer. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Harrwitz und Goßmann, 1870. — 6 Tlr.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 22 (1871), S. 350—355. — Graz 21. II. 71.

Die Grundsätze, welche Scherer bei der erneuten Ausgabe geleitet haben, wird man durchaus billigen müssen. Er enthält sich jeder Umarbeitung, ja auch aller Zusätze, welche wie etwa in Müllenhoffs Ausgabe der Heldensage den Leser in Stand setzen sollen, veraltete Anschauungen des Verfassers zu korrigieren: wir erhalten durchaus den bekannten ersten Band zweiter Auflage, 351 nur vermehrt durch jene Zusätze, welche J. Grimm selbst seinem Handexemplare beigeschrieben hat. Und auch von diesen eine Auswahl. Man ist vollkommen zu der Annahme berechtigt, daß sie mit der größten Umsicht getroffen worden sei.

Die Nachträge sind teils neue Belege, welche, in eckigen Klammern, in den Text aufgenommen wurden — leider nicht in alphabetischer Folge, z. B. 568. 761 — teils neue sprachliche Erscheinungen, welche im Text nicht berücksichtigt worden waren: diese stehen größtenteils beziffert unter dem Text, während die Sternchen der älteren Anmerkungen geblieben sind. Über die Wichtigkeit vollständiger Belege hat Scherer beherzigenswerte Worte gesprochen S. XXVI f. Der Wert des neu Beobachteten wird aus folgender Gruppierung ersichtlich sein.

1. Orthographisches: *gg* für *ng* 102[2] *conniggas* — ich füge hinzu außer dem Gebrauch der Straßburger

Rolandhs. W. Grimm S. XXIII und der Pariser Glossen Zs. 15, 21 aus Beyers Urkundenbuch der mittelrheinischen Territorien I, N. 309 (1037) *Selewingin (Selewiggin)*, I, S. 198[2] (1222) *Liniggen* — neben *Liningge* I, N. 611 (1158) — II, N. 199 (1202) *Iggebrandus*, II, Anhang N. 14 S. 387 (c. 1210—20) *cunigges*, dann *Crupiliggarothe* bei Lüntzel, Diözese Hildesheim S. 344. — *Zt* und *tz* für hd. *z* in nd. Denkmälern S. 346[2]. 349[1], wichtig auch für die angefochtenen Schreibungen in den lyrischen Gedichten Heinrichs von Veldeke MF. 57, 20 *dazt ich* nach A *dahte ich:* — in der Vorlage kann kaum etwas anderes als *dazt ich* gestanden haben — der Schreiber A kannte die Form des alten *z* nicht mehr. Vielleicht erklärt dies auch die Form *antlihte* S. 354, dann MF. 58, 10 *daz hezt bricht* nach A *daz herze brichet.* Hier möchte aber wohl *hetz* zu schreiben sein. — S. 349[1] wird *erlashe* für *erlâze* wohl auch eine der Isidorischen ähnliche Schreibweise *erlâsze* voraussetzen. — S. 333[2] *fphunt Fphullingen.* — S. 372[1] *scohne (= scône) howeht (= houbet) sehlde (= sêlde) begeht (= begêt).* — S. 164[1] *giwunxsti* bei O. ist wohl auch nur eine vereinfachte Schreibung für *giwunscti*, kaum phonetische Umsetzung wie im Ags.

Vielleicht mehr als solche Schreibungen Zeichen von überhochdeutscher Aussprache im Munde Niederdeutscher sind: *durziltûbe, frizhof* S. 349[2], «pfost» für «post» S. 446[2]. — Aber *Mihsen, Hehsen* kommt beim Suchenwirt vor S. 375[1].

2. Eine Fülle feinerer Nüanzierungen des Konsonantismus, wichtig für die Sprachgestalt der Mundarten und auch der Schriftsprache. Ich führe nur einiges an: unorganische Einschiebungen und Vorsetzungen besonders liquider Konsonanten: *Nauheim* für *Auheim* S. 20[1] u. dergl., durch oblique Artikelformen erzeugt, — *fuortren*, S. 103[1] eine Antizipation des *r* wie in *wirdar* S. 325[1], — Nasalierung in *genung* S. 324[1], — dann die anorganischen *d t* im nhd. «anderthalb» «Saft» «jemand» S. 446[3], — Ausfälle —

des *t* S. 146 *katurslîhho geislîch*, — des *r* S. 175[2] *linôn mosar*. — S. 325[1] «Bechtold» «Köder» *fochte pidibe*, — 352 des *t Dirrik veck (= vetteck)* S. 345[1], — des *g ungezônlîchen tâlanc* S. 360[2], — des *ch* in *kintliem buostabe* S. 363[1]. 365, — des *h gealt arde* für *gehalt harde* S. 371[1], — dagegen anorganisches *h* S. 156**, — Schwanken zwischen *d* und *t* bei Tatian S. 130[2], — *sb sg* für *sp sk* S. 143[1] — *hd* für *ht* S. 165. — *ch* für *g* S. 154[1] *blûchisôê*, s. S. 183[1]. 365[1], alts. *Chesmaria* für *Geismari*, *cheware*, — auffallend *f* statt *ch* Rother 2467 *plaf* S. 337[1], während im Niederrheinischen nur *ch* für *f* in gewissen Fällen zu stehen pflegt, — *w* für *b* S. 337[2] *werâten*, — Vicariat der Tenues: *tûsenc* für *tûsent* 346[1] wohl auf geräuschloser Explosion beruhend, vgl. das heutige Kölnisch, Firmenich 1, 464 «Hung», «Hänge», «schänge» und die bekannten *qv* für got. *tv* S. 163, — umgekehrt wird *k* zu *t* in den Schreibungen der Münchener Hs. des Parzifal: *ditche detche* für *dicche decche*, S. 373*, — es ist Zetacismus wie in *caelum cielo* d. i. $k^1\chi^1$*ielo kschelo tschelo;* derselbe Übergang von *k* in *sch* S. 355[1] *schlinke = klinke, sklîge = klîe* — aber *scurt* wird wohl aus einem lateinischen *discurtare* oder *excurtare* stammen; das empfiehlt auch, in *schwêne (= zwêne)* S. 449[2] den Gang *twêne kwêne* $k^1\chi^1$*vêne kschwêne tschwêne schwêne* zu vermuten, ebenso bei *enschwischen* S. 346: wie im Französischen die zetasierten *k* auch zur Aussprache *sch* gelangt sind; vgl. dazu die deutschen Schreibungen *Evesche* und *Eveche* Beyer, Mittelrh. Urkundenbuch II, S. 398. 410, *frischingum (frichingum)* S. 403, *zûchin Kolchir (= zuschin Kolschir)* Höfer, Auswahl 1, 7. 8. 11. 12. — Nicht damit zusammenhalten wollte ich *arsch hirsch* für *ars hirz:* hier macht das *r* seine Verwandtschaft mit *sch* geltend. — Assimilationen: *p* für *db tb*, *k* für *dg tg: Hilprant* S. 333[1], *Norckew (Nordgau)* S. 359, *Leukard (Luitgart)* S. 445[1], — *mb* für *nb:* «umbreit» für «unbereit» S. 446[1]; s. Prof. Hildebrand, Germ. 9, 131. 15, 118. Gerade das Nhd. ist reich an solchen Erleichterungen der Aussprache, s. auch «prasseln» für «prasteln»

u. dergl. S. 449[1]. Die physiologischen Probleme haben J. Grimm immer beschäftigt, wenn er auch nicht sie exakt zu lösen vermochte. Das Interesse zeigt sich eben in der Beobachtung.

3. Wie er ja um die alte Aussprache durchaus nicht unbekümmert war. Eine Reihe von Nachträgen zeigt das: S. 109[1] das schöne Beispiel für die Aussprache von *ph: selpharlazan* = *selpfarlâzan*, vgl. auch S. 375 *volquîge* für *volcwîge*, — tonlose oder geminierte Aussprache des *r* bezeugt durch Schreibungen wie *gerrâten* S. 328[1], — S. 448[1] «Wanze» für «wandse», und für Aussprache lateinischer Wörter S. 147[1] «Kempraten» = *Centum prata*, *dechamôn* = *decimare*, — dagegen *kriuze, ezih*, s. auch 126[1].

4. In Deklination und Konjugation ist manches Altertümliche nachgetragen: so Gen. Sing. und Nom. Akk. Pl. auf *as*, Nom. Akk. Pl. auf *â*† S. 524[1] und Z. 5. 6, — alte Flexionsvokale besonders aus den Grieshaberschen Predigten S. 602. 669. — Erschöpfend wohl bei weitem nicht: von den II Plur. Praes. und Praet. Ind. Konj. auf 353 *-en* gibt die Alem. Grammatik mehr, §§ 342. 344. 346. 348, als was wir S. 775. 850 lesen, und noch mehr bieten nd. Mundarten. Aber von der interessanten Tatsache — die Richtigkeit der Beobachtung vorausgesetzt, — daß bei Notker die I. III Sing. Konj. Praet. auf *e*, die II Sing. Ind. Praet. auf *i* auslaute, hat Weinhold nichts bemerkt. **nanamjân* **nanamjât* hatten also das verkürzte *î* weniger zu bewahren gewußt als **nanamjâs*. Sollte das länger haftende *s* hier geschützt haben? — Schwanken in Deklination und Konjugation durch falsche Analogie: S. 591 die Genitive Pl. *varwe*, *strâle*, — S. 851 I Sing. Ind. Praet. *sange,* II Sing. Ind. Praet. *sæht*. — Wortbildung: neben dem bekannten singularischen *kalbire* auch ein *rindares*, also wie fries. und ags. S. 535[1], *ducenhûser* (Sing.) Lacomblet, Archiv 2, 231. — got. *izvana* für *izvarana* nach B Phil. 2, 25 S. 705. — *Berta Bertanae Beda Bedani* S. 690.

---

† Nom. Akk. Pl. auf *ergänzt, statt* â *hat der Text* s.

— In die Syntax über leiten Bemerkungen wie über adjektivische oder substantivische Deklination zweiter Kompositionsteile von Eigennamen S. 687[1]. — Dieser gehören dann an Beispiele für unflektiertes Adjektivum mit dem Artikel *der guot* S. 669, s. Gr. 4, 541 und Germ. 6, 8. — nhd. «bei alle dem», worin gewiß kein Instrumentalis zu suchen ist S. 672; vgl. «Inbegriff alle der Neigungen», «alle das ist wahr» Herder, Sämtliche W. zur Philos. und Gesch. 3, 89. 91; diese unflektierten «alle» stammen wohl aus dem Nd. — Eintritt des Akkus. für Nomin. in germanischen und romanischen Sprachen S. 736. 738, woran jene nicht gedacht zu haben scheinen, die sich unlängst über den «wunderlichen rheinischen Akkusativ» haben vernehmen lassen. — *unse here er Wîchbolt* = prov. *la domna Na Tibors* fällt schon in den Bereich des Stils. — Aber Herr R. Bechstein wird mit Befriedigung lesen S. 606, daß eine seiner Erklärungen von Gottfr. Trist. 226, 8 in seiner Ausgabe V. 8966, s. Germ. 12, 319 ff., von J. Grimm antizipiert worden ist: *ern kêrte balderîchen (belderichen) ie* geben alle Hss. bis auf die jüngeren, welche ändern. *Balderîch* soll ein personifizierter Gürtel sein, Gürtel aber für Zaum stehen, *den zoum kêren* aber sei so viel als das Roß umwenden: dem liege eine sprichwörtliche Redensart zugrunde. Da die alten Hss. beider Familien in dem unglaublichen Adverb übereinstimmen, so bleibt nichts übrig, als in der Vorlage des Archetypus einen Fehler zu vermuten: es stand dort vielleicht *baldecichen*, daraus *balderichen*, anstatt des richtigen *baldeclichen*, das Lexer jetzt aus dem Biterolf *(baldeclîche)* und der Elisabeth *(beldeclîche)* nachweist, s. Zarncke, Mhd. Wb. II, 1, 688a. Die Bedeutung ist gewiß keine andere als jene, welche *balde* auch haben kann: «eilig», «allsogleich». Die direkte Ironie, in dem «kühnlich den Rücken kehren», scheint mir für Gottfried zu derb.

Doch es genügt wohl bereits, um die mannigfaltigen Interessen zu charakterisieren, welche Grimm bei seinen

Nachträgen leiteten. Die Form des Vortrags konnte größtenteils unverändert gelassen werden, so daß, was die Zusätze anbelangt, das Buch so ziemlich der Gestalt entsprechen wird, welche ihm Grimm selbst gegeben haben 354 würde, wenn es ihm genehm gewesen wäre, rasch, ohne weitere Vorbereitung, eine neue Ausgabe zu besorgen. Warum aber einige Fehler im Paradigma und sonst haben stehen bleiben müssen, leuchtet aus den Erklärungen Scherers S. XXVIII nicht ein. S. 770 steht *dar* statt *gadars*. Warum ist hier nicht das Richtige gesetzt und auf S. 771 *dar daúrum* und der Satz «*aú* in *daúrum* — zu folgern» gestrichen worden? Ebenso S. 521: warum muß man den Fehler *hairtônê* für *hairtanê*, den Grimm 1829 schon berichtigt hatte, wieder im Text lesen? Und wenn das Pietät sein soll, warum wird S. XXIX gezweifelt, ob *trisgan* S. 843 mit Recht beibehalten worden sei?

Über Pietät empfindet man verschieden. Die «Andacht zum Unbedeutenden», welche Sulpiz Boisserée an Grimm bemerken will (Scherer, J. Grimm S. 79), scheint sich auch Scherer mitgeteilt zu haben, wenn er die Löschblätter und sonstige Beilagen des Handexemplars beschreibt. Doch darüber kann man nicht rechten.

Wohl aber über einige Sätze der Vorrede. S. XXII: die deutsche Philologie sei «gebaut auf das reinste, edelste, heiligste Gefühl, das einen Menschen erfüllen kann, auf die Liebe zu der geistigen Gemeinschaft, der er entstammt, auf die Liebe zu seiner Nation» — und nie sei dieses Gefühl in einem Deutschen mächtiger gewesen als in J. Grimm. Was soll dieser letzte Superlativ sagen, wer will ihn beweisen: die Liebe ist eine einseitige, ausschließende Empfindung, undenkbar ohne befangene Verwerfung dessen, was dem geliebten Gegenstande fremd oder gar feindlich gegenübersteht? Grimms Geist ist aber vielmehr von einer fast unbegrenzten Empfänglichkeit in ästhetischen Dingen — ein echter Romantiker, wie dies Scherer selber am schönsten ausgeführt hat in seinem ersten Artikel über J. Grimm. Und wie man von der

deutschen Grammatik, doch einem höchst wesentlichen Bestandteil der deutschen Philologie, wenn man sie als deutsche Altertumskunde auffaßt, behaupten kann, sie sei auf Vaterlandsliebe gebaut, das Wohlgefallen also an den deutschen Dialekten als den Sprachen unserer Väter oder Stammesverwandten habe J. Grimm das Interesse und die Ausdauer verliehen, die deutschen Wurzeln zu sammeln oder die physiologischen und akustischen Wirkungen der Laute aufeinander zu beobachten oder den Motiven der Geschlechtsbezeichnung nachzuspüren, — das ist doch vollkommen unglaublich. Ohne das ungemeine theoretische Interesse, welches Grimm dem Sprachstoff gegenüber und durchaus nicht allein dem Deutschen empfand — ein Interesse ganz ähnlich z. B. jenem, welches die großen Botaniker des vorigen und der ersten Jahrzehnte des gegenwärtigen Jahrhunderts zu ihren systematischen morphologischen und physiologischen Arbeiten veranlaßte —, wäre Grimm eben nicht er selbst gewesen, der eigentliche Kern seines Wesens würde fehlen. — Seine deutsche Grammatik ist nur eines der bedeutendsten Symptome jenes nun kräftiger wirkenden Einflusses, welchen die Sprachwissenschaft von jeher durch die Naturwissenschaft erfahren hatte — nicht geringere sind Bopps und Rasks 355 Arbeiten —, Schneider und Buttmann[1] stehen allerdings zurück: und gerade jene historische Richtung, welche durch die Geologie und Physiologie in die Naturwissenschaften gekommen, war es, welche jetzt in die[2] Behandlung der Grammatik drang, ebenso wie früher die systematische und morphologische Betrachtung in beiden Disziplinen geherrscht hatten, von Konrad Gesner, dem Botaniker, bis auf Adelung. Natürlich mit einzelnen Ausnahmen, welche den Anbruch der neuen Zeit, wie das ja immer zu geschehen pflegt, ahnen lassen: Ten Kate z. B., dessen Bedeutung Grimm sehr wohl zu würdigen

[1] [Doch s. Curtius Zur Chr. 191.]
[2] *ergänzt.*

weiß, Gr. 1[4], 755. — Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß diejenigen Grimm nicht gerecht werden, welche allerdings mit kräftigen Verwahrungen gegen den Verdacht der Impietät sich seine Betrachtung der Sprachlaute so äußerlich vorstellen, als hätte er über dem Buchstaben das akustische Phänomen verachtet. Er besaß nur das Handwerkszeug nicht, um die physikalischen Probleme wissenschaftlich zu behandeln: die Heterogeneität des physiologischen Stoffes schreckte ihn, und so sagte er wohl einmal, in so dünner Luft vermöge er nicht zu atmen. Aber die Begriffe der Verwandtschaft der Konsonanten nach den Organen, der Assimilation, und der Intensität und Qualität der Bildung waren ihm doch eigen und er operierte fortwährend mit ihnen: — und alles hängt daran, Lautverschiebung, Brechung, Ablaut, Umlaut usw. Nur die Einsicht in die Mechanik der Vorgänge fehlte.

Die Ausstattung des Buches unterscheidet sich von den früheren Ausgaben durch schärferen Druck und besseres Papier, — aber sonst ist's ein häßlicher Klotz mit ganz schmalem weißen Rand an den Seiten, unhandlich im hohen Grade, und keine Möglichkeit ihn in zwei Bände zu teilen.

Dr. H. B. Rumpelt, Die deutschen Pronomina und Zahlwörter historisch dargestellt. Leipzig, Verlag von Vogel, 1870. — 1 Tlr.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 22 (1871), S. 355—360. — Graz 18. II. 71.

Herr Rumpelt sagt S. V, daß es zahlreiche Freunde der Sprachwissenschaft gebe, welche an den Ergebnissen linguistischer Arbeiten ein lebhaftes Interesse nehmen. Diesen Leuten, lernenden und lehrenden, als Führer zu dienen auf den verschlungenen Pfaden der Wortforschung und dadurch die Kluft auszufüllen, welche hier «noch

immer» zwischen der Wissenschaft und dem Bewußtsein der Gebildeten bestehe, — das sei sein Vornehmen. Also Studenten wohl und Lehrern an Mittelschulen, die nicht Germanisten oder Linguisten sind, ist das Buch bestimmt. Es fällt in die Augen, daß diese, wenn sie sich nur um die Resultate der Linguistik in bezug auf die deutsche Sprache bekümmern wollen, lieber nach einem Kompendium greifen werden, das ihnen ein Gesamtbild der Sprache gewährt — also Schleichers Deutsche Sprache etwa, ein sehr lesbares Buch —, oder, wenn sie der Sache näher kommen wollen, die Darstellung des Gotischen im 356 Kompendium der indogermanischen Sprachen. Für einzelne etymologische Anliegen werden die altdeutschen Wörterbücher — Wackernagel, Lexer — in vielen Fällen ausreichen. Und gerade an solche Wißbegierige, die sich schämen nicht zu wissen, wie dieses oder jenes lateinische Wort, das sie recht gut kennen, althochdeutsch oder im Sanskrit gelautet habe, scheint sich Herr Rumpelt besonders zu adressieren. Gewiß nicht an andre, welche durch liberale Bildung und vielseitige Interessen etwa befähigt oder geneigt wären, einem Vortrag Max Müllers über die Wissenschaft der Sprache zu folgen. Oder auch selbst Schleichers Buch über die deutsche Sprache zu würdigen: denn auch hier wird das Hauptgewicht gelegt auf die Gesetze, unter welchen sich die Veränderungen der Sprachen vollziehen. Wäre dies Herrn Rumpelts Absicht gewesen, so hätte er an den Pronominen — wenn auch nicht an den Zahlwörtern — ein sehr passendes und interessantes Material gehabt, um Lesern, welche Latein und Griechisch philologisch gelernt haben und vielleicht außer der deutschen noch einer oder der anderen modernen Sprache mächtig sind, dabei aber linguistische Interessen haben, einen Einblick in jene wunderbaren Bewegungen zu gewähren, deren Resultate uns in den verschiedenen Niedersetzungen der germanischen Sprachen vorliegen. Leuten aber, die man nicht mit Lautverschiebung, Auslautgesetzen, Spaltung des *a* und dergleichen behelligen

darf, als Führer zu dienen, halte ich für keine reizende Aufgabe, und auch für keine besonders nützliche.

Wenn wir von dieser praktischen Seite ganz absehen, so muß es immerhin interessant sein zu beachten, welche Stellung ein verdienstvoller Schriftsteller wie Herr Rumpelt zu so vielen wichtigen Fragen seines Vorwurfs nimmt. Die Vorrede aber erweckt mehr Hoffnungen, als das Buch erfüllt. Daß das Physiologische S. VIII mit Verweisungen auf das natürliche System der Sprachlaute abgetan wird, ist begreiflich; auch diese Winke durften für das gewählte Publikum fehlen. Aber daß auf den Inhalt der Begriffe nicht so eingehend Rücksicht genommen ist, als man nach S. VI erwarten konnte, dürfen wir bedauern. Es ist gewiß berechtigt, wenn S. VI über Vernachlässigung der «Bedeutungslehre» der arischen Sprachen gegenüber der Formenlehre geklagt und der Wunsch ausgesprochen wird, es möchte ausgeführt werden, welche logischen Kategorien die Denkweise der einzelnen Völker entwickelt und wie geschickt oder ungeschickt sie sich der Sprache zum Ausdruck derselben dabei bedient habe. Aber das Buch selbst bringt nur wenige, wenn auch schätzbare Bemerkungen über diese Seite der behandelten Probleme. So S. 30 über die größere oder geringere Befähigung der meisten europäischen Sprachen Zahl und Geschlecht im Possessivum der dritten Person auszudrücken, S. 93 f. über den Verlust des Relativum im Deutschen und speziell im Neuhochdeutschen, — über poetisch gewordene und unpoetische Pronomina — «wes ist das Haus» wäre unberechtigtes Pathos S. 36, — «der meinige» und das Relativum «welcher» für Poesie unbrauchbare Formen S. 28. 357 78. — «erstens» galt im vorigen Jahrhundert für unedel S. 173 und ist auch jetzt weniger vornehm als «zum ersten», das aber schon beinahe poetisch klingt.

Der Wert des Buches wird also doch in der Darstellung der linguistischen Tatsachen zu suchen sein und gewiß mancher Philologe wird auch ohne Kenntnis der Lautgesetze aus der Lektüre dieser und jener Partie bei-

nahe wider Willen einige Einsicht in wichtige sprachliche Vorgänge davontragen, s. S. 125 über *tvai tigjus* z. B., oder die Polemik gegen «neun» — «neu» S. 140. Auch die Vergleichung der semitischen und der Tschudi-Sprachen ist nur zu billigen. Aber häufig auch wird der Zweck des Verfassers, die Belehrung, nicht erreicht werden oder nicht in dem Grade, welcher mit weniger linguistischer Enthaltsamkeit erreicht werden könnte. Wen sollen ohne Kenntnis der Lautgesetze die Gleichungen skr. *mê*, gr. μοί S. 5 oder die litauisch-altslavisch-gotischen S. 17 überzeugen, was soll sich S. 4 der Leser bei dem euphonisierten *s* in *têṣam* denken? Wie soll er sich den Wechsel von *thie the* und *der* erklären ohne Belehrung über das konsonantische Auslautgesetz, — das vokalische wird S. 105 flüchtig erwähnt. Manche instruktive Tatsache läßt sich Rumpelt auch entgehen oder verschmäht sie. So mußte S. 21 Anm. doch gesagt werden, daß ags. *ælc* auf *âgelîk* (vgl. mhd. *iegelîch*) beruhe, während *ylk* vielleicht ein *ilîk* voraussetze. — S. 24 nicht bloß im heutigen Bairisch heißt es «Mir freuen sich», sondern auch im alten Fränkisch Gr. 4, 319 wird *sich* für die erste Person gebraucht. — S. 29 wäre es angemessen gewesen, die Verwendung des Possessivum *sîn* für das Femininum zu erwähnen Gr. 4, 341. — S. 118 hätte unter den Zusammensetzungen mit *nio* wohl *nie mêre*, *niemer* angeführt werden können mit den eigentümlichen Übergängen der Bedeutung «nicht länger», «niemals sonst», «nie». — S. 86 nicht bloß das Holländische, sondern auch alle niederdeutschen Mundarten haben die Trennung der Partikeln «davon» «daran» «dabei» «dafür» — *hei kunn dor äwer nich för*, Fritz Reuter. Den obersächsischen Schriftgelehrten des vorigen Jahrhunderts fiel das gar sehr auf; s. Gottsched, Deutsche Schaubühne im sechsten Teil das Nachspiel Der Witzling. — S. 82 wäre zur Erklärung des pleonastischen Personalpronomens in altsächsischen Relativsätzen *manega wâron the sia irô môd gespôn* wohl nützlicher gewesen statt einer Meinung des Herrn Köne auf

die romanischen Analogien bei Diez, Gr. 3, 57 f. zu verweisen: ital. *ombre ch'amor di questa vita dipartille,* span. *romances que los cantaba*, altfranz. *de qui doit li renons de lui aller*, neugriechisch ὁ ἄνθρωπος τὸν ὁποῖον σήμερον τὸν ἴδα, wozu man noch stellen mag walach. *hartia carea o (qualem illam) ai cumperatŭ.* — S. 101 muß man die Beifügung der Form ξύν für σύν erwarten, nur so wird der mögliche Zusammenhang mit lat. *com* ersichtlich. — S. 176 hätte bei Gelegenheit der umschriebenen Zahlen doch an den Gebrauch der lateinischen Dichtersprache erinnert werden sollen, die hier direkt auf Otfrieds Ausdrucksweise gewirkt haben mag. Doch siehe auch Gr. 1[4],
358 685 «sechzig zwölf» aus einem österreichischen Weistume, Weist. 3, 688. — Warum wird S. 53 bei got. *þatei* nicht *dazi* (und *dari*) aus dem Muspilli angeführt; S. 73 steht dieses ohne Bezug auf *þatei.* Dagegen muß ich es billigen, wenn S. 61 das Neutrum von «dieser» *dezzi dizzi diz* nicht nach Scherer, Gesch. d. d. Spr. 365. 385 mit *þatei* in Verbindung gebracht wird. Wie käme die noch in der heutigen Aussprache erhaltene Tenuis affricata hieher? Vielleicht ist es das als éin Wort behandelte **tadsjad* und *ts* wurde *z* geschrieben, wie z. B. in *Lanzuindae*, Lacomblet, Urkundenbuch zur Geschichte des Niederrheins 1, 87 (a. 927), *Goizhûs* ebdas. 2, 506 (a. 1261), *Gauzbertus*, Beyer, Mittelrhein. Urkundenbuch 1, N. 98 neben *Gautsbrehtinge* ebdas. 1, N. 170, — *elzte* Höfer, Auswahl 2, 207 (a. 1338), — *Ternezca* (got. *atisk*), Crecelius, Collectae III *a* 39 [alts. *bezt*].

Nicht selten aber scheint der Verfasser sein Publikum ganz vergessen zu haben und führt Tatsachen an oder äußert Meinungen, die nur der Linguist verstehen oder würdigen kann. Was soll das S. V in Aussicht genommene Publikum mit Sätzen anfangen wie S. 79: «Daß man lieber *ich der* als *ich welcher* sagt, hängt wohl nur davon ab, daß die leichten Personalpronomina auch ein leichtes Relativum wünschenswert machen, eine Rücksicht, die ja aus der vergleichenden Grammatik in bezug

auf Formen sehr wohl bekannt ist und die hier einmal in syntaktischer Beziehung sich geltend macht»? — Dem Linguisten wird aber sogleich die Kompensierung einfallen, welche z. B. leichte Verbalendungen durch gunierte Stammformen erfahren.

Was nun das linguistische Verdienst der einzelnen Ausführungen anbelangt, so scheint mir ein Mangel in der ungenügenden und inkonsequenten Benutzung von Scherers Geschichte der deutschen Sprache zu liegen. S. 3 über das Neutralzeichen der Pronomina s. Scherer S. 300. — S. 7 statt der unverständlichen Boppschen Gleichung *gka* = *sma* im Dual des ersten Personalpronomens die Vermutung Scherers S. 253 — *inkva: untva* = ahd. *quei:* alts. *twê* —, die mich wahrscheinlicher dünkt als Bugges Vergleich mit *triggvs* für *trivs* K. Zs. 4, 254. — S. 80 wird sehr unnötig gezweifelt, ob in der Tat die deutschen Interrogativa allmählich zu relativer Funktion gekommen wären. Nicht nur die Analogie der romanischen Sprachen, auch die der lettoslavischen und italischen Sprachen empfehlen diese so natürliche Annahme, s. Scherer S. 378, der auch im Nachtrag S. 475 den stilistischen Ursprung dieser Erscheinung angibt: häufiger rhetorischer Gebrauch der Frageform. Dazu ein paar Beiträge: Ulfilas Röm. 13, 3 *aþþan vileis ei ni ôgeis valdufni? þiuþ taujais* = Vulg. *Vis autem non timere potestatem? bonum fac*, — Kor. 1, 7, 18 *Bimaitans galaþôds varþ hvas? ni ufrakjai. miþ faurafillja galaþôþs varþ hvas? ni bimaitai* — Vulg. *circumcisus aliquis vocatus est? non adducat praeputium. in praeputio aliquis vocatus est? non circumcidatur;* — Nib. 726, 2. 3 *wie enpfieng iuch mîn swester do ir kômet in daz lant? sam sult ir enphâhen Sîfrides wîp.* Vielleicht ist auch Notker Psalm 7, 12 so zu fassen: 359 *numquid irascetur per singulos dies — pilget er sih tagoliches? waz sparêti er danne ze demo iungesten dinge?* — Ähnlich werden auch Imperativsätze gebraucht, Otfried 2, 11, 33 *thiz hûs, quad er, ziwerfet, ioh scioro ouh thes gihelfet: irsezz ih iz mit lusti in thrîô dagô fristi,* 3, 12, 41

gibint then man mit worton: ther stante so in then banton, 4, 30, 27 *Dua noh hiutu unsih wîs oba du unser kuning sîs, sô stîg nidar hera, in wâr: wir gilouben dir sâr. Stîg fon demo boume, thaz man thir giloube, innagili dih thanana: wir werden thîne theganâ.* — S. 155. 158 statt der bescheidenen Bedenken, Holtzmanns «interessante Erörterungen» über das Großhundert möchten doch etwas zu weit gehen, hätte wohl genügt auf Scherer S. 452 zu verweisen. — Auch vor dem Zweifel, ob im altn. *hann* der skr. Interrogativstamm *ka* zu suchen sei S. 20, hätte Scherer S. 371 bewahren können.

Wenn dann Scherer S. 67. 132. 134. 137 angeführt wird, warum nicht auch S. 136: es wird bei *pank'an* an *fahan figgrs* gedacht, got. *fimf;* s. Scherer S. 449.

Doch lassen wir alle Wünsche nach anderem und mehrerem, was der Verfasser hätte bieten können, beiseite und sehen wir, wie er seine Aufgabe im einzelnen gelöst.

Eine bei Linguisten sonst ungewöhnliche Neigung zu Sprachmeisterei fällt alsbald auf. K. F. Becker imponiert ihm S. 79. Eigentümlich schielend ist die Behauptung S. 89: «Der Sprachgeist ist vernünftig und daher im höchsten Sinne logisch, aber er kehrt sich nicht, so wenig wie die Natur, in seinen einzelnen Schöpfungen, an die minutiösen Forderungen des Systems». Und wenn er einer historischen Auffassung gerecht wird wie S. 126, daß «es einen Urzustand unseres» (des indogermanischen) «Sprachstamms gegeben habe, wo es in grammatischem Sinne noch gar keine Zahlwörter gab», so erstaunt er selbst über seine Kühnheit. Damit stimmt dann der gelegentlich über gewisse Redeweisen ausgesprochene Tadel — S. 39 f. *wenn* für *wann*, S. 118 *weder — weder*, das doch Goethe nicht nur in der Iphigenie, sondern auch im Faust braucht: «Bin weder Fräulein, weder schön». Das Bild wird vervollständigt durch die innere Erregung, mit welcher dem Ungeheuer *sz* zu Leibe gegangen wird S. X. Herr Rumpelt schreibt nämlich *ſ*

für tönende, *s* für tonlose Dentalspirans, was ganz hübsch ist, nur nicht durchdringen wird. Doch dergleichen wird vielleicht gerade das von dem Verfasser gewählte Publikum ansprechen, sowie auch die Pietät, mit welcher er S. VII sein Verhältnis zu J. Grimm auseinandersetzt.

Aber einige Einzelheiten kann ich nicht unerwähnt lassen, Versehen oder wenigstens bedenkliche Sätze, welche bei dem Gebrauch des sonst gewiß recht nützlichen Buches stören könnten. — Es ist entschieden unerlaubt, *meina* eine Schwächung von *mama* zu nennen, wie S. 6 geschieht. — S. 7 «meiner» «deiner» «seiner» werden für erweiterte Nebenformen des Genitivs *mein* erklärt, die wie fast alle derartigen Auswüchse im 17. Jahrhundert 360 entstanden seien, — während *mînes mîner* doch aus dem Altsächsischen, dem Niederdeutschen und Niederfränkischen bekannt ist Gr. 1², 782. 1⁴, 703. 704. — S. 42 «mit was» nhd. sei eine Rektion des Nominativs, was neben dialekt. «mitn Vater» unwahrscheinlich. — S. 56 der Instrumentalis *diu* wird hier mit langem *u* geschrieben, auf der nächsten Seite mit kurzem. — S. 71 scheint der Verfasser sich der Gleichung altar. *jâ* = got. *ei* nicht zu entsinnen, wenn er für die gotische Konjunktion *ei jê* erwartet und die Schreibung *i* für *ê* zur Erklärung heranzieht, s. Scherer 382 f. — S. 75 Otfried bediene sich wie Tatian für das Relativum des ersten Demonstrativums mit nachgesetztem *thie the.* Er scheint das ein einziges Mal zu tun in der von J. Grimm Gr. 3, 20 zitierten Stelle, 4, 35, 11 *lis allo buah thio the* (*de* F) *sîn.* Kelle 2, 363 ff. sagt gar nichts darüber; — ebendaselbst: *so* als Relativum — *ze demo sô du sprechen wellest* — werde häufig mit *al* zusammengesetzt: *alsô alse als.* — S. 98 im Mhd. erlöschen die mit Stamm *alja* gebildeten Adverbien — und *alswâ!* — S. 135 wird walach. *patru* (= *quatuor*) mit walis. *petuar* äol. πέτυρες zusammengestellt — das geht nicht an, da walach. *p* = lat. *k* eine sonst wohlbekannte Gleichung ist. — Die alten Texte, sowie die Übersetzungen sind nicht immer ganz korrekt,

S. 82 *saliga sind oc the sia hier frumono gilustin* (f. *gilustid*) = «selig sind auch, die hier Frommes gelüstet» und S. 81 *ic is engil bium the gio for godu standu* = «ich bin der Engel, welcher vor Gott steht — der ich stehe». Warum ist *gio* gegen den sonstigen Gebrauch nicht übersetzt?

Schließlich kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, Herr Rumpelt möge nicht durch andere popularisierende Arbeiten, gleich der vorliegenden, länger aufgehalten werden, jene Ziele zu verfolgen, welche er sich im ersten Band seiner deutschen Grammatik gestellt hat.

Germanistische Handbibliothek, herausgegeben von Julius Zacher. I. Band (Walther von der Vogelweide, herausgegeben und erklärt von W. Wilmanns). Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1869. 26 Bog. gr. 8°. geh. 1 Tlr. 15 Sgr.

Germanistische Handbibliothek, herausgegeben von Julius Zacher. II. Band (Kudrun, herausgegeben und erklärt von Ernst Martin). Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1872. 28 Bog. gr. 8°. geh. 1 Tlr. 15 Sgr.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 24 (1873), S. 144—156. — Wien 27. VIII. 72.

Von Zachers Handbibliothek liegen nun zwei Bände vor uns, Wilmanns' Walther und Martins Gudrun, beides sorgfältige Ausgaben mit orientierenden Einleitungen und mit Anmerkungen, welche nur selten den Gebrauch von grammatischen und historischen Handbüchern ersetzen sollen, sondern in der Regel wirklichen Schwierigkeiten zu begegnen suchen, das heißt, unter der Fülle der grammatisch und lexikalisch möglichen Auffassungen auf die durch den Zusammenhang gebotene weisen. Beide Bücher geben aber wie alle guten Schulausgaben noch beträchtlich mehr, als was ihr nächster Zweck erfordert. Die hohe

Bedeutung des Wilmannsschen Walther für die Kritik, vor allem für den Strophenbestand der Gedichte, ist allgemein anerkannt, und die Anmerkungen sind sowohl eine reiche Quelle für die Erkenntnis von Walthers individuellem Sprachgebrauch als erwünschte Vorarbeiten für den Ausbau der mhd. Syntax. Ebenso bieten Martins Anmerkungen zur Gudrun reiche Sammlungen grammatischer, stilistischer, poetischer Tatsachen, welche den Verfasser befähigten, auch vielfach die höhere Kritik des Gedichtes durch genaue Charakterisierung der interpolierten Strophen fester zu begründen. Nur letzteres Buch wollen wir hier näher besprechen.

Die Einleitung beschäftigt sich nach einem kurzen Bericht über die Handschrift und die Literatur unsres Werkes eingehend mit der metrischen Form und der Entstehung des Gedichtes; den Schluß macht eine Abhandlung über die Gudrunsage.

In dem metrischen Abschnitte wäre hie und da größere Klarheit der Darstellung erwünscht. In der Beschreibung der Gudrunstrophe ist keine Rücksicht auf stumpfe Zäsur genommen p. VI, bei der Zäsur von der Form ⏑́⏑ hätte deutlich hervorgehoben werden müssen, daß eben, weil diese Form möglich ist und vorkommt, die andre ⏑́͡⏑ nicht statthaben kann, daß aber die Form ⏑́⏑ nur eintreten kann, wenn der erste Akzent Hochton ist: *hóvè* aber nicht *vrı́thòvè* p. XII; *engegene: degene* kann man doch kaum eine Freiheit nennen p. VIII, Lachmann zu Nib. 1916, 1, und *sı̂t noch ê, ir mich an* sind keine auffallenden Versschlüsse p. XIII, s. Iwein 3184 und Lachmann zu Iwein 4098 S. 469, Ahd. Betonung und Verskunst S. 27. — Es wäre vielleicht zweckdienlich gewesen, die metrische Praxis der Gudrun in allen Punkten durch Vergleichung mit den Nibelungen und einem der jüngeren Gedichte im Nibelungenmaße zu beleuchten.

Über die Entstehung des Gedichts gibt Martin natürlich die Resultate der Müllenhoffschen Kritik, doch mit einigen Abweichungen, die Echtheit der einen und der 150

andern Strophe betreffend, und was wichtiger ist, mit einer verschiedenen Auffassung der Komposition. Die Gudrun soll ebenso wie das Gedicht von Hilden nicht in Liedern, sondern nur in Abschnitten gedichtet worden sein. Der Beweis für die Selbständigkeit der von Müllenhoff als Lieder bezeichneten Strophenreihen ist nicht so leicht zu erbringen als für Lachmanns Nibelungenlieder. Erhebliche Widersprüche in den Voraussetzungen und wesentlich verschiedene Kunstformen kommen nicht vor. Anfang und Schluß ist nicht deutlicher bezeichnet als bei den Abschnitten und — was die Kritik der Gudrun überhaupt gegenüber der der Nibelungen so sehr erschwert — man darf überall starke Umformungen der echten Strophen durch die Hand der Überarbeiter vermuten. Die Möglichkeit, daß die ganze echte Gudrun für zusammenhängenden Vortrag bestimmt war und nur vollständig oder mit zufälligen Teilungen vorgelesen wurde, kann man nicht bestreiten. Martin beruft sich S. XXVII auf das 20. Nibelungenlied, dessen Ausdehnung die Gudrun nur wenig übersteigt. — Aber wahrscheinlich ist diese Möglichkeit nicht. Der fortwährende Szenenwechsel und die Komposition in Abschnitten unterscheidet die Gudrun beträchtlich vom 20. Nibelungenliede. Das Beispiel des ganzen Gedichts von den Nibelungen würde gerade für Behandlung der durch den Zusammenhang gegebenen Teile des Stoffes in Liedern sprechen. Diese können kaum andre Vorgänge im Leben der Gudrun und ihrer Verwandten zu einem untergeordneten Ganzen vereinigt haben als jene, welche Müllenhoff ihnen zugewiesen hat. Sie verhalten sich zu den Abschnitten, untergeordneten Einheiten noch niedereren Grades als die Lieder, wie in den Nibelungen einige Lieder zu den Liederbüchern, in welchen sie vereinigt waren. Aus einer bequemen Praxis konnte sich ein Kunstprinzip entwickelt haben. — Aber die einzelnen Gudrunlieder konnten für sich nicht wohl verstanden werden, da die Sage in der Heimat des Dichters ziemlich unbekannt war: so

Martin XXVII. Wissen wir das so gewiß, und mußte der Dichter, dem sie jedenfalls wohl bekannt war, daran denken?

Übrigens gibt es sogar trotz der wahrscheinlichen Identität des Verfassers Widersprüche zwischen den Müllenhoffschen Liedern, s. zu 1264. Zwischen Abschnitt und Abschnitt wird dies wohl nicht vorkommen.

Für die Erkenntnis der jüngeren Zusätze ist wichtig die poetische Charakterisierung der Interpolatoren S. XXXI und vielfach in den Anmerkungen. Aber die Müllenhoffsche Ausscheidung der echten Bestandteile wird dadurch kaum irgendwo mit Evidenz berichtigt. Nur zweifeln kann man hie und da, so z. B. 1486, 2. Es war vielleicht dem Zweck der Ausgabe angemessen, die verschiedenen von Müllenhoff angenommenen Hände nicht zu bezeichnen und in der Charakterisierung nicht zu trennen, aber hie und da wird sogar der Anfänger an der Inkon- 151 gruenz der interpolierten Teile Anstoß nehmen. So gleich im Anfange, wenn Ute erst als Sigebands Mutter, dann als desselben Frau erscheint, s. zu 1, 3, — oder wenn 1142 die Anker, welche 1127 preisgegeben worden waren, wieder da sind. — Zu den Kriterien der Unechtheit kann man kaum die Wiederholung desselben Wortes oder die Verwendung zweier stammverwandter in derselben Strophe rechnen, wie das 1356, 4 und öfters geschieht. Auch die echten Teile der Gudrun sind reim- und wortarm, noch mehr als das Nibelungenlied. S. 657, 1. 3 *versmâhet*, 848, 3. 4 *gemach*, *gemache*, 868, 1. 2 *guoten*, *guot*, 2, 4 *sîne vînde*, *sînen vînden*, 1227, 2. 4 *dienent*, 1437, 3. 4 *von ir jungelingen*, *von ir beider zeichen*, 1479, 4. 1480, 1 *edele küniginne*, *maget edele*.

Daß die Gudrun in Steiermark entstanden, ist sehr wahrscheinlich. Sprachlich es beweisen zu können, wäre gegenwärtig wohl eine vergebliche Hoffnung. Vielleicht, wenn man die deutschen Urkunden von Steiermark, Kärnten, Niederösterreich bis ins 15. Jahrhundert untersuchte, daß sich dann für diese Länder ein verschiedener

Sprach- und Schreibgebrauch ergäbe, den man dann mit einiger Wahrscheinlichkeit schon im 13. Jahrhundert annehmen könnte. Nur wäre auch dann noch die Frage, ob die Literatursprache mit der geschäftlichen oder der Prosa des gewöhnlichen Verkehrs übereingestimmt habe. Die Gudrun zeigt nur die bekannten österreichischen Formen, s. S. XXXIII. Was die Chronologie anbelangt, so ist es Martin gelungen, die gewöhnliche Annahme durch Hinweis auf einige durch das Gedicht vorausgesetzte politische Verhältnisse noch fester zu begründen.

Die Abhandlung über die Sage teilt die nötigen Tatsachen mit. Leider scheint das Material an verschiedenen Sagenformen nicht auszureichen, um eine Geschichte der Gudrunsage zu konstruieren. Das hat auch Martin nicht vermocht. Nur auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen. Die Lokalisierung an der Scheldemündung kann veranlaßt oder begünstigt worden sein durch den Ort Hedensee Heidensee, in dem man das Hithinsö (d. i. Hiddensee bei Rügen, s. Martin XXXVIII) der Sage von Hithinus und Hognius bei Saxo zu erkennen glaubte.

In der Snorra Edda ist bereits eine Mischung der Motive zu erkennen. Daß die Gefallenen zu Stein werden, hat keinen Sinn, wenn sie am Morgen wieder zum Leben erweckt werden.

Der Schwerpunkt von Martins Leistungen für die Gudrun liegt aber in der Erklärung. Sie ist sehr eingehend und berücksichtigt ebensowohl die Sprache als das Sachliche und Künstlerische. Zur Vergleichung wurde natürlich zunächst das Epos der deutschen Heldensage herangezogen, außer dem Nibelungenlied erwies sich besonders Biterolf fruchtbar. Die trefflichen Anmerkungen Jänickes zu letzterem waren hier eine sehr erwünschte Vorarbeit. Das Mnl., Altn. und Frz. sind mehr berücksichtigt, als das gewöhnlich zu geschehen pflegt, und 152 zeigen die weite Verbreitung gewisser Stilformen oder die Ähnlichkeit der innern Sprachform bei verschiedenen, aber verwandten Völkern.

Wünsche und Bedenken drängen sich natürlich wie bei jeder erklärenden Ausgabe auch hier auf. Ich will nur einiges herausgreifen. 21, 3 *der si gewaltic tæte drîzic künege lant*] *lant* als apokopierten Gen. Plur. anzunehmen ist bedenklich, da so starke Apokopen sonst nicht vorkommen, s. S. XVI. Vielleicht ist es eine ähnliche absolute Konstruktion wie die zu 208, 1 besprochenen, deren bekanntestes Muster das Waltherische *zwir ein fürste Stîre und Ôsterrîche* ist; Walther 35, 1, vgl. Gudrun 594, 2. 599, 1. Allerdings sind es immer zwei durch *und* verbundene Nomina. Möglich aber, daß auch ein bloßer Sprachfehler vorliegt, durch die Reimnot veranlaßt; 1658, 3 sollte auch der Konjunktiv stehen: *die ritter des gedâhten wie si über sant îlende gên der schœnen mit panieren vuoren: swuoren.* — 53, 2 *lachen* wird hier wie 220, 4 nur Ausdruck der Freude sein. — 70, 2 Der Unterschied in der Begriffssphäre zwischen dem mhd. und nhd. *sorge* ist nicht hervorgehoben: dieses bezieht sich nur auf die Zukunft, jenes auf Zukunft und Gegenwart. — 156, 3 *phelle ob liehten vederen* ist «Seide mit Pelzwerk gefüttert». — 174, 2 f. *wie wênic er* (König Sigebant) *des liez des si an in gerten*] Martin erklärt, der König hätte alle Forderungen, welche seine Amtleute in betreff des kommenden Festes an ihn gestellt hätten, befriedigt. Das wäre doch zu undeutlich ausgedrückt. Unmittelbar vorher geht *ûf einem wîten plâne herbergen man dô hiez des rîchen küneges geste.* Diese werden unter jenen *si* zu verstehen sein. Die Darstellung greift vor. — 179, 1 und 1030, 4 sähe man lieber einen Juristen zitiert als Weinhold und Frommann. — 183, 4 *die man gesunde weste, die buhurdierten vor den vrouwen alle*] Martin frägt, ob ein Kampf vorausgegangen sei, in dem einige verwundet worden wären. Nein: «nur Krankheit könnte einen Anwesenden abhalten, am Turnier teilzunehmen». — 214, 2 Man vermißt zu dieser Stelle eine Sammlung des in der Gudrun häufigen ἀπὸ κοινοῦ. Im Index fehlt ein Hinweis. Ich habe angemerkt 291, 2. 752, 2. 780, 4.

885, 2. 1024, 2. 1592, 2. — 239, 4 sollte *redebære* nicht auch *facundus* heißen können? vgl. Mhd. Wb. 2, 1, 597*a*, 32. — 242, 1 Wate muß erraten, daß er um Hilden werben soll; ebenso fehlt 401, 4 die Antwort auf die Frage nach dem Namen. — 386, 4 Martin sagt, für den wilden Hagen passe diese rührende Familienszene nicht, aber in der echten Strophe 431 zeigt er sich freundlich, ja beinahe sentimental. — 453, 3 *diu schif diu wâren dürkel*] «Es wird nicht ausdrücklich gesagt, daß Wate die Schiffe Hagens habe anbohren lassen», bemerkt Martin. Das ist wohl auch nicht gemeint: die Schiffe zogen Wasser, weil sie nicht zu einer Seefahrt vorbereitet waren, lange auf dem Gestade gelegen hatten. — 521, 4 Friedrich soll dasselbe *rich* enthalten, wie Fähndrich Gänserich. Abgesehen von allem andern, warum schreiben die bairischen Denkmäler Friedreich? Ist das ein Mißverständnis wie 153 in dem Namen Weinhold? — 575, 2 lesen wir, daß es nicht bekannt sei, daß bairisch-österreichische Schreiber ein mhd. *g* zu *ch* entstellt hätten. Aber es verhält sich hier doch ganz so wie bei Chriemhilt, s. S. XLV, Müllenhoff Zs. 12, 300 ff. 316, Weinhold, Bair. Gram. § 180. — 803, 4 *daz geschadete sît in alter dar nâch maneges werden ritters kinde*] *sît in alter* kann, wie Martin zeigt, nicht durch *in senectute* übersetzt werden. Es wird heißen «später einmal», s. Graff 1, 199 und besonders Notkers Psalter 87, 14, obwohl die mhd. Wörterbücher diese Erhaltung der ahd. Phrase nicht verzeichnen. — 810, 3 *herzenlîch*] «ist unorganisch, da *lîch* sonst im Hd. nicht mit einem Kasus verknüpft wird, sondern mit dem Stamm». Das ist inkorrekt ausgedrückt. — 848, 4 *daz sich ir schade muose nâch ir gemache grimmiclîche melden*] «ein kühner Ausdruck». Im Österreichischen sagt man: «Die Gicht meldet sich wieder an». — 902, 4 *ê daz si die selde rûmen*] *selde* muß eine Stelle im Meer meinen, da von der normannischen Flotte die Rede ist. «Eine höchst unpassende Ausdrucksweise.» Doch vgl. *die wazzerküelen selde* 448, 4. — 1074, 1 *zuo dem sê* soll Attribut von *si* sein: das halte ich für

unmöglich; *si zuo dem sê* kann nicht heißen «sie, die sich an der See befanden». — 1109, 1 Man vermißt eine zusammenfassende Anmerkung über ausgelassene Partikeln: ein sehr wichtiges Kapitel der intimeren mhd. Syntax. Vgl. zu 1454, 4. 1470, 3. — 1132, 4 *ich swüere tûsent eide, deich nimmer guot gewünne, daz ich vor diseme berge mit guoten winden ûzer nôt entrünne*] Die Bedeutung des *daz* «unter der Bedingung daß» hätte angegeben werden sollen. — 1318, 4 *des erlachte Kûdrûn diu hêre*] Gudrun freut sich, während ihre Frauen, welche von der nahenden Erlösung nichts wissen, weinen. Wie paßt dazu die Anmerkung von der germanischen altepischen Schadenfreude? — 1346, 1 *Der luft ist sô heiter sô rîche und sô breit*] Dieses *breit* hätte wohl erklärt werden sollen. — 1518, 2 *noch suochte Wate der alte die widerwarten sîn*] d. i. Gerlind. Eine persönliche, anders als in den erzählten Vorgängen des Gedichtes begründete Feindschaft braucht Wate nicht gegen Gerlind gehegt zu haben, wie Martin aus dem Ausdruck *widerwarten sîn* schließen will. — 1678 und 1679 ist eine gute Illustration zu der bekannten Stelle in Walther 84, 14. Hartmuot ist in der Fremde und bekommt von seinem Wirte das nötige Gut zum Verschenken an die Fahrenden.

Die Anmerkungen stehen nicht immer dort, wo die besprochene Erscheinung zuerst vorkommt. So wäre die besondere Bedeutung von *künne*, über welche 563, 2 gehandelt wird, schon bei 247, 4 zu besprechen gewesen, die Anmerkung zu 554, 4 könnte schon 460, 2 stehen, die zu 618, 4 schon 247, 2.

Der Text wird, wie sich das bei der so ungünstigen Überlieferung von selbst versteht, noch lange die Kritiker beschäftigen. Manches wird wohl immer diskutabel bleiben, besonders da man es mit mindestens drei dichterischen Individualitäten zu tun hat. Martin hat schon in den «Bemerkungen» (Halle 1867) mehreres für die Reinigung des Textes getan und diese Bestrebungen in der Ausgabe fortgesetzt; hier und da sah er sich auch

veranlaßt, Besserungsvorschläge der Bemerkungen zurückzunehmen und durch Erklärungen oder weniger gewaltsame Änderungen zu ersetzen. Ich habe noch an folgenden Stellen Anstoß genommen: 35, 2 «*ich wil iu gerne volgen, als ez mêr geschach daz man nâch vrouwen râte lobeten hôchzîten*»] sagt Sigebant zu seiner Frau, welche ihn gebeten hat ein Fest zu geben. Die Handschrift hat *volgen, wie es mer geschach*. Aber es ist doch albern, daß Sigebant seine Einwilligung dadurch motiviert, daß schon mehr andre auf Rat ihrer Frauen Festlichkeiten angeordnet hätten. Nach der Anmerkung sollte man beinahe glauben, er denke an die Könige Gunther und Etzel. Die Vorlage wird gehabt haben *swie ez nie* oder *nie mer geschach*. Es handelt sich ja nicht um ein persönliches Interesse der Frau, welches wie in den Beispielen aus der Heldensage bei einem Feste befriedigt werden soll, es ist bloße Lust an prächtiger Geselligkeit und Gastlichkeit. — 47, 4 *wider âbendes stunde*] *stunde* ist überflüssig gegen die Handschrift zugesetzt, Gr. 3, 91. — 103, 3 ist in Parenthese zu setzen.[1] — 111, 4 *do erbaldet ir gemüete, dô er Krist sô vrevellîche nande*] Die Handschrift hat richtig *erkaltet*. Die Rechtfertigung des *erbaldet*, weil Schrecken oder Furcht nicht erhitze, das Gemüt also nachher (?) nicht abkühlen könne, verstehe ich nicht. Beispiele für *erkalten* bei Gemütsbewegungen gibt das Mhd. Wb. — 180, 1 *Her Sigebant reit selbe. hôhe stuont sîn muot. in ahte harte ringe, er zerte michel guot*] Ich lese *Her Sigebant reit selbe (hôhe stuont sîn muot) in stahelherten ringen: er zerte michel guot*. Daß beim Turnier kostbare Gewänder und Rüstungen verdarben, ist wohl bekannt, nicht aber daß man deswegen sich einfacher gekleidet hätte. Und gar der König in einem Gedicht, das mit Poetengold so freigebig ist. — 196, 3 *den hôhvertigen helden swachet er* (der

---

[1] Ich behandle hier auch die Interpunktion, obwohl ich nicht weiß, ob die Zeichen der Handschrift von dem Herausgeber verwertet worden sind.

König) *den muot in sîner vorgetæne nâhen unde verren*] statt des unerhörten *vorgetæne* wohl *vogetîe.*[1] — 227, 2 statt Fragezeichen Beistrich. — 298, 4 *daz si mir hânt gegeben, daz wirt den mînen gesten alsô vergolten, hânt si ihtes gebresten, daz ich immer mêre bin bescholten*] Liest man in dem letzten Halbvers *niemer*, so braucht man keine Anakoluthie anzunehmen. — 518, 3 *daz ûz dem helmen ran daz bluot von sîner wunde. dô kuolten nû die winde. ez was gegen âbent*] Die Verbindung, welche Martin hier mit Recht durch den Satz *dô kuolten* usw. für unterbrochen erklärt, wird einigermaßen hergestellt, wenn man für *dô daz* liest. — 521, 4 *er hiez nâch sînem venre daz volc zuo dem herten sturme wîsen*] Die Handschrift hat *vaner;* das weist auf *vanen:* vgl. 689, 3 *Îrolt der degen sol al daz gesinde nâch dem vanen wîsen.* — 774, 4 *ob si diu edele Kûdrûn durch sîniu mære iht vriuntlîche enphienge*] Warum nicht nach handschriftlicher Schreibung *frelichen vrôlîchen?* — 155 854, 3. 4 *manegen der selten truoc durch die gotes êre daz criuze: des engelten muosen die ûz Ormanîe*[2] *sêre.* So weit braucht man nicht von der Handschrift abzuweichen. Sie hat *manegen der daz creûtze trûge selten durch die gotes ere an seinen claiden des muesten entgelten die heldñ aus Ormanie sere.* Ich lese: *manegen der daz criuze truoc seltèn durch gotes êre. des muosten entgelten die helde ûz Ormanîe sêre.* — 875, 2 *des tages vrumte er sweizic manege brünne schîn*] Warum *manege* statt des handschriftlichen *maniger?* — 884, 1 *Die von den Stürmen râchen dô des küniges tôt*] *dô* fehlt in der Handschrift. Nach Einleitung S. XI ist es aber auch nicht notwendig. — 959, 3 *ê ich Hartmuoten næme, ich wolte ê wesen tôt. im enwære ez von dem vater geslàht daz er mich solte minnen, den lîp wil ich verliesen, ê ich in ze vriunde welle gwinnen.*] Es empfiehlt sich *wære* für *enwære* zu lesen und zu erklären «selbst wenn er mir

---

[1] [Ahd. *unvoltâni* udgl. *schônedâne* Strauch, Glossar D. Chroniken II.]

[2] Scherer teilt mir mit, daß analog dem Ormanie für Normanie auch Iffland für Nivland Livland vorkomme.

ebenbürtig wäre, so wollte ich doch eher sterben als sein Weib werden». Vgl. 618, 4 *ob ez diu maget nû tæte, es was dem künec Hetelen nicht ze muote*, 247, 2 *ob michs der künec erlieze, sô wolte ich nicht bewarn, ich enwolte*, 861, 4 *ob siz nû gerne tæten, sô mohte den schaden nieman wol erwenden.* Ohne *ob* in indirekter Rede 1025, 1 *dô rieten sîne vriunde, ez liep oder leit sîner muoter wære, daz er die schœne meit in sînen willen bræhte.* — 1168, 2 *dô wolte si niht getrouwen, daz immer alsam der wilde vogel wurde daz er reden kunde*] Für *alsam* hat die Handschrift *allesam.* Martin beruft sich für seine Auffassung auf 567, 3 *sam was sît ir liebe daz er die werlt alle verküre durch si eine,* aber hier hat der von *sam* abhängige Konsekutivsatz ein andres Subjekt als jenes, zu welchem *sam* prädiziert wird. Es wird heißen *alse zam.* — 1253, 4 *sult ir werden künigîn, des lât man iuch hie übele geniezen*] sagt Ortwin zu Gudrun. Unmittelbar vorher setzt er voraus, daß sie Hartmut Kinder geboren hat. Ortwin hat keinen Grund zu vermuten, daß Hartmut Gudrun nicht geheiratet, nur als Kebsweib gehalten habe. Ebensowenig sieht man, wie sie, wenn dem so wäre, doch noch Aussicht hätte Königin zu werden. Die Handschrift hat *sult ir ymmer werden kuniginne.* Ich vermute *sît ir ein werdiu künigîn,* oder ohne *ein*, s. 1561, 1. — 1263, 4 *wem wil dû mich lâzen, oder wes sol ich mich armer weise trœsten?*] Die Handschrift hat *wem last du mich.* Das erfordert doch keine so starke Änderung. — 1309, 4 *swar si dicke sæhen, ez möhte ein trûrec herze vreude lêren*] Die Handschrift hat *wohin si dicke sahe.* Das könnte auch ein *swer si dicke sæhe* voraussetzen. — 1652,4 *er,* derjenige, welcher Herwigs Schwester bringen sollte, *müeste es hân arbeit, ê ich ir mîn geleite dar sande.* Die Erklärung Martins ist sehr gezwungen: «er würde damît nicht zustande kommen, 156 wenn ich sie nicht selbst durch Boten dazu aufforderte». Vorher besteht die Schwierigkeit nur in der weiten Reise: auch wenn man sich beeilte, würde man zwölf Tage brauchen. Man erwartet ein Mittel, die lange Reise ab-

zukürzen: ich lese *galeide* statt *geleite*. Dieses Schiff erscheint 1657. Die Boten machen den Weg zu Herwigs Schwester zu Lande, den Rückweg aber zur See. Als sie von der seeländischen Burg zum Gestade kommen, finden sie *zwô galeide und zwêne kocken*. Sie wählen daraus einen *kocken* und eilen nach Matelane. Das ist allerdings nicht ganz genau. Aber es ist doch möglich, daß Herwig erst ein Schiff verspricht und dann vier zur Auswahl schickt.

Druckfehler habe ich bemerkt: XVII Zeile 3 von unten «Hebung zu Senkung» statt «Senkung zu Hebung», zu 284, 1 *fingunt* statt *figunt*, 304, 1 *hôve* statt *hove*, zu 379, 4 *nutui* statt *cantui*, 764, 4 *in* statt *în*, gegenüber 781, 4.

Fergus, Roman von Guillaume le Clerc, herausgegeben von Ernst Martin. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1872.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 24 (1873), S. 156—167. — Graz 20. VIII. 72.

Es ist eines der weniger bekannten Gedichte der französischen Kunstepik, welches uns hier in einer sorgfältigen Ausgabe mit Einleitung, Lesarten und Noten ausgestattet vorliegt. Aber keineswegs ein uninteressantes Werk. Es stammt wohl aus guter Zeit, aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, es lehnt sich an bekannte Muster an, doch so, daß die eigenartige Persönlichkeit des Dichters noch immer deutlich erkennbar bleibt, und es galt seinem Publikum jedenfalls für nicht wertlos, da es ins Niederländische übertragen wurde. Letzterer Umstand allein würde genügen, diesem Roman geschichtliche Wichtigkeit beizulegen.

Es ist schon lange bekannt, daß der Anfang der Erzählung von Fergus ganz nach dem Muster von Pârzifals Jugendgeschichte erfunden ist. Da auch in der Form Nachahmung des Chrestien de Troyes unverkennbar ist,

so hat Martin geradezu den Percheval le Gallois für die Quelle unsres Dichters erklärt. S. XVII f.

Aber nur bis zu dem Besuche auf Schloß Lidel geht die Ähnlichkeit. Was Martin von da ab an Übereinstimmungen aufführt, ist zu allgemein oder findet sich auch in andern bekannten Romanen. Aber sicher hat auch der Löwenritter dem Dichter des Fergus wiederholt vorgeschwebt, s. Martin S. XVIII. — S. XIX sagt Martin, Guillaume zeige sich auch mit Tristan bekannt. Das ist unzweifelhaft, aber das Zitat 114, 22 würde nur Bekanntschaft mit der Sage beweisen. Die war Gemeingut, während viel dafür spricht, daß Guillaume die erhaltenen, unter dem Namen Thomas und Berox gehenden Tristangedichte kannte. Zwei sehr ins Gehör fallende stilistische 157 Formen im Fergus haben ihre Analogie bei Thomas: die Wiederholung und Kritik eines Ausdrucks, welcher dem in Affekt Sprechenden entschlüpft, z. B. 49, 31 Galienens Monolog: *Ohi, Fergus, bel amis chier! Amis? fole, que ai je dit!* usw. 50, 30 *Mes pere me veut marier A un roi, qui riches hom est Et plus biel, espoir, que cis n'est. Plus biel? or ai ge dit folie* usw. 51, 1 *Jamais ne m'aimeroit, je cuit. Amer? ne tant ne quant ne m'aimme;* vgl. Thomas Zs. 14, 378, — und die Manier, einen eben ausgesprochenen Satz dadurch zu begründen, daß man ihn hypothetisch negiert, woraus sich ein anerkannt unrichtiger Folgesatz ergibt, so 24, 3 *Il me connissoient molt pou,* sagt Fergus von den Räubern. *Se il auques me conneussent, Ja envers moi torne ne fuissent;* vgl. Thomas Zs. 14, 372. An eine Szene in Berox' Gedicht aber scheint Guillaume gedacht zu haben, wenn er schildert, wie die Heldin sich zum Sprunge vom Turme vorbereitet: 155, 31 *Entor li estraint durement Ses dras, qu'ele veut vraiement Que li vens ne s'i enbatist Ne que il le contretenist,* vgl. Berox in Michels Tristan I, V. 915 ff. — Auch die so ausführliche Beschreibung der Hirschjagd wird im französischen Tristangedichte ihr Vorbild gehabt haben; Gottfried und der englische Sir Tristrem weisen darauf hin. — Denkbar wäre es aber, daß Chrestien

seinem Tristan das Werk des Thomas und die dem Berox zugeschriebenen Gedichte zugrunde gelegt und sich nicht nur im Stoffe sehr nahe an seine Vorlage gehalten, sondern auch die rhetorischen Künste des Thomas nachgeahmt habe. Die korrigierende Wiederholung hat er auch sonst, s. Martin XVIII. Es wäre dies ein ähnliches Verhältnis, wie wir es zwischen Percheval le Gallois und der Vorlage des Wolframschen Parzifal annehmen müssen. Guillaumes dichterisches Vermögen würde dadurch in noch größerem Umfange auf die Schule Chrestiens zurückgeführt, als dies aus den Aufstellungen Martins S. XVIII hervorgeht.

Aber des Eigentümlichen bleibt noch immer genug. So naiv nun der Dichter oft erscheint, so ist sein Verfahren doch nicht unbewußt. Er will seinen Stoff verschönern, s. 28, 37 *Des mes ne vos quer faire fable.* Er lehnt also die Beschreibung des Diners ab, wie oft 137, 23, vgl. 106, 16. 110, 30. 168, 16. *Ases orent a lor voloir. S'or voloie dire le voir De lor mes, con faire saroie, Ma matere en alongeroie Et l'ovre en poroie enpirier. Por ce ne m'en vel travillier. Car au mius dire vel pener, Se je m'en puis aporpenser, Ne n'estudie a pior metre.* Es ist dies das bekannte Prinzip der französischen Kunstdichter, gegen welches Wace eifert. Und indem Guillaume seine Kunst nicht an Beschreibung der Tafelherrlichkeiten verschwenden will, bringt er in der Tat seine Kunstregel zur Ausführung.

In der angezogenen Stelle handelt der Dichter von seinem Verhältnisse zu einem vorhandenen Stoff. Nach 42, 16 könnte man eine mündliche Erzählung als Quelle vermuten: *Ensi com il m'est aconte*, aber 110, 34 spricht er geradezu von einer schriftlichen Vorlage, die wohl ein 158 Werk der schönen Literatur, prosaisch oder in Versen gewesen sein muß, wenn sie eingehend über die Schönheit des Schildes berichtete. Martin verdächtigt S. XVII diese Berufung, weil keine Sage von Fergus bekannt sei und weil der Stoff mit dem Typus Chrestienscher Werke

große Ähnlichkeit zeige. Man könnte hinzufügen, es sei unwahrscheinlich, daß die Volkssage, welche noch einige Zeit vor Entstehung unsres Gedichts im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts sich gebildet haben müßte, den um das Jahr 1161 gestorbenen Clanshäuptling Fergus zu einem Bauernsohn gemacht habe. In der Anlehnung an die Peredur- oder Parzifalsage war kein Anlaß dazu. Aber einmal ist es mißlich, Guillaume geradezu der Lüge zu zeihen, während wir doch den Behauptungen andrer Kunstdichter aus der Blütezeit über die Natur ihrer Quellen Glauben schenken, und dann — wer zwingt uns denn, in dieser schriftlichen Vorlage Guillaumes eine lateinische oder in einer celtischen Landessprache abgefaßte, natürlich als historisch geltende Aufzeichnung der bretonischen oder gälischen Volkssage zu sehen? Kann nicht ein älterer Kunstdichter dem hochländischen Fürsten die vorliegende Fabel angedichtet haben: — in einer französischen Epopöe oder einem lateinischen Romane?[1] Im ersteren Falle hätten wir in unserm Fergus nur eine Überarbeitung eines ältern Werkes wie in Chrestiens Percheval und in der gedruckten Ausgabe des Chevalier au lion.

Für diese Annahme sprechen einige nachträgliche Motivierungen, die ebenso von des Dichters künstlerischer Einsicht als Ungeschicklichkeit zeugen: 156, 26 *Et se aucuns m'en reprendoit Por coi si esbahie estoit La pucele de cel escu, Quant autre fois l'avoit veu Ausi cler et ausi luissant, Je li mosteroie briemant C'onques mais veu ne l'avoit*

---

[1] C. Hofmann würde einen französischen Prosaroman vermuten, s. Sitzungsberichte der Münchner Akademie 1870, II, S. 51. Aber die daselbst vorgetragene Hypothese scheint höchst bedenklich. Die Komposition und die Darstellung des prosaischen Lancelot und Tristan sträuben sich entschieden gegen den Versuch, aus diesen Romanen die Epopöen abzuleiten. Aber es müßte viel Licht auf die Entstehungsgeschichte des französischen Kunstepos werfen, wenn jemand Hofmanns Theorie durch eingehende Untersuchung widerlegen wollte.

En la biaute u il estoit. Co est la verites provee Que en icele matinee Avoit un petit rouselie. S'en fu l'escus un pou moillie Et li solaus tot a droiture Fice ses rais en la painture Et resplendist et reflamboie. Ähnlich 9, 37. 11, 23. 172, 17. Bei eigener Erfindung, sollte man meinen, hätte hier der Dichter doch die Erklärung der Tatsachen in die Darstellung verwoben.

Dazu kommt noch ein Umstand. Die geographischen Angaben unsres Gedichtes sind sehr genau, s. 9, 17. 110, 10. 118, 3. Wenn von dem Berge in la Noquetran, Grafschaft Roxburgh, also wohl ein Gipfel des Cheviotgebirges, gesagt wird, man sehe von da das irische Meer, England und Cornwallis, so ist das wohl nur eine poe- 159 tische Übertreibung einer umfassenden Aussicht. Aber das ist allerdings unmöglich, daß Artus in Karadigan in Southwales Hof hält, 1, 2, die Hofjagd auf den weißen Hirsch aber in der Grafschaft Cumberland und in Schottland vor sich geht. Der Hirsch wird gehetzt von *Gorriende les Carduel,* d. i. Carlisle in Cumberland, 2, 19 über Gedeorde 4, 35 in der schottischen Grafschaft Roxburgh, Landemore 6, 4, d. i. Lammermoor, den Wald von Glasgow 6, 7, Aroie 6, 10, d. i. Ayrshire, Südwestschottland, bis nach Ingeval 6, 16, dem aus W. Scott bekannten Galloway. Dort in der Nähe, hart am irischen Meere, ist Soumilloit ansässig 9, 16. Es ist ein gewaltiger Bogen, über den nur ein Poet eine Hirschjagd ausdehnen wird, aber es ist, die wunderbare Schnelligkeit des Hirsches und Parzifals zugegeben, eine anschauliche und verständliche Beschreibung. Ganz unpoetisch ist es aber, die ungeheure Entfernung von der königlichen Residenz gar nicht in die Erscheinung treten zu lassen, gar nicht eine Reise durch halb England, von Wales nach Schottland, zu erwähnen, welche der ganze Hof doch machen mußte, bevor er auf dem Schauplatz der Jagd ankam. — Nach der Jagd kehrt Artus nach Wales zurück und hält in Carduel Hof, wo sich ihm Fergus vorstellt, 9, 12. 19, 3. 20, 20. Aber wieder kein Wort von der Reise: *Puis*

chevaucent delivrement vers Cardoel sans arestement 9, 12. Von Fergus heißt es allerdings: *Tant cevauche par ses jornees Par montaingnes et par valees Que il vint a Carduel en Gales.* Aber doch ist er in einer Tagereise wieder in Cumberland 41, 21 ff. am Liddle. Diese Widersprüche erklären sich, wenn man annimmt, in Guillaumes Vorlage habe als Artus' beständiger Wohnsitz nicht das wales'-sche Carduel, sondern das cumberland'sche, die Stadt Carlisle, gegolten, die auch in unserm Gedichte vorkommt 2, 19, — der Wald Gorriende wird durch die Nähe dieses Carduel bestimmt, — Guillaume habe aber andern richtigeren Traditionen folgend Artus' Hof nach Wales zurückversetzt und ihn dort in zwei von der Sage bezeugten Königssitzen, in Karadigan, s. z. B. Chrestiens Erec 1025 f., und in Carduel residieren lassen; s. Chevalier au lion V. 7 *a Carduel en Gales*, Lancelot, Jonckbloet 2, LXI, Rochat «Über einen bisher unbekannten Percheval» S. 173. Die Unvereinbarkeit der örtlichen Angaben Guillaumes sind uns ein Zeugnis für die Treue, mit welcher er den mißverstandenen Worten seiner Vorlage folgte.

Allerdings verlieren wir durch diese Voraussetzung beinahe jede Berechtigung, über Guillaumes Erfindungsgabe, Kompositionsweise, poetische Ökonomie zu urteilen und sein Verdienst von dem seines Vorgängers zu sondern. Die Ablehnungen ausführlicher Beschreibungen jedoch kommen Guillaumes Kunstverständnis zu gute, wie aus der zitierten Stelle hervorgeht. Aber wer hat Arondelens Reise erfunden? Das ist in der Tat eine geschickte Wendung. Galiene ist auf ihrer Burg eingeschlossen und muß binnen acht Tagen einen Kämpfer 160 stellen, der ihre Sache gegen zwei Ritter aus der Zahl ihrer Feinde verteidigen solle. Der Ritter wird natürlich Fergus sein, der in der Nähe weilt, zugleich muß Fergus aber zur Tafelrunde zurückgebracht werden, welche den verkannten Helden schmerzlich vermißt. Nun weiß aber Fergus nicht, daß Galiene ihn noch liebt, und der Hof des Königs Artus mit seiner Tafelrunde ist dem Leser

über den Abenteuern des Helden beinahe ganz aus dem Gesicht gekommen. Durch die Reise Arondelens, welche sich natürlich zunächst an den Hof König Artus' wendet, um einen Kämpfer für ihre Herrin zu erlangen, wird sowohl die Aufmerksamkeit des Lesers wieder der zweiten Handlung des Gedichtes zugewendet, der Erwerbung Fergus' für die Tafelrunde, und Fergus erhält Nachricht über die dauernde Liebe Galienens und wird dadurch zu entscheidenden Taten aufgemuntert. Allerdings andres ist gerade hier wieder unklar. Arondele spricht 145, 4 die Absicht aus, den Ritter mit dem schönen Schilde, das ist Fergus, zum Kampfe für das Recht ihrer Herrin aufzufordern. Aber sie tut es nicht. Und als sie zu Fergus kommt, ohne ihn zu erkennen, da begreift man weder, warum sie, deren Hoffnungen in betreff der Tafelrunde eben getäuscht worden waren, nicht ihren unbekannten, aber jedenfalls streitbaren (150, 2) Wirt bittet, Galienen beizustehen, noch warum Fergus sich ihr nicht zu erkennen gibt.

Auch solche Kunstfehler erklären sich leicht unter der Voraussetzung einer schriftlichen Vorlage. Sie sind nicht vereinzelt. Daß Galiene Prinzessin von Lodian ist, muß der Leser fast erraten.

Zwei Widersprüche scheinen auf den ersten Blick zu weitern Vermutungen über die Natur der Quelle zu ermächtigen. 115, 4 heißt es, daß neun Stufen zu dem schönen Schilde und dem Baume, unter welchem die Schlange liegt, hinaufführen. Einige Verse später 115, 18 steigt Fergus zehn Stufen hinauf. Aber nur die zweite Zahl steht im Reim, die erste, allerdings in beiden Handschriften gleich, kann ein alter Fehler sein, wenn nicht eine Erklärung der abweichenden Zahlen möglich wäre. 115, 1 ff. schreibt Martin *Illueques* — d. i. *en un praiel — li bons escus pent De desus un piler de marbre. Illuec est la guivre sos l'arbre. Molt bien taillies a noef degres Bien halt a ordne compasses.* Diese abgerissene Darstellungsweise wird bedeutend verbessert, wenn man mit Hilfe

der Handschrift A schreibt: *Illueques li bons escus pent De desus un piler de marbre, — La se siet li serpens sos l'arbre, — Bien entaillie a noef degres, Halts, a ordene compasses.* Dann ist es aber auch ganz richtig, daß, um aus einer schiefen Ebene eine Stiege von zehn Stufen zu machen, neun, nicht zehn Stufen eingehauen werden müssen. Allerdings ist mir sonst kein Beispiel einer so technisch genauen Darstellung bekannt. Aber s. Martin zu Gudrun 1022, 1. — Der andre Widerspruch, der mir aufgefallen, ist die rohe Drohung des gut gezeichneten Hitzkopfs Arthofilaus, der König werde Galienen nicht heiraten, sondern den Knechten preisgeben 141, 8, während 149, 161 28. 152, 29. 158, 35 immer nur von einer Nötigung zur Heirat mit dem Könige die Rede ist. Man könnte vermuten, daß in der Vorlage deutlicher als in Guillaumes Gedicht Arthofilaus' Worte nur als eine übermütige, auf eigene Gefahr hin gewagte Einschüchterung Galienens gelten sollten. Aber da die Verse, welche die Drohung enthalten, sich leicht ausscheiden lassen, werden sie wohl interpoliert sein, s. unten.

Zeichen von künstlerischer Absicht scheint mir noch die Dreizahl der Abenteuer zu sein, welche Fergus vor seinem Wahnsinn nach Besiegung des schwarzen Ritters und der Nachricht von Galienens Flucht besteht: der Ritter mit dem Zwerg, der Räuber an der Brücke, die fünfzehn Raubritter.

Aber gegen die poetische Ökonomie verstoßen Guillaume oder sein Vorbild sehr häufig. Die Ausführlichkeit oder Gedrängtheit der Darstellung steht in keinem Verhältnisse zu der Wichtigkeit der beschriebenen Vorgänge für den Aufbau der ganzen Fabel. Die Erzählung von der Hirschjagd im Anfang und von Perchevals Beteiligung daran ist recht hübsch, aber die ausführliche Behandlung ist unpassend, da sie nur dazu dienen soll, Fergus den Anblick bewaffneter Ritter zu verschaffen, — und verführt obendrein zu der Vorstellung, als solle Percheval Held des Romans werden.

Unmotiviert kurz ist wieder die Erzählung von Fergus' zweitem Kampfe mit dem schwarzen Ritter zum Schlusse des Gedichts 179, 19. — Die Prinzipien der Darstellung sind nicht fest. Diners will Guillaume nicht beschreiben 28, 37. 137, 23, den schönen Schild auch nicht 110, 30, auch die schottischen Ortschaften will er nicht aufzählen, welche Fergus passiert habe 106, 16: die Stationen der Hirschjagd aber waren uns nicht geschenkt worden und die Einrichtung von Fergus' Schlafzimmer beim königlichen Kämmerer erfährt eine begeisterte Schilderung, ohne daß daselbst etwas Besonderes vorginge 33, 24. — Dagegen zeugt es von künstlerischer Absicht, wenn die Beschreibung von Fergus' Erscheinung bis zu seinem Zusammentreffen mit Galienen verschoben wird 45, 9; 35, 23 war ganz allgemein gehalten. Ebenso wird der blendende Glanz des Schildes, den Guillaume anfangs nicht schildern will 110, 30, des längeren besprochen in der effektvollen Szene, als Galiene sich vom Turm stürzen will und Fergus plötzlich aus dem Walde hervorreitet, der von den Strahlen des Schildes in Flammen zu stehen scheint. — Seelenzustände werden sowohl geschildert, als durch Monologe dargetan 49, 23. 153, 15. Auch die Gesinnungen der großen Masse erfährt der Leser durch ein anonymes Gespräch 174, 7.

Wir wissen, daß Guillaume auch in den rhetorischen Mitteln ein Nachahmer Chrestiens ist. Einen Teil seiner besten Wirkungen erzielt er aber doch durch ein natürliches Talent für drastische, oft humoristische Darstellungsweise, in welcher er selbst Partei nimmt für und gegen die Personen seiner Dichtung, durch lebendigen charakterisierenden Dialog, sowie durch eine naive Vertraulichkeit dem Leser gegenüber.

Sehr gelungen ist, wie schon angedeutet, die Schilderung der atemlosen Hetze bei der Hirschjagd 3, 14 ff., die gewaltige Wirkung, welche der Anblick der Ritter auf Fergus ausübt 11, 18, die humoristische Beschreibung der verrosteten Waffen Soumilloits 15, 25 ff. Eine kräftige 162

dramatische Begabung zeigen die Gespräche. So gleich das erste zwischen Fergus, seinem groben bäurischen Vater und der vermittelnden Mutter, deren vornehme Geburt sie mit den unerhörten Neigungen Fergus' sympathisieren läßt, so sehr ihr auch der Abschied zu Herzen geht 13, 24 ff., dann das prächtige Gespräch zwischen dem tollköpfigen Arthofilaus und Galienen, der auch das Blut in die Wangen steigt und die im Zorne übermütiger spricht, als ihre Umstände erlauben 141, 1 ff. Noch derber sind die Gespräche natürlich im Streite der Männer, so wenn Arthofilaus von dem Türhüter Einlaß in die Burg fordert 140, 5. Hier und in der Szene zwischen Vater, Mutter und Sohn macht sich die Erregung nur in ungeduldigen Zornesworten Luft. Gewöhnlich aber legt Guillaume seinen Personen beleidigende Hohnreden in den Mund und vergißt nicht hinzuzufügen, der andre wäre vor Zorn beinahe aus der Haut gefahren. So sagt Fergus 81, 32, nachdem er einen Ritter zu Boden geschlagen: *Leves tost sus: trop estes lens. Se vos derieres eust dens, Je cuit, il vos eust mal mis. Cent vif dyable! En quel pais Apresistes a chevaucier? Mal ait qui vos dut ensignier D'armes et de chevalerie.* Oder Fergus verwundet den schwarzen Ritter und ruft ihm zu 65, 32: *Dius vos salt, sire chevalier! Mestier aves or de saignier: Jel voi molt bien a vostre sanc Qui pert deseur cel hauberc blanc. Il sainne trop, gardes vos viaus! Car li sainnieres est nouvials, Si ne sot pas coissir la vaine.* Ähnliche wilde Spottreden 86, 25. 91, 5. 141, 35. 160, 10. 31: hier verhöhnt Fergus den feindlichen König wegen des Verlustes seines Neffen, der eben im Kampfe gefallen, 175, 4 ist weniger grausam: Fergus hat Kes kopfüber in eine Pfütze geworfen und stellt ihn in dieser Lage zur Rede, wie er sich unterfangen könne, ohne Erlaubnis in seinen Teichen zu fischen. Aber es sei wohl Diensteifer für den König, damit dessen Abendtafel gut bestellt sei. Auch 21, 17. 22, 29 finden wir ironische Wortgefechte.

Selten bedient der Dichter sich bei diesen lebendigen

Darstellungen der Vergleiche, und immer sind es die einfachsten ungesuchtesten, nie sind sie ausgeführt: 41, 18 *De fierte resanble lion*, 133, 25 *Comme lions lor recort seure*, oder 126, 1 der Riese fiel wie eine Eiche, 62, 35 der schwarze Ritter kam heran schnell wie der Blitz, 174, 3 Fergus' Pferd läuft schneller, als ein Vogel fliegt; 174, 6 ist wohl komisch gemeint: die gaffende Menge steht da in regungsloser Gespanntheit *com poisson fichie.*

Lieber sind ihm starke Übertreibungen: 2, 36 *En tot le mont n'ot plus bel home*, als König Artus, *Ne mius sanblast enpereor*, 58, 3 *Quant il fu sus*, Fergus auf dem Berg Noquetran, *ne mervillies*, *Se il fu auques travillies. Dont n'ot membre, ne li dolust, Doit ne ortel, tant petis fust.* 189, 5 168 *Par ces tables vont si espes Que devant deus plus en metoient Que sis autre n'en mangeroient.*

Ergötzlich ist es, wenn der Dichter sich selbst für die Geschöpfe seiner nachbildenden Phantasie erhitzt oder sich an ihre Stelle versetzt. Der feindliche König bittet Fergus um Gnade 161, 19: *Ne m'esmervel, en moie foi, Se il avient ensi au roi, Quant il veoit la mort venir Por lui grever et envair. On ne le doit pas trop blasmer, Se la mort pooit eskiver Solement por crier merchi. Volentiers fesisse autresi Que de la mort merchi proiaisse*, vgl. die humoristischen Darstellungen 65, 15. 123, 33. 184, 30 oder andre, in denen des Dichters Mitgefühl mit seiner Heldin hervortritt 160, 19: *Or le* (Galienen) *vauroit tenir son veul Sor le col de son auferrant; Plus de cent fois en un tenant Le baisseroit, mon ensient;* 187, 20: *Celui a saissi de s'amie Qui por l'avoir de Normendie, Ne le rendist, co est la some, Non por tot l'enpire de Roume. Or a s'amie, or est joians. S'il l'aimme, et ele lui trois tans, S'il est biaus, et ele ensement;* 121, 23: *Talent a qu'il voist herbergier El castiel por lui reposer. Mius li venist avant aler.*

Ein Ausdruck der Teilnahme des Dichters an dem Geschicke der handelnden Personen seines Romans ist auch die häufige Ankündigung unmittelbar folgender Ereignisse. 114, 14. Fergus glaubt schon den schönen Schild

zu haben: *Mais molt li sera contredit Ancois que il l'ait a delivre,* oder 122, 6: *Or convient que Fergus soit sage De lui bien deffendre et gaitier: Car li jaians vaura venger, Se il puet, molt procainnement La mort sa feme et le serpent: Si aura l'escu en baillie.* Vgl. 58, 16. 59, 37. 62, 30. 120, 28. 131, 37. 147, 17. 164, 16.

Ebenso aber setzt Guillaume auch das lebhafte Interesse der Zuhörer an den Wechselfällen seiner Erzählung voraus. So 4, 13: die Hundemeute bellt beim Anblick des Hirsches *Molt vos pleust a escoter,* — oder 9, 5: *Et lors veissies en la lande Ces tres destendre et trebucer;* vgl. 19, 19. 33, 30. 58, 3. — Verleihen doch dieselben Redeformen der französischen Umgangssprache ihre unnachahmliche Liebenswürdigkeit.

Diese Versenkung in den zu behandelnden Stoff, so glückliche Wirkungen sie mitunter dem Dichter gestattet, ist seiner künstlerischen Ausbildung nicht gleich günstig gewesen. Der Stoff interessiert ihn ungleich mehr als der Stil. Wo ihm nicht die Teilnahme an dem Dargestellten rhetorische Mittel an die Hand gibt, wird seine Sprache leicht nachlässig und schleppend, auch lästige Wiederholungen fehlen nicht. 39, 31—40, 8. 41, 4: *Atant Fergus a congie pris Au roi et a barons de pris. Meismement par deseur tos A monsignor Gavain le prous A congie pris et demande;* 4, 14: *Li cers n'ot cure d'arester* = 4, 30 *Li cers n'a cure d'arester.* — Auch Thomas, ein Dichter, der wie wenige den Zugang zum Gemüte des Lesers findet, drückt sich mitunter unbeholfen und schwerfällig aus, wenn ihn die Sache kalt läßt; Zs. 14, 363.

164 Aber einige anakoluthische Fügungen dienen eher der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, als daß sie Tadel verdienten. 141, 31 sagt Galiene in ihrer herben Spottrede zu Arthofilaus *Ales vos un poi reposer.* Sie fingiert nämlich ihn für betrunken zu halten. — *Puis si vos revenes fabler De vos novieles par amor, — coment est a vostre signor? Ce cuit jo que il set piecha Nonbrer, quantes chevilles a Ens es portes de cest manoir.* Die Begier, auch dem König etwas

Beißendes zu sagen, läßt Galienen die eben ausgesprochene Bedingung vergessen, Arthofilaus möge erst ausschlafen. Aber vielleicht ist mit Hülfe von A zu lesen: *Puis ci* (*si* AP) *vos revenres fabler.* — Ebenso drückt das Zeugma 71, 37 die rasche Wechselrede aus: *Li ostes d'un, cil respont d'el.* — 62, 21 ist kein wirkliches ἀπὸ κοινοῦ, sondern nur eine naive Wiederholung: *Et faisoit tel noisse*, der weiße Hirsch, *et tel bruit, Con se trestout li cerf en ruit De la forest i asanblaissent: Ja grinnor noisse ne menaissent.*

Aber die Verwendung derselben Phrase bei denselben Anlässen ist wohl nur Bequemlichkeit: so das komische [?] *plus tost que pot*, das an gegenwärtige übertreibende Ausdrücke des Französischen erinnert, 16, 19. 34, 20. 62, 10. 75, 16. 89, 31, s. Martin zu 16, 19, und *et plus l'en prisse je* 30, 12. 140, 20.

Zu der Sorglosigkeit in betreff der stilistischen Form stimmen die starken Ungenauigkeiten des Reims, Martin S. IX ff.

Die naive Derbheit, welche uns in so manchen der geschilderten Eigentümlichkeiten entgegentritt, ist gewiß der wahre Charakter des Dichters. Aber er ist bemüht, darüber hinauszugehen und sich auch die Zierlichkeiten der höfischen Kunstsprache zu eigen zu machen. Schon oben haben wir von Nachahmungen der Chrestienschen und Thomasschen Rhetorik gesprochen, s. Martin XVIII f. Die Wiederholungen und die Kritik einzelner Worte, die hypothetische Negation einer These, die eingeflochtenen Sprüchwörter scheinen Nachahmungen der herrschenden Schule zu sein. Aber er hat auch ihre Wortspiele 53, 19, ihre Dialektik 164, 10, ihre Umschreibungen Gottes 79, 8. 85, 27. 118, 28, ihre Mythologie und Allegorie 45, 23 Amors Pfeile, 52, 26 Liebe und Scham. In diesen Künsten ist er nicht recht zu Hause: das Wortspiel mit Herz 53, 19 ist geradezu albern.

Der Dichter des Fergus galt bis vor kurzem auch für den Verfasser des *Besant de Dieu* und andrer didak-

tischer Gedichte. Martin nimmt Mussafias Unterscheidung an, der Centralblatt 1869 Nr. 29 den Dichter des Bestiaire und des Besant als Guillaume le Normand sondert von Guillaume le Clerc, der den Fergus geschrieben. Die Sittengedichte zeigen asketische Gesinnung und haben reine Reime: die Reime in Fergus sind sorglos und die Lebensauffassung des Dichters ist ritterlich. Der Gegensatz kann sich durch das Alter erklären. Wenn der Bestiaire 1211, der Besant de Dieu 1226. 7 fällt, so wäre
165 es immerhin möglich, daß der Fergus mit noch ungeübter Kunst in dem ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts zu Ehren des Alain von Galloway, welcher 1200 bis 1233 regierte, gedichtet worden sei. Das wichtigste, was Martin an neuem Material für die Frage beibringt, sind die picardischen Doppelformen S. XII. Aber sie sind spärlich, und es wäre wohl möglich, daß sie nur der uns vorliegenden durch die picardische Handschrift A am besten repräsentierten Redaktion zur Last fallen, die sich vielleicht zum Original ähnlich verhält wie P zu A.

Daß der Dichter ein Picarde gewesen, ist unwahrscheinlich. Wie er von England und Schottland spricht, möchte man ihn am liebsten für einen in England lebenden Normannen halten. S. die Stellen bei Martin S. XXIV und die Anrufung des h. Mango S. XXII, wozu noch manches andre kömmt; 28, 3 werden die englischen Ritter als die besten der Welt gepriesen, die englischen Pferde übertreffen gleichfalls alle übrigen 127, 12; 3, 9 heißt es: *Tel mantiel en tote Engleterre N'ot, n'en Escoche n'en Irlande*, so konnte man doch kaum in Frankreich sprechen, vgl. 107, 20. 6, 10. Die richtige Geographie könnte allerdings der Vorlage enstammen, s. oben.

Aber nicht für den Norden von England war das Werk bestimmt. Dort übliche Sitten werden als etwas Absonderliches, dem Hörer Unbekanntes beschrieben, 17, 8: *Une corgie a nels en son Portent tos jors cil del pais Dont li valles estoit nais.* 16, 33 werden die schottischen Sumpfpferde so eingeführt: *Et sacies bien certainnement Que la*

costume en est itals El pais de pluissors cevals Qu'il corent plus delivrement Sor le marois qui vait hocent Que ne feroit nus hom a pie. Auch nicht für den Westen, da dort die oben berührten geographischen Unmöglichkeiten Anstoß gegeben hätten. Aber am englischen Hofe konnte die Erzählung immerhin vorgetragen werden.

Die Vorlage könnte, wie Martin vermutet, Allan von Galloway gewidmet worden sein, wenn bei den hochländischen Häuptlingen des 13. Jahrhunderts Kenntnis der französischen Sprache verbreitet war — aber vielleicht war die Vorlage lateinisch —, und wenn es Allan schmeichelhaft oder wenigstens nicht beleidigend dünken konnte von einem Bauernsohn abzustammen. Beides scheint mir zweifelhaft. Daß aber die Namen Fergus und Soumilloit in Erinnerung an hervorragende Clanführer gewählt worden seien, ist wohl glaublich. Die darüber beigebrachten Notizen Martins sind sehr dankenswert. Es ist wohl der erste Roman, der hochschottische Helden und hochschottisches Kostüm in die Weltliteratur einführt; s. Martin S. XXIV. Auch die Bestimmung englischer und schottischer Örtlichkeiten S. XIX ff. begrüßen wir freudig als einen Beitrag zu einer sehr vernachlässigten Disziplin. Nur hätten wohl alle, oder doch die für die geographische Bestimmung wichtigen Zitate beigesetzt werden sollen. Und sollte Loenois nicht weiter zu bestimmen sein als durch ein Fragezeichen und die Bemerkung, daß dieses 166 Land öfters in Artusgedichten erwähnt werde? Schon v. d. Hagen MS. 4, 570 f. hat hiebei auf britische und bretonische Lokale verwiesen.

Die Überlieferung ist recht mißlich: zwei schlechte, stark interpolierte Handschriften von nur entfernter Verwandtschaft, auf einen vielleicht interpolierten, s. oben über 141, 8, jedenfalls schon fehlerhaften Archetypos zurückweisend; s. unten zu 39, 28. 122, 13. 139, 4. 152, 13. 154, 22. 161, 23. 162, 17. — P hat bei weitem mehr Text: es interpoliert auf gedankenlose Weise, so daß häufig drei Reime herauskommen, Martin S. VII. Vor allem

liebt diese Handschrift Reden und Monologe rhetorisch zu erweitern 131, 31 ff. 135, 29 ff. 136, 18 ff. 142, 13. 15 ff. 144, 27 ff. 150, 27 ff. 153, 16 ff. 31 ff. 36 ff.; auch Gelehrsamkeit zeigt sie 128, 4 ff. 153, 36 ff. Dieses Bestreben tritt aber erst gegen Ende des Gedichtes deutlicher hervor. Der Seelenkampf und Monolog Galienens 49, 23 ff. z. B. hat noch keinen Zuwachs erfahren. A aber kürzt gerade ab, je mehr sich das Gedicht dem Schlusse zuwendet. Das erschwert oft die Beurteilung, ob Mehrzeilen der Handschrift P einen Zusatz dieser Redaktion oder eine Lücke in A bedeuten. Der kritische Grundsatz Martins S. VII f. ist unter den gegebenen Verhältnissen der allein richtige. Freilich führt er nicht zu zweifellosen Resultaten. Besonders deshalb, weil die zugrunde gelegte Handschrift A, obwohl durch geringere Interpolierung und unreinere Reime dem Ursprünglichen näher, s. Mussafia, Centralblatt 1872, S. 365, die andre an Güte kaum übertrifft. Man ist häufig genötigt, hinter die Überlieferung auch der Handschrift A zurückzugehen, um nicht nur einen besseren, öfters auch um nur einen möglichen Text zu bekommen. Aber die Verderbnisse liegen tief, und an ganz verzweifelten Stellen fehlt es nicht. Martin hat in den Anmerkungen eine Reihe dergleichen aufgeführt. Manches dürfte ausdauernden Versuchen sich doch noch ergeben.

Mussafia hat bereits mehreres gebessert. Einige Vermutungen will ich auch mitteilen. 34, 34 f. *Si grant biaute li a donee Dames dius qui vaut metre painne A former de se main demainne*] Das Objekt im letzten Vers scheint unentbehrlich: A hat *Quil e fist a se main demaine:* das weist auf *Qu'il le fist a se main demainne.* 139, 1 ergänzt man das Objekt leicht aus dem unmittelbar Vorhergehenden. — 39, 28 *Et nequedent nus fors cestui,* nämlich Gawan, *N'est de Gauvain miudres de lui*] Der Dichter will sagen, nur Gawan stehe sein Held nach. Martin hätte in der Anmerkung die ungefüge Stelle doch mit aller Entschiedenheit als verderbt hinstellen müssen. Ich vermute statt

des letzten Verses *n'est desormais miudres de lui.* — 43, 31 *N'iert pas biele tant solement, Ancois est sage en sa biaute*] im zweiten Vers *ert* mit A. — 47, 12 *Ensi fu la mute sonnee Entr' els deus plus d'une liuee*] Die unerhörte Phrase der Handschrift A, welcher Martin hier folgt, erklärt Tobler: «es wurde beständig zum Aufbruch geblasen», d. h. «es ging nicht los». Das ist doch nur ein Scherz. Ursprünglich wird gestanden haben: *Ensi ni ot note sonee,* daraus machte P *Ensi fu: ni ot mot sonne,* was ganz gut 167 ist, s. 11, 8: A las gedankenlos aus den Buchstaben der Vorlage seinen Unsinn heraus. — 115, 4 s. oben. — 121, 5 *Mais une voie le decoit Quil force en son esgardement. Sa voie laist, une autre prent*] *force* wird wohl dasselbe Wort sein, das 18, 15 begegnet war, *La chariere la li forcha,* s. Martin dazu. Ich glaube, das Wort kann nichts anders heißen als «sich gabeln, spalten, sich teilen». Leider ist 121, 6. 7 in P ausgefallen; aber auch so kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten: *Mais une voie le decoit Qui force. en son esgardement Sa voie laist, une autre prent.* — 122, 13 *Que jamais nus l'escu n'ara Fors que cil est qui ore l'a*] *Jamais nus l'escu n'avera Fors que il est qui ore l'a* A. *Que nus autres lara L'escu fors que cil ki or la* P. *Est* in A sicher falsch: *Que jamais nus autres n'ara L'escu fors cil qui ore l'a.* — 131, 31 Punkt zu tilgen: *Seuls a armes sor son destrier Se pense que prover s'ira.* — 139, 4 *sor vostre pois*] wohl *sos vostre pois.* — 141, 5 bis 10 die Drohung, Galienen den Knechten zu überliefern, kann ganz gut herausgenommen werden, es fällt dadurch der oben erwähnte Widerspruch weg. — 152, 13 Galiene war so abgehärmt, daß sie ihre Schönheit nicht wieder erlangen könnte, *Qu'ele n'eust pas recovree, En un des plus lons jors d'este.* Das ist doch zu albern. P hat *Ne l'eust mie recovree Que en un mois ou lonc d'e.* Vielleicht *En un mois ou le lonc d'este.* — 154, 22 *S'ert li termines de ma fin*] Was soll das heißen? Ich lese *S'est de mon termine la fin. Termines* als Lebensdauer s. 156, 3 *De mon termine n'i a plus.* — 161, 23 *On ne le doit pas*

trop blasmer, Se la mort pooit eskiver Solement por crier merchi. Volentiers fesisse autresi Que de la mort merchi proiaisse] In der zweiten Zeile liegt ein alter Fehler, denn auch P hat *se il la mort puet eskiver.* Es wird geheißen haben *On ne le doit pas trop blasmer. Se la mort pooie eskiver Solement por crier merchi, Volentiers fesisse autresi* usw. — 162, 17 *Que a la dame rendissies En bonne pais trestot quites Ses castials et ses fermetes.*] P hat statt des zweiten Verses *En toutes pais en tous cuites.* Ich zweifle nicht, daß es heißt: *En pais trestotes ses cites.* Man vermißt, abgesehen von der ungrammatischen Überlieferung, das Wichtigste in der Aufzählung, die Städte.

Auch die Worterklärung hat, wie sich das eigentlich bei jedem altfranzösischen Text von selbst versteht, ihre Schwierigkeiten. Interpretation und Kritik entbehren der sicheren Grundlage, solange der Sprachgebrauch nicht in übersichtlichen Sammlungen vorliegt. Manches hat Martin glücklich beleuchtet durch Heranziehung besonders Chrestienscher Stellen, auf manches der Erklärung Bedürftige weist er hin: aber wie ist 138, 6 zu verstehen: *Keus est li rois en trepel?* Und in 99, 33 *Tos est ales et desnorris* wird *ales*[1] wohl nicht gleich *perdus* sein, wie vielleicht 113, 33, sondern *hâlé.*

Dr. Eugen Kölbing, Riddarasögur, Straßburg, Trübner, 1872.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 24 (1873), S. 523—527. — Graz 28. II. 73.

Es ist gewiß dankenswert, daß uns hier in einer deutschen, leicht zugänglichen Ausgabe ein Teil jener altnordischen Literatur geboten wird, welcher gegenüber der im allgemeinen so großen Verschiedenheit deutscher und skandinavischer Kultur und Poesie im Mittelalter die

---

[1] *ergänzt.*

Ähnlichkeit der Interessen und des Geschmackes der verwandten Nationen zu illustrieren am meisten geeignet ist.

Aber was das philologische Verdienst der Kölbingschen Arbeit anbelangt, so scheinen die kritischen Ziele und Grundsätze nicht immer hinlänglich klar und genügend befestigt, zuweilen vermißt man auch die korrekte und saubere Ausführung des Einzelnen. Ich beschränke mich auf Besprechung der zwei wichtigsten Editionen, der Ívenssaga und der Mírmanssaga.

In der Ívenssaga betrachtet Kölbing *A* und *B* als zwei Hss. einer durch «gemeinsame Verderbnisse» charakterisierten Familie, p. VI. Er bescheidet sich, nur die Hs. *A* dieser Familie darzustellen, als die bessere und vollständigere, — *B* ist am Schlusse verstümmelt. — Den Archetypus der Familie zu rekonstruieren, ist nicht seine Absicht, da ihm nicht entgangen sein kann, daß dann alle Stellen von *B*, in denen diese Hs. Stellen des französischen Originales übersetzt, welche in *A* fehlen, hätten aufgenommen werden müssen. Denn das ist doch unglaublich, daß die ursprüngliche Bearbeitung des französischen Romans nur das *A* und *B* Gemeinsame umfaßt habe, worauf dann sowohl *A* als *B* mit Chrestiens Löwenritter in der Hand eine ergänzende Revision vorgenommen hätten. Kölbing selbst macht p. XXXV wahrscheinlich, daß unseren Bearbeitungen *A* und *B* eine ältere vollständigere zugrunde liegt, aus welcher unmittelbar das schwedische Gedicht geflossen sei. — Wenn Kölbing nun bloß zeigen will, was der mannigfach verkürzende Redaktor *A* aus der ihm und dem Redaktor *B* gemeinsamen Vorlage *X* gemacht habe, wie kann er Konjekturen in den Text aufnehmen, welche jene für die Familie als charakteristisch geltenden Fehler hinwegschaffen sollen. Das geschieht p. 78, Z. 2, p. 117, Z. 25. Er geht also in diesen Fällen hinter die Familie zurück und gibt etwas, dem nach seinen Voraussetzungen niemals historische Existenz zugekommen sein kann. Ist aber auch hierin

nicht konsequent. Nur an den zwei erwähnten Stellen setzt er seine Konjekturen in den Text *A*, an den zwei andern, diesen auf p. VI ff. koordinierten, p. 98, Z. 22, p. 103, Z. 14, tut er es nicht.

Allerdings den Archetypus der Kölbingschen Familie darzustellen durch Vereinigung der Plusstellen von *A* und *B* wäre nicht angegangen, da die Abweichungen beider Hss. in der Stilisierung der gemeinsamen Stellen nicht daran zweifeln läßt, daß auch der Ausdruck der Plusstellen in *A* oder *B* oder in beiden Redaktionen alteriert worden sei. Aber wenn es sich darum handelt, der ursprünglichen Gestalt der Familie möglichst nahe zu kommen, hätte *B* 524 den Vorzug verdient, das an 46 Stellen gegen *A* das französische Original wiedergibt, während *A* nur an 18 vor *B* diesen Vorzug hat.

Die Gründe jedoch, auf welche hin K. seine Familie *AB* annahm, sind ganz unsicher.

P. 78, Z. 2. Die Lesearten von *A* und *B* geben einen ganz guten Sinn. «Er sagte mir, wie lange Zeit verstrichen sei *(hversu löngu)*, seit er das letzte Mal *(næst)* einen solchen Ritter *(þann riddara)* gesehen habe, der» usw. Vgl. den schwedischen Text. Das Französische wurde nicht wörtlich, aber dem Sinne nach ganz richtig übersetzt.

P. 98, Z. 22. Es ist gar nicht notwendig, das französische *qui ne s'an aproche* zu übersetzen, da der Sinn durch die Übersetzung des zweiten Relativsatzes *Et qui n'a ne lengue ne boche Ne san, dom acointier se sache* hinlänglich klar gemacht wird. Aber auch hier wird *dom acointier se sache* nicht ausdrücklich wiedergegeben. Allerdings elegant ist die Übersetzung nicht, sie war vielleicht auch manchem Leser nicht ganz verständlich, aber vorzüglich im Ausdruck sind ja diese jungen Sagas überhaupt nicht.

In der folgenden Stelle z. B. p. 103, Z. 14 hat der Übersetzer das französische *seignor* für den Singular gehalten und sinnlos durch *góðr riddari* übersetzt. Wir haben nicht die Aufgabe, sein Pensum zu korrigieren.

Auch p. 117, Z. 25 kann sehr wohl das Original schon den Wechsel der Konstruktion gehabt haben. *A* ist zugrunde zu legen. ***Snúa um*** heißt *evertere: í vesald*, das *B* bietet, mag aus *ok vent* von *A* stammen. *Venda,* welches Dativ oder Akkusativ regieren kann, setzt hier sein Objekt erst in den Dativ, verführt durch die vorhergehenden Dativkonstruktionen von *týna* und *snúa*, und fährt dann im Akkusativ fort. *A* und *B* sind demnach verschiedene Redaktionen des Originals, von welchem *B* weniger abweicht als *A*.

Mírmanssaga. Hier ist die Überlieferung allerdings richtig behandelt. Wir haben eine Hs. *A*, zu der *a* und *b* in nächster Beziehung stehen: nur *b* erlaubt sich hie und da Änderungen. Die Ausgabe beruht also wesentlich auf *Aa*. Unter dem Text wird eine ganz freie Bearbeitung *C* mitgeteilt. Aber was p. XXXIX über die Hs. *a* bemerkt wird, ist unklar und verwirrend. Die Hs. *A*, in welcher mit vielen andern die Mírmanssaga auf Bl. 62 bis 69 enthalten ist, hat nach Bl. 69 eine Lage verloren, s. p. II, auf welcher die zweite Hälfte der Saga gestanden haben wird. Aber wenn Hs. *a*, welche durch Auslassung schwer lesbarer Worte in *A* sich deutlich als eine Kopie dieser Hs. zu erkennen gibt, an dem Punkte, wo ihre Vorlage in ihrer gegenwärtigen Gestalt abbricht, eine Lücke von einer halben Seite zeigt, so ist dieser Umstand an sich so wenig ein Anzeichen, daß auch das, was in *a* nach der Lücke folgt, aus der verlorenen Lage von *A* stamme, daß er vielmehr auf die Vermutung führt, *a* habe seine Fortsetzung anderswoher bezogen, aber keine unmittelbare Anknüpfung gefunden. Wenn nicht die Hs. *b*, welche, wenn auch keine unmittelbare Abschrift von Hs. *A*, s. unten, dieser doch nur ein wenig ferner steht als *a*, die Erzählung von *A* ohne Lücke aufnähme und sodann mit Hs. *a* fortführte, bis ungefähr zwei Kapitel vor dem Schluß der Text beider Hss. mitten im Satz bei demselben Worte abbricht, — und wenn nicht die Überarbeitung *C* sich zu *A* wenig anders verhielte als zu jenem Teile von *a*, der

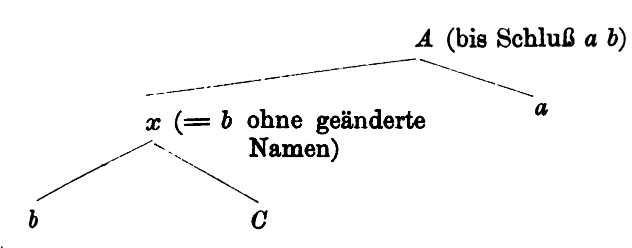
525

auf Bl. 69 des uns erhaltenen Restes von *A* folgt. Der Text von *a* und *b* setzt demnach allerdings einen Zustand der Hs. *A* voraus, in welchem die Lage nach Bl. 69 noch vorhanden war. Die Mírmanssaga beginnt mit der vorhergehenden Lage Bl. 62a und kommt Bl. 69b bis gegen Ende des 11. Kapitels. Was *a* und *b* als Kapitel 12 ff. bis ins 24. hinein bringen, kommt an Umfang dem Text von *A* ziemlich gleich. *A* 62a—69b = 779 Zeilen der Ausgabe, das folgende nach *b* = 808 Zeilen. — Die Lagen müssen längere Zeit gebraucht worden sein, bevor sie geheftet wurden. Die ersten und letzten Seiten haben sehr gelitten, s. p. II. Das zeigt sich auch hier: Bl. 62a ist im Anfang unleserlich, Bl. 69b ist noch mehr beschädigt worden, s. p. 163. 164. 165. Ja mehr als irgend eine letzte Seite eines Quaternio, s. p. II. Sie wird also länger ohne schützende Decke bestanden haben als die übrigen Lagen. — Die ganze Hs. bestand, wenn man die verlorenen mitzählt, aus 147 Blättern. Möglich, daß sie aus zwei nicht ganz gleichen Teilen vereinigt worden, deren einer von 1a—69b, der zweite von 70a—137b gegangen wäre. Die Lücke von einer halben Seite in *a* nach Bl. 69b von *A* wird sich demnach am einfachsten dadurch erklären, daß man annimmt, als der Schreiber *a* an sein Geschäft ging, sei der Anfang von *A* Bl. 70a so abgerieben gewesen, daß er ihn als unlesbar einfach fortließ, wie er das, nur in geringerem Umfang, auch mit dem Bl. 62a seiner Vorlage getan hatte, s. p. 139. Ebenso ist ja Bl. 1a unlesbar, s. p. II.

b wäre demnach vor *a* entstanden. Oder nicht sowohl *b*, als eine andre ihr sehr ähnliche *x*, aus welcher einerseits *b*, andrerseits die Überarbeitung *C* stammt. *C* setzt eine Abschrift von *A* voraus, die im wesentlichen = *b* ist. P. 164, 4): *A* hat *lát heldr af* (unleserlich) *hégóma, bC: lát heldr af þínum hégóma*, — *a: lát heldr af hégóma;* — 170, 1) läßt *a*, was es in seiner Vorlage nicht hat lesen können, nach seiner Gewohnheit und unbekümmert um den Sinn aus. *C* stimmt mit *b*; — 168, 1): die einzige

sachliche Änderung, welche sich *b* erlaubt; *C* führt sie nur weiter aus. Aber *C* stimmt in den Namen mit *a*, während *b* 165, 2) *Gladefant* bietet statt *Bévarð* *AaC*, und auch im Anfange, wo wir *C* nicht vergleichen können, *Helena* *Aa* mit *Catrína* 139, 4), *Meginza* *Aa* mit *Argenga* 139, 5) vertauscht. Es ist nicht glaublich, daß der Überarbeiter *C* die wahren Namen gewußt und gegen seine Vorlage, wenn diese *b* gewesen, eingesetzt hätte.

Der Stammbaum wäre demnach: 526



Auch die einzelnen Stellen des Textes geben hie und da zu Bedenken Anlaß. So z. B. Íventssaga 84, 6) *ek væntir mik A, ok vænti ek B*. Kölbing setzt *ek vænti* in den Text, um diesen lapsus calami der Hs. *A* zu korrigieren. Aber nach *B* ist es doch wahrscheinlich, daß die mit *B* gleiche Schreibung der Vorlage Ursache des Irrtums gewesen. — 100, 1). Kölbing scheint die ganz richtige Lesart von *B* nicht zu verstehen — *ok* mit Konjunktiv gleich *quamquam* fehlt bei Cleasby, aber s. Möbius' Glossar —, die allerdings nicht genau zum französischen Texte stimmt, aber einen sehr passenden Sinn gibt. Auch *A* muß er vorgeschwebt haben, das nur durch die ähnlichen aufeinanderfolgenden Laute *ok ek ekki* etwas in Verwirrung geraten ist. — Mírmanssaga, 144, 1). Kölbing glaubt *sýnist oss sem yðr sé eingi til annarr* *Aa* durch *b* ergänzen zu müssen, das *kostr betri* anhängt. Aber diese Ellipse ist ja außerordentlich häufig; s. schon Munch, Forn-Svenskans Språkbyggnad (1849) p. 108 und Cleasby unter *kostr*, so Njala 143, Egilss. 405 *er oss nú engi annarr til*, Njala 207 *er yðr engi annarr á görr en snúa aptr.*

— 148, 1) *Nú fannst hann Katrín dróttning um þetta allt saman framar en hófi gegndi* wie Kölbing nach *Ab* setzt, scheint mir nicht bestehen zu können, ebensowenig als die Lesart von *a: nú fannst þat á dróttningu um allt þetta* usw. Es wird die Konstruktion *mér finnst at einu (probo aliquid)* zugrunde liegen; *um allt þetta* aller dieser Dinge wegen. *Nú fannst at hánum Katrín dróttning* für *Katrínu dróttningu.* Das *þat á* in *B* ist wahrscheinlich aus diesem *at hánum* verlesen. *Mér finnst um eitt* heißt nur *sentio de aliqua re.* — 153, 2) *er* (Christus) *ekki gat sér forðat, en er kallaðr guð* nach *b; Aa* lassen das zweite *er* aus. *A* wird *kallið kallit ér* oder *kalli þér* haben schreiben wollen — quem vos deum appellatis. Wie *kallað kallat* steht 154, 2) *heitat A b* für *heitit,* und der phonetischen Schreibung *kallaðr* für *kallað ér* entspricht *skapa, þá* 155, 1) für *skapat, þá.* — 163, 1). Hier, wie auch sonst, ist es doch gewagt, *ok* am Anfange des Nachsatzes gegen die ältere Hs. fortzuschaffen. In der Grágás steht bekanntlich *ok* in diesem Falle ganz regelmäßig, und Möbius weist es auch sonst nach. — 167, Z. 17. Wenn *a* und *b* wirklich so haben, so gebietet der Sinn und *C ekki* einzusetzen: *ef lýðr þessi vill ekki undir kristni ganga.* — In der Mitteilung des Apparates fehlt es mitunter an der nötigen Genauigkeit: 79, 26) fehlt das Zeichen der Hs. *B,* p. 103 527 fehlt im französischen Zitat der zweite Vers *Cil chevaliers qui lez moi siet.* — Sollte 100, 1) *B* wirklich *ok ek ekki* haben? — 164, 6). Was gibt *a*? — 165, 1). Hat *A* wirklich *er . . . laði*? — 172, 1). Was gibt *b*? — In der Orthographie vermißt man die Scheidung von *ö* und *o.* Was Kölbing S. LI darüber sagt, ist keine Entschuldigung. Er mußte doch die Ausgaben kennen.

Dankenswert sind die Untersuchungen über die Quellen der Ívентssaga und über das Verhältnis zum schwedischen Gedicht von herr Ivan lejonriddaren. Doch gehe ich auf diesen Teil der Ausgabe nicht ein.

Hermann Paul und Wilhelm Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 1. Band, 1. Heft, Halle a. S. Lippert'sche Buchhandlung (Max Niemeyer) 1873.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 25 (1874), S. 163–188.

Das erste Heft dieser Zeitschrift ist so vorwiegend sprachgeschichtlichen Inhalts, daß man erwarten darf, der ganze Charakter des neuen Unternehmens werde mehr ein linguistischer als ein philologischer und literaturgeschichtlicher sein. Eine solche Sonderstellung gegenüber unsern andern germanistischen Zeitschriften würde sich in der Tat empfehlen, vor allem weil durch eine ausgesprochene Tendenz eine Anzahl von regelmäßigen Mitarbeitern gewonnen werden kann, welche den Arbeiten ihrer Kollegen mit Interesse folgen und sich wohl auch veranlaßt fühlen, auf angeschlagene Themen einzugehen, in ihrer Zeitschrift aufgetauchte Probleme weiter zu verfolgen, während gegenwärtig die Lektüre etwa eines Heftes der Zeitschrift für deutsche Philologie oder der Germania eher zerstreuend als anregend wirkt.

Doch schließlich entscheidet über die Bedeutung und Wirksamkeit eines gelehrten Journals doch nur die Qualität der in ihm niedergelegten Arbeit. In dieser Beziehung läßt sich für die Beiträge nach dem Charakter des ersten Heftes nur das Beste erwarten. Von den fünf Aufsätzen, welche dasselbe bringt, ist nur ein einziger ziemlich unbedeutend, Creizenach über Legenden und Sagen von Pilatus. Daß die karolingische mit der Pilatuslegende verschmolzen ist, wußte man doch schon, und auf welche Weise und warum das geschah oder geschehen konnte, erfahren wir auch hier nicht. Irgend eine Anknüpfung muß doch möglich gewesen sein, sonst bleibt die Kontamination unbegreiflich. Ausgangspunkt war wohl die Auffassung Pilatus' als eines selbständigen Herrschers und eines Fürsten vom Pontus. Daten darüber s. Scherer zu

Dm². LVI, 46. — Unter den andern Aufsätzen ist recht gelungen Vogts Nachweis, daß die Molshemysche Handschrift der Litanei Erweiterungen des Grazer Textes enthält, welche von der Hand des Dichters selbst herrühren, dasselbe Verhältnis also, welches zwischen den zwei Hss. von Michael Behaims Buch von den Wienern besteht: die eine Autograph des Dichters, die andere mit offenbar auch Behaim'schen Zusätzen. R. Wülcker hat schließlich eine sehr dankenswerte Übersicht der neuangelsächsischen — vielleicht besser nach Zupitza, Altenglisches Übungsbuch p. III, mittelenglischen Literatur beigesteuert. Aber das Interessanteste bieten wohl die Aufsätze der beiden Herausgeber über das Niederfränkische und die Lautverschiebung. Diese allein unternehme ich näher zu charakterisieren und wende mich sofort zu Braunes Untersuchungen über die fränkischen Dialekte.

Zum ersten Mal seit den sehr ungenügenden Versuchen Clignetts in van der Schuerens Theutonista 1804 und Mones im Anzeiger von 1836, 5, 459 wird uns hier eine Einteilung des alten von Müllenhoff niederfränkisch genannten Dialekts in einzelne geographisch getrennte Mundarten geboten, zugleich mit einer Revision der Müllen- 164 hoffschen Gruppierung des ganzen fränkischen Sprachgebiets. So gut es ohne Karten möglich ist und jedenfalls bequemer als in meiner Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache können wir uns hier auf p. 9 ff. über die Ausdehnung des unverschobenen neutralen *t* am Rhein, an der Mosel, an der Lahn orientieren. Dazu kommt, was in meinem Buche gänzlich fehlt, die Berücksichtigung des heutigen Sprachstandes, dessen Besonderheiten p. 25 ff. geographisch fixiert werden. Auch über die Grenze des Niederfränkischen hinaus gehen Braunes Bestimmungen alter und neuer Sprachgrenzen; p. 36 z. B. lernen wir, daß Niederdeutsch und Mitteldeutsch zwischen Kassel und Hofgeismar aufeinanderstießen. — Auch in der Charakterisierung des Niederfränkischen ist Braunes Auseinandersetzung über die eigentümliche Form des Dat.

Sing. Mask. Neut. der pronominalen Deklination p. 14 deutlicher als meine Bemerkungen p. 194, 364 der nfr. GS. Und das Fehlen einer schwachen Adjektivbildung im Gen. Dat. Sing. Fem. im Niederfränkischen und Mittelniederländischen ist glücklich zur Abgrenzung unseres Dialektes gegen Sachsen verwendet, p. 14f. — Sehr hübsch ist die Beobachtung p. 18, daß Claus Wierstraat in seiner Neußer Chronik die burgundischen Belagerer in einer Mundart sprechen läßt, welche dem Niederländischen näher steht als die Sprache des Schreibers, das Neußer Deutsch.

In ein paar Punkten, welche nicht ganz auf der Oberfläche liegen, berühren sich Braunes Ansichten nahe mit den meinen, so p. 8. 17. 30. 36 über Benutzung der Urkunden, daß nämlich Urkunden von niedriger Stehenden an Höhere gerichtet sehr häufig in der Mundart dieser letzteren abgefaßt sind, — oder p. 30 über den Einfluß Balduins von Trier, Pflegers von Mainz, auf den seit ihm hochdeutscheren Charakter der Trierschen Kanzleisprache, vgl. nfr. GS. p. 345. Nur war *daz* schon vor 1329, dem ersten Jahre der Personalunion zwischen Mainz und Trier, in der Trierschen Kanzlei üblich, s. nfr. GS. p. 384. Ja die beiden Urkunden von 1328 und 1329, welche nach Braune beweisen sollen, daß sofort nach Vereinigung der Trierschen und Mainzischen Regierungen sich der Einfluß der Mainzer Kanzlei in Trier durch Einführung des *daz* für *dat* kenntlich mache, dürfen gar nicht als Zeugnis für die Triersche Geschäftssprache aufgeführt werden. Günther 3, 156 (1328) ist eine Erklärung der Gräfin von Sponheim, daß sie dem Erzbischof von Trier und dem König von Böhmen gewisse verpfändete Schlösser nach erfolgter Zahlung zurückgeben werde. Die Mundart dieses Aktenstückes ist VI, d. i. im wesentlichen kölnisch, nur *uf* für *up.* Derselben Mundart aber bedient sich im selben Jh. Sponheim wie Trier in eigenen Angelegenheiten, nfr. GS. p. 356. Man kann also gar nicht wissen, ob diese von Sponheim für Trier im Jahre 1328 ausgestellte Erklärung von einem Trierschen oder einem Sponheim-

schen Schreiber ausgefertigt worden sei, oder ob die Sponheimsche Kanzlei absichtlich die Triersche Amtssprache nachgebildet habe. Meinem p. 13 der nfr. GS. aufgestellten Prinzip zufolge wurde diese Urkunde gar nicht 165 in die geographische Übersicht aufgenommen. — Die andere in VII (*v* für *b*, aber schon neutrales *z*) abgefaßte Urkunde Günther 3, 160 (1329), in welcher der Wildgraf von Daun im Hunsrück bekennt, mit dem Erzbischof von Trier eine Sühne eingegangen zu sein, fehlt allerdings mit Unrecht in dem Verzeichnis der nfr. GS. p. 385 unter «Verkehr mit Trier». Da wir nicht wissen, welcher Mundart sich die Dauner Wildgrafen zu eigenen Angelegenheiten bedient haben, so wäre nach dem Grundsatz von p. 13 anzuführen gewesen, daß sich in den von ihnen für Trier im 14. Jahrhundert ausgestellten Urkunden ebenso VII als IX und X, s. nfr. GS. p. 404. 420, also die in Trier beliebtesten Typen, s. nfr. GS. p. 344, wiederfinden. Aber einen Beweis für die Triersche Amtssprache könnte unsere Urkunde nur dann liefern, wenn wir wüßten, daß die Wildgrafen von Daun sich nie etwa bei Daunischen Erbordnungen oder in ihrer Korrespondenz mit den benachbarten Hunsrücker Geschlechtern der Mundart VII bedient hätten. Wir wissen aber nur nicht, daß sie es getan haben.

Der zweite Teil des Brauneschen Aufsatzes gibt eine Geschichte der hochdeutschen Lautverschiebung, deren besonderes Verdienst in einer Markierung der einzelnen Stationen besteht, auf welchen die Bewegung der alten Tenues eine Zeit lang zur Ruhe kam, wie um zu einem neuen Schritte Kraft zu sammeln, p. 44. Dabei wird gegen Scherer der Weg über Affricata angenommen p. 47 ff. — Die Verwandlung alter *th* (s^4) in *d* trennt Braune, was das Niederfränkische und Altsächsische anbelangt, übereinstimmend mit meiner Darstellung in der nfr. GS. p. 158 ff. von der hochdeutschen Verschiebung und sucht die Chronologie dieses Lautwandels in Oberdeutschland festzusetzen p. 54. — Doch scheint es mir wichtiger und ersprieß-

licher, nur auf jene Punkte näher einzugehen, in denen Braunes Auffassung von meiner abweicht, und durch Kritik oder — wenn es mir gelingt — durch Widerlegung von Braunes Theorie meine in der Geschichte der nfr. Geschäftssprache vorgetragenen Ansichten zu schützen und zu bekräftigen.

Mehr eine Frage der Zweckmäßigkeit als der Richtigkeit ist es, ob die Einteilung des fränkischen Dialekts, wie sie Braune gibt, der Müllenhoffschen und der von mir aufgestellten vorzuziehen sei. Vor allem hat sich Müllenhoffs Terminologie seit zehn Jahren so eingebürgert, daß man ohne zwingende Gründe dem germanistischen Publikum nicht zumuten darf, nun auf einmal z. B. unter Niederfränkisch etwas ganz anderes zu verstehen als die deutschen Mundarten von der Mosel bis in die Niederlande, nämlich nur die nördlichen Gebiete dieses Dialekts, beiläufig was in meiner Darstellung mit I, II und IIa und IIb bezeichnet wird, hauptsächlich die geldernsche und clevesche Mundart. Ebenso verwirrend ist es, wenn wir jetzt, nachdem wir so lange nur Otfrieds Sprache südfränkisch genannt, diesen Ausdruck für die mhd. Zeit auch auf das ganze Gebiet des Rheinfränkischen, auf die Wetterau und hessische Länder ausdehnen sollen: auch geographisch genommen paßt die Bezeichnung nicht. Allerdings fallen nach Ablauf der ahd. Sprachperiode 166 beide Dialekte zusammen, und ein passender Ausdruck zu finden ist schwer, da «mitteldeutsch» alle feineren Unterschiede doch zu sehr verwischt. Wir werden allmählich überhaupt die unbequemen Namen mit Chiffern vertauschen müssen. — «Mittelfränkisch» ferner, wie Braune die südlichen Stationen des Niederfränkischen bezeichnet wissen will, ist einmal ein sonderbarer Ausdruck für eine Mundart, die nur in der südwestlichen Ecke des großen fränkischen Gebietes vorkommt, und wird sonst, allerdings nicht in strengerer wissenschaftlicher Terminologie, für ganz andere Mundarten gebraucht; vgl. z. B. Heldenbuch 4, XXVIII.

Aber auch das tatsächliche Verhältnis der fränkischen Mundarten scheint durch Braunes Bezeichnung mehr verdunkelt als erhellt. Sein «Mittelfränkisch» und «Niederfränkisch» haben etwas so Wesentliches miteinander gemein, die nicht ganz durchgeführte Verschiebung der Tenues und *v* für *b*, daß diese beiden Mundarten gegen alle übrigen gehalten von selbst in eine Gruppe zusammenfließen. Da die Schreibung *v* statt der Labialmedia sich nun noch etwas weiter nach Süden und Osten erstreckt als die neutralen *t* für *z*, beides aber in keinem der Dialekte, welche Müllenhoff rheinfränkisch, südfränkisch, hochfränkisch nennt, mit einiger Konsequenz vorkommt, so wäre es selbst, wenn die Koordinierung eines «Mittelfränkisch» und «Niederfränkisch» nach der Brauneschen Bezeichnungsweise als südliches und nördliches Sprachgebiet des Müllenhoffschen «Niederfränkisch» sich rechtfertigen ließe, angezeigt, diese beiden Dialekte einer Einheit höherer Ordnung unterzustellen und derselben noch jene Typen zuzuweisen, welche statt des hochdeutschen *b* die Spirans bieten. Aber gerade die Berechtigung, alle Formen der rheinischen Mundarten von der Mosel abwärts in zwei Gruppen zu sondern, scheint mir sehr zweifelhaft. — Weil ihr die Meinung zugrunde liegt, daß auf unserem Gebiete seit Eintritt der hochdeutschen Lautverschiebung p. 32 in der Volkssprache wie in den Kanzleien p. 27 zwei einheitliche Sprachformen geherrscht und sich in der heutigen Mundart bewahrt hätten; nur an den Grenzen, im Norden, z. B. in Düsseldorf und Neuß, im Süden, in Trier, sei der Typus etwas schwankend gewesen, habe sich dem Niederdeutschen, dem Oberdeutschen in Kleinigkeiten zugeneigt. Und diese Meinung ist falsch. Was Braune Mittelfränkisch nennt, ist nach seiner Beschreibung p. 6 die kölnische Mundart, IV meiner Bezeichnung; daneben, das heißt aber auch chronologisch vor und nach diesem Kölnisch, finden sich in der Begrenzung, welche Braune für das Mittelfränkische angibt p. 9 ff. noch drei Typen mit unvollständig verschobenem *t* und *v* für *b*, III,

V, VI, zu denen dann noch zwei andere treten, in welchen bloß je eine dieser Abweichungen vom Hochdeutschen erscheint, VII, VIII, abgesehen von dem Eindringen mitteldeutscher und hochdeutscher Sprachformen, welches die Entstehung der geographisch ebenfalls rheinisch zu nennenden Mundarten IX, X, XI zur Folge gehabt hat. Alles dies stünde nach Braunes Auffassung als eine Masse den nördlichen, seinen niederfränkischen Mundarten gegen- 167 über, dem im wesentlichen unverschobenen Geldrisch und Clevisch, II, IIa, IIb, I nach der Bezeichnung der nfr. GS. Allerdings IV, das Kölnische, ist die wichtigste, weil die orthographisch — und wohl auch phonetisch — am meisten befestigte, die verbreitetste, die häufigst vorkommende; aber unbedeutende, auf die Grenzen beschränkte, dem unsichern Sprachgefühl der Schreiber entsprungene Spielarten sind III bis VIII keineswegs. Man sehe z. B. die geographische Verbreitung meiner Mundart VI. Sie unterscheidet sich von IV hauptsächlich durch *uf* für *up* [*f* für *p* häufig nach Liquiden] und durch Vordringen der *z* für *t* in den Pronominalformen. Sie erscheint im 14. Jahrhundert auf Gebieten, welche im 13. ausschließlich teils IV, teils V gezeigt hatten; letzteres saugt sie auf, mit ersterem teilt sie nun die Herrschaft, s. nfr. GS. p. 356 ff. Andererseits ist IV, jene Mundart, auf welche Braune seine Charakterisierung des Mittelfränkischen basiert, wohl weil lateinische Quellen sie nicht ersichtlich machen, erst seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar: — aber selbst wenn wir annehmen, eine große Anzahl kölnischer Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts setze IV daselbst als deutsche Mundart der Gebildeten voraus, so ist man dennoch genötigt, daneben den Typus III anzuerkennen — mit beträchtlich mehr unverschobenen Konsonanten, als das eigentliche Kölnische zuließe, s. nfr. GS. p. 231. 236, eine Mundart, welche vom 13. Jahrhundert gänzlich aus der bischöflichen Kanzlei Kölns verschwindet, nur in der städtischen sich weniger erhält als von längerer Bewahrung Zeugnis gibt, s. nfr. GS. p. 307. Der kölnische

Stadtschreiber Gottfried Hagen aber schreibt seine Chronik in der Tat noch in III, wie nicht nur die kölnische Handschrift seines Gedichtes, sondern auch die Reime bezeugen, so daß möglicherweise auch ein Teil der anderen in der nfr. GS. p. 254 f. angeführten Literatur des 13.—15. Jahrhunderts trotz des Typus III aus Köln stammt. — Im Norden aber muß IV auch während des 13. 14. 15. Jahrhunderts mit III die Herrschaft teilen, s. nfr. GS. p. 288. 292. 300. — Wenn man nun daneben erwägt, daß die spätere kölnische Literatur unzweifelhaft IV ist, s. z. B. die Kölhoffsche Chronik von 1499 und die Weberschlacht, s. nfr. GS. p. 286, während die Urkundensprache sich zu derselben Zeit über VI, VII, IX dem Hochdeutschen zuwendet, s. nfr. GS. p. 302, daß ferner das gegenwärtige Kölnisch des gemeinen Volkes nach Braunes Beschreibung p. 26 und Wahlenbergs Gymnasialprogramm, Köln 1871, p. 10, durch *rf, lf* für *rp, lp* von IV abweicht, wenn es auch wegen Bewahrung des *op*, Braune p. 24, noch nicht VI genannt werden kann, so sieht man, wie vollkommen richtig Müllenhoff Denkmäler[2] p. XVII geurteilt hat, wenn er voraussetzt, daß eine Vergleichung der heutigen kölnischen Mundart mit dem kölnischen Schriftdeutsch des 12. und 13. Jahrhunderts das allmähliche Zurückweichen des Niederdeutschen bestätigen werde. Es rächt sich hier, daß Braune die mundartlichen Unterschiede innerhalb seines «Mittelfränkisch» zu sehr vernachlässigt, auch sind die lateinischen Urkunden Kölns vor dem 13. Jahrhundert 168 p. 43 doch allzu wenig ausgebeutet. — Auf gleiche Weise geht vor unseren Augen die jülichische und bergische Mundart III im 15. Jahrhundert in IV über, nfr. GS. p. 302, — V, die in Trier seit den ältesten Zeiten bis ins 13. Jahrhundert übliche Kanzleisprache, im Laufe des 14. in eine Reihe hochdeutscher auseinander, nfr. GS. p. 344; — das mainzische VII (mit *v* für *b*) macht im 13. Jahrhundert schon X, dem Mitteldeutschen, Platz. Braune führt selbst p. 28 z. B. Beispiele für den Fort-

schritt des Hochdeutschen in heutigen rheinischen Mundarten gegenüber den alten Denkmälern auf.

Analoges geschieht anderwärts: so in Thüringen. Viele *t* sind im Anfang des 8. Jahrhunderts noch bewahrt, und es ist reine Willkür, ja wenn man die unverschobenen *t* und *k* in den nordthüringischen Psalmen aus der sächsischen Nachbarschaft erwägt, geradezu unzulässig, wenn Braune p. 45 die Verschiebung der Tenues in Thüringen schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts als vollendet annimmt. — Die Kanzleisprache blieb in diesen Gegenden länger niederdeutsch. Die alten Statuten von Halle aus dem 14. Jahrhundert sind es noch ganz, s. Förstemanns Neue Mitteilungen 1, 2, 62, ebenso die von einem Haller Bürger an Haller Bürger gerichtete Urkunde, Höfer 2, 129 (1329), die jüngeren dem 15. Jahrhundert angehörigen Statuten, bei Förstemann mit B. bezeichnet, sind schon mitteldeutsch mit neuhochdeutscher Beimischung, sie bieten auch *wir* (nos), nicht mehr die nd. *wie*, *der* nicht *die*. Der heutige Dialekt scheint ganz neuhochdeutsch zu sein, wenn das Gedicht bei Firmenich 2, 235 wirklich die Volkssprache gibt. — Ich weiß nicht, inwieweit Heynes Meinung, die Merseburger Glossen setzten denselben Lautstand mit dem Deutsch voraus, welches man Dietmar von Merseburg nach den deutschen Eigennamen seines Geschichtswerkes zutrauen dürfe, gesichert ist.[1] Verhält sich die Sache so, dann muß sich in der merseburgischen Schriftsprache zwischen dem Ausgang des 10. und dem 14. Jahrhundert ein sehr beträchtlicher Umschwung vollzogen haben. Die merseburgischen Urkunden seit 1362 bei Förstemann in den Neuen Mitteilungen 2, 407 sind mitteldeutsch, der heutige Dialekt ist neuhochdeutsch, Firmenich 2, 236. Ähnlich wird es sich in Magdeburg verhalten. Ich führe nur die ganz niederdeutsche Urkunde von 1314 an, bei Höfer 2, 29. [Magdeburg: Firmenich 1, 156 ff.]

---

[1] [Sind ja nach ihm walbeckisch!]

Müllenhoff dachte bei dem angeführten Ausspruch an den Einfluß der hochdeutschen Hofsprachen, dem natürlich die höheren Schichten der Gesellschaft und die Kanzleien eher erlegen sind, als die Sprache des gemeinen Mannes. Aber eben diese Auffassung bekämpft Braune auf das entschiedenste; die Sprache des Volkes und der Kanzleien war im Mittelalter dieselbe, denn die Verschiebungen auf mitteldeutschem und niederfränkischem Gebiete sind wie in Oberdeutschland rein lautliche, nicht kulturhistorische Vorgänge. Für Müllenhoffs Ansicht spricht, was die Verschiedenheit der Kanzleien von der Volkssprache anbelangt, der von mir für Köln, Neuß, Cleve, Trier geführte Nachweis einer von der amtlichen, nach dem Niederdeutschen abweichenden Literatursprache, 169 s. nfr. GS. p. 347. Schon die Rechtsbücher sind niederdeutscher als die Urkunden, s. nfr. GS. p. 210. 211. 222, die mit dem Exponenten 3 versehenen Cleveschen und Neußer Denkmäler. Die Lautverschiebung ferner und einen Teil der neuhochdeutschen Diphthonge im späteren Niederfränkisch als Kulturübertragung zu erweisen, war Zweck zweier Exkurse meiner nfr. GS. p. 160 ff., 434 ff. — Ich muß auf die von mir angewendete psychologische Methode verweisen, einen Versuch, identische Lautwandlungen in verschiedenen Dialekten auf verschiedene Ursachen zurückzuführen. Wenn ein Lautübergang eines Dialektes durch sozialen Einfluß eines andern hervorgerufen wird, so müssen im großen und ganzen die am seltensten vorkommenden Laute am ehesten verwandelt werden, die häufigsten zuletzt, nfr. GS. 161 ff. Es wäre aber ein unwahrscheinlicher Zufall, wenn der spontane Lautwandel eines einheitlichen Dialektes denselben Stufengang einhielte. So daß, wo wir eine Proportion zwischen dem Perzentsatz der einzelnen Konsonanten und ihrer Beteiligung an dem Prozeß der Verschiebung bemerken, diese als ein Prozeß der Kulturübertragung zu betrachten ist. Der Stil des Heljand zeigt die Verschiebungskonsonanten nach der steigenden Häufigkeit ihres Vorkommens

in folgender Ordnung: *p, k, t, th, d*, nfr. GS. 164; wenn das spätere Sächsisch nun alles übrige beläßt, *th* aber in *d* verschiebt, so kann das natürlich nur als eine nationale Entwicklung der sächsischen Aussprache aufgefaßt werden. Sehe ich dagegen, daß das Rheinfränkische *th* eher verschiebt als *d*, nachdem es alle Tenues wie das Oberdeutsche behandelt hat, so zeigt sich die erwähnte Proportion zwischen dem Lautwandel und den Quantitätsverhältnissen der Verschiebungskonsonanten.[1] Denn das Rheinfränkische wird, wie das Ludwigslied vermuten läßt, mit dem Heljand gleichen Stil gehabt haben, also weniger *th* als *d*, nfr. GS. 164. — Welchen Stil das Niederfränkische voraussetzt, ob mehr oder weniger *d* als *th*, wissen wir nicht; da aber in seinen nördlichen Provinzen schon in den ältesten Denkmälern neben unverschobenen Tenues und altem *d* sich für *th* und neben demselben auch die Media findet, so muß dies wie im Altsächsischen auch als eine rein lautliche Entwickelung angesehen werden, nfr. GS. 160. — Die Betrachtung des ersten Verschiebungsaktes ferner lehrt wenig Bestimmtes über die interne Chronologie desselben; die oberdeutschen Dialekte, bei denen wir am wenigsten an Kulturübertragung zu denken haben, ergeben keinen Unterschied, *p, k, t* sind gleichmäßig behandelt, die Eigennamen aber der Quellen, welche der althochdeutschen Periode vorangehen, zeigen deutlich nur Priorität des *k* und *t* vor dem *p*, übereinstimmend mit meiner Hypothese der Jeriation, s. nfr. GS. p. 147. 152. 160, aber gegen die Prozentzahlen der Konsonanten, welche die Folge *p, k, t* erfordert. Die nfr. Denkmäler aber verschieben *k* entschieden vor dem *t*, *p* schwankt: bald wird es vor dem *k* verschoben, bald folgt es ihm, ja selbst nach Verschiebung des *t* kann es noch bleiben; nfr. GS. p. 161. Vollkommen begreiflich, wenn hier nur das Beispiel der für feiner und schöner gehal-

[1] [*th* kann doch auch hier durch Lautentwicklung verschoben sein.]

tenen hochdeutschen Sprache wirkte. Daß bei *p* die Pro-
170 portion unterbrochen wird, ist so wenig ein Beweis gegen den kulturhistorischen Vorgang, daß er ihn vielmehr bestätigt, nfr. GS. p. 165.

Weiter darf man den Gegensatz der oberdeutschen Verschiebung als eines lautlichen und der mitteldeutschen als eines kulturhistorischen Prozesses nicht ausmalen. Denn wenn die alemannische Verschiebung, die doch eine rein nationale sein wird, *th* später verschiebt als *d*, die Medialaffricata oder Spirans, Braune p. 53, so darf man in diesem Stufengang noch nicht den Beweis gegen Kulturübertragung finden wollen, denn neben dem durch den Heljand repräsentierten Stil gibt es noch einen anderen, der in der Nachbarschaft Alemanniens zu Hause war, den Stil Otfrieds. Das südfränkische Evangelienbuch zeigt in seinen epischen Bestandteilen weniger *d* als *th* und stimmt hierin zu Ulfilas, allerdings ohne durch diese Ähnlichkeit die sichere Gewähr hoher Altertümlichkeit zu erhalten, s. nfr. GS. p. 175. — Und durch eine eigentümliche Laune des Geschicks scheint auch die in der nfr. Verschiebung kulturhistorisch, d. h. psychologisch zu erklärende Priorität des *k* vor dem *t* bei den ältesten Anfängen der rein lautlichen Verschiebung, den gotischen und anderen Eigennamen seit dem 4. Jahrhundert ihre Parallele gehabt zu haben, s. nfr. GS. p. 149. 152. 161. Es ist ein zufällig identisches Resultat zweier in ihren Ursachen gänzlich verschiedenen Bewegungen. — Auf die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Tenues der Verschiebung unterliegen, hat Braune bei seinem Tableau der Verschiebung p. 44 gar keine Rücksicht genommen.

Aber allerdings, man könnte zugeben, daß Kulturübertragung in der angegebenen Weise auf die Laute des unterliegenden Dialekts wirken mußte, und dennoch mit Recht verlangen, daß in historisch hellen Zeiten eine solche kulturübertragende Kraft des siegenden Dialekts nachgewiesen werde. Diese Kraft kann ebensogut in Willensäußerungen des Siegers als des Besiegten bestehen.

Es handelt sich also darum, hier oder dort eine Determination des Willens zu erkennen, einen Vorteil oder einen Genuß, der aus einer Änderung der Aussprache entspringt. Weiter können wir in solchen Dingen bei Erforschung der Kausalität wohl nicht gelangen. — Daß nun die Sprache an Karl des Großen Hofe rheinfränkisch gewesen sei, ist durch Müllenhoff so wahrscheinlich gemacht worden, daß Braunes Einwendungen dagegen wenig besagen wollen. Neutrales *that* als Aussprache des Schreibers karolingischer Urkunden anzunehmen, wie Braune p. 40 will, ist geradezu verboten, da sich dann auch *v* für *b* zeigen würde. *That* usw. neben hochdeutschem *b* ist außerordentlich selten, s. nfr. GS. p. 395. Ich habe vielleicht unrecht getan, eine Mundart VIII, welche diese Absonderlichkeit zeigt, den übrigen Typen zu koordinieren. — Daß das Muspilli am Hofe eines karolingischen Königs — daß ein Karolinger einige Zeit in Baiern Hof hielt, ist wohl kein adäquater Ausdruck für Ludwig des Deutschen Stellung zu Baiern, s. Dümmlers Geschichte des ostfränkischen Reichs 1, 40 — daß dieses Gedicht in baierischer Sprache von einer dem König nahe stehenden Person aufgezeichnet wurde, gehört 171 gar nicht zur Sache; es ist unlogisch, diesen Umstand gegen Müllenhoff anzuführen, der ja nie daran gedacht hat zu behaupten, es sei durch die karolingische Hofsprache sofort und überall dem Dialekt der Garaus gemacht worden. Braune hätte nur darauf aufmerksam machen dürfen, daß sich kein am karolingischen Hofe in Baiern geschriebenes Denkmal vorfinde, welches die rheinfränkische Lautbezeichnung biete. — Wenn aber Rheinfränkisch die Mundart der Karolinger war, so weiß man in der Tat nicht, wie ein besonnener Gelehrter diese Tatsache so verächtlich beiseite schieben kann, wie Braune p. 42 tut: die Sprache einzelner Individuen könne für die Geschichte der Sprachen im ganzen und großen nicht wohl in Betracht kommen! — Durch den Ausdruck «karolingische Hofsprache» hatte Müllenhoff schon selbst

deutlich gezeigt, daß er die Sprache der königlichen Familie nur als ein Symptom unter mehreren für die Lautgestalt der vom König und seiner Umgebung gesprochenen Sprache betrachtete. Da man nun keinen Anlaß sehen kann, aus welchem der Hof Karl des Großen sich einen anderen Dialekt als den ihm geläufigsten und bequemsten gewählt habe, so muß man wohl annehmen, daß der Aufenthalt des karolingischen Hofes in rheinfränkischer Gegend Veranlassung zu dieser Hofsprache gewesen sei. — Die einzelnen Glieder des Hofes, die aus anderen Gegenden stammten, werden sich halb unbewußt ihr bequemt haben. Die Vorteile und Bequemlichkeiten, welche nun auch in weiteren Kreisen zur Annahme dieser Sprache oder zur Annäherung an dieselbe bestimmten, liegen so auf der Hand und springen noch heute bei ähnlichen Verhältnissen so deutlich in die Augen, daß es unnütz wäre, darauf im einzelnen zu verweilen. Nur ein Korn Wahrheit könnte man Braunes Anzweifelungen zuerkennen. Die Ausdrucksweise Müllenhoffs p. X[2] «das Bedürfnis des Reichs» habe die Sprache zur größeren Einheitlichkeit geführt, scheint auch mir zu teleologisch. Es wird mehr das unbewußte Streben, so zu sprechen wie die Vornehmeren und Gebildeteren, als die Notwendigkeit einer Verständigung in Verwaltung und Seelsorge gewesen sein, was die Schrift- und Literatursprache nicht rheinfränkischer Provinzen veränderte. Müllenhoff führt ferner für seine Ansicht das Gedicht de Heinrico an, offenbar nicht, weil er es für rheinfränkisch hielt, Dm.[2] p. IX, sondern zum Zeugnis, daß infolge der Herrschaft einer hochdeutschen Mundart unter den Karolingern für alle folgenden Zeiten das Niederdeutsche seinen Anspruch auf eine ähnlich bevorzugte Stellung verloren habe, da selbst am Hoflager einer sächsischen Dynastie Gedichte in einer dem Hochdeutschen zunächst liegenden Mundart entstehen konnten. Braune bringt dagegen p. 42 vor, das Lied sei einfach mitteldeutsch. Das ist einmal nicht ganz richtig, da *v* für *b* im Mitteldeutschen keineswegs

das gewöhnliche ist, und setzt ferner die Ansicht voraus, als würde Müllenhoffs Ausspruch über die Bedeutung dieses Denkmals durch die Zuweisung an das mitteldeutsche Sprachgebiet zurückgewiesen. — Müllenhoff nennt de Heinrico thüringisch, p. XX², ohne diese Behauptung zu beweisen. Aber es ist in der Tat nicht unwahrschein- 172 lich. Vor allem wäre es unerlaubt, an VII, jene nfr. Mundart zu denken, welche wie das Lied *v* für *b* bietet und die neutralen *t* bis auf *dit* in der Regel verschoben hat. Denn *gî* (vos) mit *mî* (mihi) scheint im Niederfränkischen nicht über II, IIa und IIb, die nördlichen Mundarten Gelderns und Cleves hinauszugehen, wenigstens in unseren Denkmälern nicht, wenn auch *gî* vielleicht einmal VI, einer dem Kölnischen nah verwandten Mundart, angehört hatte; das in VI abgefaßte Annolied hat *ir*, *wir* 117. 871, aber *igizin* 467, MS. Dm². p. 325. Keine Urkunde und kein literarisches Denkmal der Mundart VII hat das *gî*, nur *ir*, *er*, z. B. der Leydener Williram, der Arnsteiner Marienleich, das Straßburger Rolandslied. *Thî* allerdings findet sich bei Williram, *mî* sogar im Alexanderlied der Straßburger Hs., die beinahe schon das gewöhnliche Mitteldeutsch ist. — Der starke Genetiv des femininen Adjektivs nach dem Artikel, welcher im Heinrichslied erscheint, *thero êwîgero thiernûn*, beweist also nur mit anderen Merkmalen für die niederrheinische Herkunft eines Denkmals.

Das alte Thüringisch scheint nun allerdings auch kein *gî, mî* bei verschobenem Konsonantenstand bis auf *thit* und *v* für *b* zu bieten. Die Psalmen, welche, wie man annimmt, nördlich vom eigentlichen Thüringen, im sächsischen Gau *Norththuringâ* entstanden sind, haben *wir ir* und *mî mir,* dabei *thiz* wie *thaz,* trotzdem noch gar nicht alle anderen *t*, ja nicht einmal alle *k* verschoben sind. — Die späteren Schriftsteller Thüringens, Ebernand von Erfurt, Ködiz von Salfeld, Johannes Rothe zeigen gleichfalls die regelmäßigen mittelhochdeutschen Pronominalformen — wie die hessischen, wie Herbort und

Hermann von Fritzlar, der Verfasser der Erlösung und des Lebens der heiligen Elisabeth. Aus der thüringischen Kanzleisprache stimmen dazu z. B. die Nordhäuser Aktenstücke bei Förstemann, Neue Mitteilungen 3, 4, 97 (1350 bis 1456): *ir* (vos). — Aber es frägt sich, ob dies die gesprochene Sprache wiedergibt. Schon die thüringischen Urkunden bieten häufig *wî wie* für *wir* Höfer 1, 24, 26 (1299), 2, 13 (1310), 2, 18 (1311) — wer suchte, würde wohl auch anderes Ähnliches finden[1] — vor allem aber scheidet sich die heutige thüringische Volkssprache durch Abfall der pronominalen *r* vom Hessischen und Rheinischen einerseits, wie auf der anderen Seite vom Meißenschen Dialekt der Provinz Sachsen. Bei Gotha herrscht *thie*, *de* (vos), *me* (mihi), Firmenich, Völkerstimmen 2, 125, in Brotterode *eu* (vos), Firmenich 2, 129, in Meiningen *ü* (vos), Firmenich 2, 139, in Mühlhausen *de* (vos), Firmenich 2, 191, in Nordhausen *di* (vos), Firmenich 2, 202. Bei Kassel erscheinen nun diese Formen allerdings auch, *de* (vos), *me* (mihi), *de* (tibi), Firmenich 2, 119, aber nicht mehr in der Schwalm: *der er* (vos), *mer* (mihi), Firmenich 2, 112, nicht in der Wetterau: *mer* (nos), *er* (vos), *mer* (mihi), *der* (tibi), Firmenich 2, 96. 102. In Frankfurt wie in Köln ferner erhält sich das *r*, Frankfurt: *mer* (nos), *dihr* (vos), *der* (tibi), Firmenich 2, 62. 71; Köln: *meer* (nos), *eer* (vos), *mir* (mihi), Firmenich 1, 447. — Östlich zeugt für die Provinz Sachsen Merseburg mit *er* 173 (vos), *mer* (mihi), Firmenich 2, 236, Halle mit *mir* (mihi), Firmenich 2, 235. — Es scheint, als ob in Thüringen wie überall die Volkssprache am konservativsten gewesen sei, ihr wäre zunächst nicht wie am Rhein [nfr. GS. 222. 302. 346] die schöne Literatur gefolgt, sondern, wie es uns oben für das südöstliche Sachsen wahrscheinlich geworden, die Kanzlei, die Autoren hätten sich am meisten nach dem hochdeutschen Brauch gerichtet. Das ist nicht verwunderlich, wenn man erwägt, um wieviel regeren

[1] [*ie* (vos) im Spiel von den 10 Jungfrauen p. 28. 29.]

Anteil Thüringen an der deutschen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts genommen als der Rhein [?].

Doch nur um die Bedeutung des Heinrichsliedes für die Hofsprache handelt es sich hier. Sie wird kaum geringer sein als die jener von Nieder- und Mitteldeutschen hochdeutsch abgefaßten Gedichte im 13. Jahrhundert, deren Beweiskraft von Paul auf sehr ungerechtfertigte Weise angezweifelt worden ist. Braune beruft sich auf jenes Schriftchen, in welchem Paul an Pfeiffer anknüpfend die mittelhochdeutsche Gemeinsprache als eine von den Philologen zusammengeblasene Nebelfigur darzustellen versucht. Grund genug, uns mit ihr auseinanderzusetzen. Da die Verhältnisse im 13. Jahrhundert um vieles klarer sein müssen als im 9., so wäre in der Tat ein starkes Vorurteil gegen die angenommenen Wirkungen der karolingischen Hofsprache geschaffen, wenn sich beweisen ließe, daß die hohenstaufsche Herrschaft keine ähnlichen Folgen gehabt habe.

Paul prüft die bekannten drei literarischen Zeugnisse des 12., 13., 14. Jahrhunderts und kommt zu dem Resultate, daß sie nichts beweisen. Albrecht von Halberstadt sagt im Prolog zu den Metamorphosen, der Verfasser des Buches sei *enweder diser zweier, weder Swâp noch Beier, weder Dürinc noch Franke. des lât ûch*[1] *sîn zû danke, ob ir vundet in den rîmen, die sich zeinander lîmen, valsch oder unrecht; wan ein Sachse heizet Albrecht, geboren von Halberstat, û ditze bûch gemachet hât.* Paul will *valsch* und *unrecht* nur auf jene unreinen Reime bezogen wissen, welche durch Umschreibung des Gedichtes in einen hochdeutschen Dialekt entstehen; sächsisch, meint Albrecht, wären es ganz gute Reime. Hat denn Albrecht sächsisch gedichtet? Ebensowenig als der andere Sachse Eilhart [und Berthold von Holle]. — Das Beweisende der Stelle liegt einmal darin, daß Albrecht, der Sachse, nicht sächsisch, sondern mitteldeutsch, also in einem dem Hochdeutschen in allem

[1] Hs. *lass ich* weist auf unsere Lesung, nicht auf *lât û.*

Wesentlichen sehr nahe stehenden Dialekte gedichtet hat, und dann, daß er dies[1] tat[1], ohne seinem eigenen Gefühle nach dieser Sprache vollkommen Herr zu sein. — Wir müssen uns demnach die Nötigung, welche der niederdeutsche Autor für hochdeutsche Abfassung seines Werkes hatte, als sehr stark vorstellen, und wir sehen sogleich, daß in Niederdeutschland Ober- und Mitteldeutschland als ein sprachliches Ganze betrachtet wurde, über dessen Sphäre man sich nicht hinausbewegen durfte, ohne in Sprachfehler zu verfallen. — Die anderen Zeug-174 nisse lehren uns aber, daß dies nur eine oberflächliche Auffassung des Fremden war, daß man auf hochdeutschem Sprachgebiete selbst strenger dachte. Der Thüringer Ebernand von Erfurt und der Österreicher Heinrich der Teichner bezeugen uns, daß einige ihrer Landsleute in Schrift und Wort sich nach der Autorität anderer Dialekte richteten. Paul übersieht p. 13 vollkommen, daß der Tadel Ebernands die Existenz thüringischer Schriftsteller, die nicht thüringisch schrieben, voraussetzt. Welcher schien aber dieser fremde Dialekt denjenigen zu sein, die ihm zuliebe ihre heimische Sprache hintansetzten? Ebernand dachte vielleicht, die Hochdeutschen sprächen und schrieben alle fränkisch, der Teichner hielt es für schwäbisch. Man werfe ihm vor, daß er seine Gedichte nicht schwäbisch abfasse, *nâch der lantsprâch ûf und ab*. Dem Baier wie dem Sachsen galt nur seine heimische Mundart als Dialekt, das übrige war ihnen eine ungeteilte Masse des richtigen und vornehmeren Deutsch, welches der Teichner schwäbisch nannte, etwa wie den Ungarn alle Deutschen Schwaben heißen, anderen Völkern Sachsen.[2] Über die Apposition *nâch der lantsprâch ûf und ab* verliert Paul kein Wort, und doch heißt es nicht mehr und nicht weniger als «in der durch ganz Deutschland geltenden

[1] [deshalb sich entschuldigt, also einsah, daß md. nicht mhd.]

[2] [B. v. Holle; Brun v. Schonebeck; Bruder Hans p. XXI, V. 4232 ff. *eyn nyderlender is geyn swaab*; Eb. Cerne; meklenb. Chronik von Ernst v. Kirchberg.]

Sprache, welche die schwäbische ist». Allerdings ist das ungenau, aber das Niederdeutsche lag wohl des Teichners Horizont nicht weniger fern als das Dänische oder Niederländische.

Die mittelhochdeutsche Orthographie ferner mit ihren durchgeführten Medien in oberdeutschen Handschriften statt des Schwankens zwischen Tenuis und Media im Althochdeutschen ist ein wichtiges Zeugnis für die Existenz einer auf einem fränkischen Dialekt beruhenden Schriftsprache, der sich ja auch sonst im 12. Jahrhundert zeigt, siehe die vielen mitteldeutschen Vokale in der Vorauer Handschrift. Paul behauptet, in Oberdeutschland sei im Mittelalter wie heute nur Tenuis ausgesprochen worden, und da man diese Aussprache auch im Lateinischen geübt habe, so hätten die Buchstaben *b g* auch für die deutsche Orthographie die Werte der Tenuis erlangt. Es liegt ein Irrtum zugrunde, den Paul mit so vielen seiner mitteldeutschen Landsleute teilt: in Oberdeutschland unterscheidet man sehr genau zwischen Flüstermedia, [Media (Inlaut)], einfacher Tenuis (im Inlaut) und aspirierter Tenuis. Schwanken zwischen *b* und *p*, *g* und *k* ist eine sehr natürliche Orthographie der Flüstermedia. Wenn dafür nun das konstante *b* und *g* eintritt, ohne daß die Aussprache sich ändert, dasselbe *b* und *g* aber im benachbarten Franken, wo heute die Media tönend ausgesprochen wird, seit den ältesten Zeiten unumschränkt geherrscht hat, wenn überdies andere Anzeichen auf die Existenz einer auf einen fränkischen Dialekt basierten Hofsprache in der althochdeutschen Periode hinweisen, so hieße es doch sich freiwillig einer Erkenntnis der Dinge begeben, wenn man nicht die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges zwischen fränkischer und mittelhochdeutscher Orthographie zugäbe.

Paul hält auch das aus den bairischen Gunierungen entnommene Argument nicht für stichhaltig. *ŏ* der Vorauer Handschrift stehe nicht nur[1] für *û iu*, sondern auch für

[1] *ergänzt.*

175 *ô* und *o*, könne also ebensogut ein Schwanken des Lautes als einen Diphthong bezeichnen, da aber für *ô* und *o* nicht Diphthong angenommen werden kann, so müsse die Geltung des zwischen *o* und *u* schwankenden Lautes auch auf die Fälle *û* und *iu* ausgedehnt werden, wenn nicht die Unsicherheit bei der Schreibung des *u*-Lauts einen Schluß auf die Aussprache des *û* und *iu* überhaupt verböte, p. 29 f. Paul meint wohl, weil in der Vorauer Handschrift auch *ů* für *û* stehe, könne die umgekehrte Schreibung *ŏ* ebenso aufgefaßt werden wie *ŏ* für *ou*, — *ŏ* eine graphische Abweichung von *ů* = *û*. Um den Gedanken zu vervollständigen, müßte man hinzufügen, und da die Vorauer Handschrift auf mitteldeutsche Quellen zurückgeht — siehe *ŏ* für *ô* und *o*, MS. Dm.[2] 414, so konnte die mitteldeutsche Aussprache des *iu* als *û* durch das gleiche Zeichen *ŏ* gegeben werden, wenn nicht schon die Lautähnlichkeit von *û* und *û* genügte, um die Orthographie des reinen Lautes auch auf den Umlaut anzuwenden. Aber die Millstätter Handschrift der in Karajans Denkmalen edierten Gedichte hat kein *ŏ* für *o ô,* auch kein *ů* für *û* oder *iu,* sie ist rein bairisch, verwendet auch nicht *ŏ*, sondern *ou*[1]*,* so daß wir in ihr immer *o* finden für *ŏ* und *ô, u* für kurzes und langes *u, ou* für *ou*, *û* und *iu*, letzteres demnach nur an Stellen, in denen die spätere Aussprache die Diphthonge *au aü* zeigt.[2] — Wenn *ou* nun in Kärnten während des 12. Jahrhunderts für *û iu* bezeugt ist, verzichtet man nicht auf jede historische Wahrscheinlichkeitsrechnung, wenn man die steirischen *o* für dieselben Laute anders beurteilt? — Doch besteht das Eigentümliche des bairischen Dialekts nicht allein in diesen Gunierungen. Scherer, glaube ich, hat zuerst auf die bairischen Duale des ungeschlechtigen Personalpronomens hingewiesen, welche erst im Ende des 13. Jahrhunderts auftreten, aber doch seit den ältesten

---

[1] [falsch, s. Karajans Facsimile.]

[2] [Wiener Genesis 31, 30 *lout* = *lût.*]

Zeiten dem bairischen Stamm eigen gewesen sein müssen. Wo waren sie im 9.—13. Jahrhundert geblieben? Offenbar erschienen sie den bairischen Schriftstellern dieser Zeiten als das, was sie heute wieder sind, als Provinzialismen.

Etwas Ähnliches ist es, wenn mitteldeutsche Schriftsteller den zum Unterschied vom Indikativ umgelauteten Konjunktiv schwacher Verba, der ihrem Dialekte eigen war, vermeiden und eher Umschreibungen brauchen, als das Ohr ihres oberdeutschen Publikums durch ein *brennte nennte* zu verletzen; siehe Bech, Germania 15, 151.[1]

Allerdings einfach alemannisch ist das Ideal einer mittelhochdeutschen Schriftsprache, dem man mit verschiedener Kraft und verschiedenem Bewußtsein zustrebte, darum noch nicht. Aber daß dasselbe sich von Extremen des alemannischen wie des bairischen und des mitteldeutschen Dialektes zurückhielt, beweist gerade am meisten, was Lachmann behauptet, daß über die Sprache des hochdeutschen Volkes noch ein Idiom der Gebildeteren, der guten, der ritterlichen und höfischen Gesellschaft schwebt.

Paul spricht auch von dem höfischen Wortschatz. Es bezeichnet einen Fortschritt gegen die unglaublich rohe und stumpfe Behandlung, welche Pfeiffer diesem feinen Problem hat angedeihen lassen, wenn Paul auf derselben 176 Seite 34 es bejaht und verneint, daß in der mittelhochdeutschen Literatursprache ein bestimmter Umfang des Wortschatzes gegolten habe.

Eine der schönsten Partien in Müllenhoffs Vorrede zu den Denkmälern handelt von der Existenz und Bedeutung einer böhmisch-luxemburgischen Kanzleisprache. Braune bekämpft Müllenhoffs Ansicht, daß diese Schriftsprache auf die Verbreitung des Neuhochdeutschen in den mitteldeutschen Gebieten östlich von der Elbe von Einfluß gewesen sei. Er meint vielmehr, daß in Schlesien und Obersachsen der bairische Vokalismus sich selb-

[1] [Schwäb. Endungen auf *o a* im 14. 15. Jh.]

ständig aus der Volkssprache entwickelt habe und daß ihn deshalb auch die Schriftsprache so früh zeige, während Thüringen z. B., wo die mittelhochdeutschen Diphthonge noch heute nicht in die Rede des gemeinen Mannes gedrungen wären, zurückbleibe. Möglich, daß Braune hier recht hat: bewiesen hat er seine Behauptung aber nicht, weder durch Verweisung auf Denkmäler, welche uns lehrten, daß zur selben Zeit für die Sprache des niederen Volkes in Thüringen mitteldeutscher, in Schlesien neuhochdeutscher Vokalismus herrschte, noch durch Untersuchung der Art und Weise, auf welche die neuen Diphthonge in den genannten mitteldeutschen Dialekten auftreten. Auch hier wird die Chronologie der Gunierungen über die Motive Aufschluß geben können, welche sie herbeiführten, wenn schon die Sache schwieriger steht als bei der Lautverschiebung, da Eigentümlichkeiten der Aussprache bald die Produktion eines *û*, bald die eines *iu* oder *î* als besonders schwierig und der Erleichterung bedürftig erscheinen lassen konnten. Die Baiern und Schwaben haben offenbar zuerst *iu* und *û* guniert, die Elsässer und Schweizer eher *î*, siehe nfr. GS. 436. Sehen wir nun in den schriftlichen Denkmälern eines mitteldeutschen Stammes die Folge *iu û î*, so können wir allein daraus noch nichts schließen; es ist entweder derselbe Prozeß wie bei den Oberdeutschen oder Kulturübertragung, da die Quantitätsverhältnisse der drei Laute dieselbe aufsteigende Reihe ergeben. Zeigt nun die gegenwärtige Volkssprache dieses Stammes die neuhochdeutschen Diphthonge nicht, so spricht allerdings die Wahrscheinlichkeit für letzteren Vorgang, aber möglich bleibt es immer noch, daß die Sprache der Gebildeten eine von der des Volkes getrennte Entwickelung durchgemacht habe. Geht hingegen *î* voran, dann ist die Annahme einer Kulturübertragung aus dem Neuhochdeutschen sofort ausgeschlossen, wenn *iu (iu)* und *û* daneben ungestört bestehen. Sind sie auch schon auf dem Wege zu *au eu*, so aber daß daneben die alten Formen noch vorkommen, so kann für diese

letztern Verwandlungen neben der Annahme einer nationalen Entwickelung auch noch die Hypothese der Kulturübertragung gelten, und es wird schwer fallen, eine Entscheidung zu treffen. Kleinigkeiten aber können Fingerzeige geben. Das Zurückbleiben des *ûf* und *ûp* vergleicht sich der Exemtion, welche die neutralen *t* der Pronomina von dem Gesetz der Lautverschiebung zu genießen scheinen. Dort nun, wo unzweifelhaft das Bedürfnis erleichterter 177 Aussprache zur Diphthongierung führt, sehen wir *ouz ouf* mit derselben Entschiedenheit durchgeführt als die *ou* für *û* in andern Wörtern weniger formaler Funktion. Das rät uns die langsamere Bewegung der genannten Worte, wo sie in Mitteldeutschland erscheint, als einen Widerstand aufzufassen, welchen die heimische Aussprache einer von außen zugemuteten Veränderung mit Erfolg dort entgegensetzt, wo ein besonders häufiger Gebrauch die alten Formen im Gedächtnisse befestigt hatte, siehe nfr. GS. 438. 161. — In Obersachsen nun scheint *ei* für *î* den neuen *ou au* voranzugehen, und *up uz* bleibt hinter diesen zurück, siehe nfr. GS. 436. 437, so daß die Vermutung allerdings gestattet ist, es habe daselbst, wie ich es auch für Niederfranken angenommen, nationale Disposition für Gunierung des *î* geherrscht, die Verwandlung der *û* zu *ou* aber sei Kulturübertragung. Sie zu begründen oder abzuweisen, erfordert natürlich umfassende Detailforschungen.

Doch kehren wir von dieser langen Digression zu Braunes geographischen Gruppierungen und Begrenzungen zurück. Nur ein Punkt erfordert nähere Auseinandersetzung. Es betrifft das Kloster Werden an der Ruhr und seine Denkmäler. Braune erklärt sie für sächsisch. Daß in Werden, einem ripuarischen Kloster an der sächsischen Grenze, auch sächsisch gesprochen wurde, ist sehr möglich, ja wahrscheinlich. Aber die Werdenschen Urkunden und Indices sind niederfränkisch. Der Stand der Vokale wie der Konsonanten hat entschieden unsächsischen Charakter, siehe nfr. GS. 39 f., wo vergessen ist, auf die Bewahrung derselben Lautgebung in der spätern Werdenschen

Literatur zu verweisen: *wî* für *wîf (wîp)*, siehe auch p. 107, Ausfall des *h* vor *t*, siehe p. 108, wogegen *n* vor Dentalen sich in der Regel erhält, siehe p. 108, Verdumpfung des *a* vor *ld*, siehe p. 109, *e* für *i*, siehe p. 110, *ei oi* für *ou*, siehe p. 112.

Es hätte auch angeführt werden sollen der Ortsname *Tôttonthorra*, siehe p. 29, bei Fischlacken, in nächster Nachbarschaft des Klosters, der in den Werdenschen Aufzeichnungen nicht zu *tô themo thorra* umgeschrieben wird. In V dagegen, einer dem Hochdeutschen schon näheren Mundart, *Ofdemodinge*, das spätere Ochtendung, nördlich von der untern Mosel, siehe nfr. GS. p. 325. — Wenn aber in einer Urkunde des 14. Jahrhunderts, Braune p. 15, nach dem Artikel *der* (Gen. Plur.) die schwache Form des Adjektivs gebraucht wird, so kann das ebensogut hochdeutscher als sächsischer Einfluß sein. — Gegen Heyne aber behält Braune vollkommen recht, wenn er den Psalmenkommentar, MS. Dm.[2] LXXI, und den Cottonianus des Heljand aus der niederfränkischen Literatur verweist, p. 11 f.

Was die Darstellung und Auffassung der einzelnen Verschiebungsprozesse anbelangt, welche Braune von p. 43 ab gibt, so scheint nur entschieden unrichtig, was p. 51 f. über Otfrieds Orthographie *d* im Anlaut, *t* im Inlaut gesagt wird. Weil der Weißenburger Katechismus, ja selbst Otfried in den Urkunden vor Abfassung der Evangelienharmonie diese Regelmäßigkeit des Wechsels nicht beob-
178 achten, sondern ohne erkennbare Regel bald *t* bald *d* setzen, sei Otfrieds Orthographie rein willkürlich. Paul, auf den sich Braune hier beruft, würde nach seiner Mittelhochdeutschen Schriftsprache p. 26 hinzufügen: ebenso wie der Wechsel zwischen Media und Tenuis im Anlaut bei Notker. Dagegen wäre einfach zu bemerken, daß es gegen den Sprachgebrauch verstößt, dort von Willkür zu sprechen, wo eine Tatsache unter Bedingungen eintritt, welche ihr Erscheinen erklären. Und auch die Otfriedsche Orthographie läßt sich psychologisch begreifen, siehe nfr. GS. 148. 150. Vor allem aber lehrt das Verhältnis des *d* zu *t* im

Weißenburger Katechismus etwas ganz anderes, als was Braunes Versicherung und Zitate p. 52 vermuten lassen. Die bloße Lektüre des kleinen Denkmales ohne tabellarische Aufzeichnungen genügt, um zu sehen, daß die *t* im In- und Auslaut das *d* an derselben Wortstelle bedeutend überwiegen, während im Anlaut sich Media und Tenuis fast die Wage halten. Das kann aufgefaßt werden entweder als Inkonsequenz eines ausländischen Schreibers, welcher der Aussprache — Media im Anlaut, Tenuis in- und auslautend — nicht gerecht wurde, oder als Wiedergabe eines schwankenden Gebrauches, welcher im Anlaut vielleicht 50 Perzent, im In- und Auslaut vielleicht 10 Perzent *d* neben *t* hören ließ. Nehmen wir letzteres an, so ist an Otfrieds orthographischer Konsequenz nichts Verwunderliches. Vgl. nfr. GS. p. 144: das Kölnische setzt im 13. Jahrhundert die Orthographie *p* nach Liquiden fest, im 12. Jahrhundert hatte man zwischen *p* und *ph* geschwankt. Ersteres muß jedenfalls überwogen haben. — Die hd. Verschiebung läßt Braune p. 49 mit Wahlenberg von der Aspirata ausgehen. Es genügt wohl, wenn ich dagegen auf nfr. GS. p. 127. 462 verweise.

Ich wende mich zu Pauls Theorie der Lautverschiebung, p. 147 ff., einer geistreichen und verdienstvollen Arbeit, wenn auch von den Resultaten vielleicht nur das negative vollkommen gesichert sein sollte, daß nämlich die gotischen Buchstaben *b, g, d* nicht jene Laute bedeuten, welche wir heute diesen Zeichen zuschreiben. Die Macht des Buchstabens ist in der historischen Grammatik noch lange nicht überwunden, die philologische Vorsicht und Behutsamkeit, welche bei dem mhd. Worte, das ins Nhd. sich bewahrt hat, sorgfältig Umschau hält, ob die Bedeutung denn auch gefolgt sei, ja von vornherein geneigt ist, eine Änderung der Begriffssphäre anzunehmen, ist weit weniger rege, wenn es sich um Zeichen und Laute handelt. — Was dem Aufsatz schadet, scheint mir die physiologische Methode zu sein; Paul vernachlässigt gänzlich die Kontrolle, unter welcher das Ohr die gesprochene

Sprache hält und gegen zugemutete Lautänderungen schützt — und dem Gebrauche, welchen er von physiologischer Schwierigkeit und Unmöglichkeit macht, gebricht es an der nötigen Vorsicht.

Pauls Hypothese ist: das Germanische verwandelte gemeinsam mit den slawo-litauischen Sprachen die altarischen Medialaspiraten, nicht Affrikaten, über diese p. 197, in tönende Spiranten; dann erst erfolgte die Trennung 179 der Germanen von den Lituslawen. Die germanische Lautverschiebung begann mit Übergang der altarischen Tenues in tonlose Spiranten, ein Teil dieser wurde aber im Inlaut tönend und dann mit jenen tönenden Spiranten, welche altarischen Medialaspiraten entsprechen, zu Medien umgewandelt. Letzterer Prozeß vollzog sich nicht gleichmäßig bei allen Germanen: bei den Goten werden bloß die Anlaute und die Fälle nach Nasalen davon getroffen, das Oberdeutsche allein hat tönende Verschlußlaute durchgeführt. Die Lituslawen sind auf eigene Faust ebendahin gelangt.

Paul entscheidet sich mit Curtius, Grundzüge [3] 383 für altarische Medialaspiraten und bringt zu Curtius' Gründen gegen Scherer noch bei, p. 196, daß die Verwandlung einer Verbindung von zwei homorganen tönenden Lauten in eine von zwei durch das Organ wie durch den Stimmton verschiedenen Lauten eine unlösbare physiologische Schwierigkeit sei. Weil eine leichtere, weniger Muskelkraft erfordernde durch eine schwere Bewegung ersetzt werde offenbar, da er den entgegengesetzten Vorgang leicht begreiflich nennt. Aber das eben wissen wir nicht, ob der Übergang eines *bw* in *bh* eine Erschwerung oder eine Erleichterung der Aussprache war. Ein *h* kann bedeutend mehr, aber auch viel weniger Anstrengung als ein *w* verursachen; man müßte ja auch wissen, wie lange *w* angehalten wurde; das wird uns niemand sagen, vgl. nfr. GS. 128. Psychologisch und physiologisch begreiflich aber ist der Wandel eines *bw* zu *bh* vollkommen, denn *bh* kann, wie gesagt, leichter sein als *bw*, und *h* ist jedesfalls der

passendste, d. i. der dem Ohr, dem Gedächtnis am wenigsten widerstrebende Laut, der gewählt werden konnte, wenn in den Verbindungen *bw*, *gj*, *dz* die Spiranten aus irgend einem Grunde ersetzt werden sollten. Jede andere als die homorgane tönende Spirans wäre noch beschwerlicher empfunden worden als diese; an Verschlußlaute ist nicht zu denken; es blieb nichts übrig als der Hauch, der eine Art Reibelaut ist und, obwohl durch Mangel des Stimmtones den tonlosen Spiranten verwandt, doch nach unserer gewöhnlichen Aussprache wenigstens bedeutend tonschwächer ist als diese. Vielleicht wollte man gerade die Tonfülle der Medialaffrikaten vermeiden. — Doch p. 197. 201 gibt Paul selbst die Möglichkeit ursprünglicher Affrikata zu: dann würden die slawo-germanischen tönenden Spiranten unmittelbar aus den altarischen Lauten, den Medialaffrikaten, hervorgehen. Die Gründe aber, welche Scherer und Brücke für letztere Qualität der altarischen Laute ins Feld geführt haben, unterzieht Paul so wenig einer eingehenden Prüfung als Curtius und Ascoli.

Daß primäre oder sekundäre Medialaffrikata Media erzeuge, ist nach Paul aus physiologischen Gründen sehr unwahrscheinlich, p. 198. Man kann zugeben, daß die Erinnerung an *abwa* nicht sofort ein *aba* hätte aufkommen lassen. Aber es sind ja Zwischenstufen möglich: *abba* z. B., das dann seinen geminierten Laut vereinfacht hätte. Die inlautenden Spiranten des Gotischen nach Paul könnten dann analog den romanischen *v* für *b* als erleichterte Aussprachen aufgefaßt werden. Auch den Abwurf des *h* bei Media aspirata kann ich nicht mit Paul höchst bedenklich 180 finden. *h* kann stark oder schwach produziert und vernommen werden. Ist es schwach und leise, so kann es der Kontrolle des Ohrs und des Gedächtnisses nach Medien ebensogut entgehen als in anderen Verbindungen, in welchen es so häufig ausfällt. — Ich glaube nun allerdings nicht, daß es sich hier so verhalten habe: aber das vorzüglichste Argument, welches man dagegen anführen kann, ist aus dem Lautwert der gotischen Buchstaben *b*,

g, *d* zu holen, welcher mir nicht der von Paul gefundene zu sein scheint. Ich habe nfr. GS. p. 129 ff. 150 versucht, ihre Qualität als Medialaffrikaten zu beweisen, und dabei Bewahrung des altarischen Lautstandes angenommen. Das Material meiner Untersuchungen war natürlich dasselbe, dessen sich auch Paul bediente: einer von uns muß sich verrechnet haben.

Betrachten wir got. *b*. Daß diesem Zeichen im Inlaut der Wert *v* zum Teil oder ausschließend zugekommen sei, unterliegt kaum einem Zweifel. Der euphonische Wechsel mit *f*, die Schreibungen *Silbanus*, *Naúbaímbaír* für *Silvanus, November* erweisen es zur Genüge; weniger die griechische Aussprache des β. Der Buchstabe lag immer näher als π. Aber wenn got. *b* nur *v* bezeichnet hätte, so wäre es ganz unbegreiflich, warum die lateinische Transskription auch des Inlauts dafür in der Regel *b* setzte. Paul zwar behauptet, got. *b* werde im Inlaut zwischen Vokalen regelmäßig durch *v* gegeben. Aber aus Dietrich, auf den er sich beruft, erhellt p. 71 ganz deutlich, daß die Alleinherrschaft des *b* allmählich gestört wurde durch einzelne *v*, welche zwischen Vokalen eindrangen. Also die Lateiner wählten das Zeichen des Verschlußlautes, während sie Spirans hätten setzen können, für einen Laut, welchen die Goten mit dem griechischen Zeichen der Spirans schrieben. Diese zwei verschiedenen Zeugnisse sind nicht anders zu vereinen, als durch Annahme der Medialaffrikation. Das historische Gotisch wird im Anlaut die Spirans, im Inlaut zwischen Vokalen allmählich den verschließenden Vorschlag abgeworfen haben. Jene germanischen Typen aber, aus welchen durch die zweite Verschiebung die hochdeutsche Lautgestalt hervorging, verwandelten den Anlaut und alle Fälle des Inlauts gleichmäßig in *b*̀. Die Qualität dieses Lautes, welche sich durch vorhergehendes *bh* sehr gut erklärt, sowie die Gleichmäßigkeit des Vorgangs an allen Wortstellen machen es wahrscheinlich, daß hier vor der Verschiebung durchweg *bw* geherrscht habe. Und das wird wohl das älteste

Verhältnis sein, auch bei den Goten dürfen wir es als das ursprüngliche annehmen, wenn schon die gleiche Schreibung des An- und Inlautes bei Ulfilas nichts beweist. Denn durch welchen anderen griechischen Buchstaben hätte er den medialen Verschlußlaut geben sollen? Er verwertete vielleicht für ähnliche Laute dasselbe Zeichen. Paul fragt p. 152: Wie hätte *bw* durch einfaches lateinisches *v* wiedergegeben werden sollen? Auch hier müssen wir die Frage entgegensetzen: Wie anders hätten die Lateiner diesen Laut, wenn sie ihn in der Sprache eines fremden Volkes kennen lernten, ausdrücken sollen, als durch *v* und *b*? Sie hörten wahrscheinlich nur den einen oder den 181 andern Laut, je nachdem er in der Aussprache überwog.

Meine Beweisführung für die affrikative Qualität des got. *g* p. 129 f. der nfr. GS. ist unvollständig und unklar und, was das Alts. anbelangt, unrichtig: man muß vielmehr so argumentieren. Das überlieferte Gotisch weist auf ausschließend spirantische Natur des Inlauts; Dietrich p. 73, nfr. GS. 129, der Anlaut war entweder Media oder Media affrikata. Die neben *g* vorkommende lateinische Transskription *c* kann reinen Verschlußlaut bedeuten, da lateinisches *g* vor *e i* schon als Spirans ausgesprochen wurde. Aber wenn die Goten g^2j^2 aussprachen, war *g* und *c* gleichfalls die einzig mögliche Wiedergabe durch das lateinische Alphabet. Die Entscheidung wird aus den andern germanischen Sprachen geholt werden müssen, welche dem Gotischen an Alter und Lautgebung am nächsten stehen. Das Ags. und das Alts. reimen nun anlautendes *g* auf *j*, d. i. j^1. g^1 und g^2 sowohl als j^2 stehen für das Ohr weit von j^1 ab, $g^2j^1 : j^1$ wäre begreiflich. Ein solches g^2j^1 ist dem altarischen g^2j^2 so nahe, daß, wenn nichts anderes hindert, man es unmittelbar aus diesem ableiten darf. Es war sogar, wie ich glaube, nicht die regelmäßige Aussprache, da Reime wie ags. *geâr* : *Grendel*, *Juliana : godes*, alts. *gumon : Jôsepe : grôneon, jungan : grabe* zu selten vorkommen. Die Aussprache wird zwischen g^2j^2 und g^2j^1 geschwankt haben. Heyne hat, glaube ich, ganz recht, wenn er Alts.

und altnfr. Gramm. p. 21 in der hie und da vorkommenden Orthographie der Frekenhorster Heberolle, *gh* vor *e*, eine Andeutung des Verschlußlautes sieht. — Später fiel die Spirans ab: die reine Media trat an die Stelle. — Darauf hin werden wir wohl den gotischen Anlaut *g* als Medialaffrikata zweiter gutturaler Artikulation auffassen dürfen.

Der ags. Inlaut muß so beschaffen gewesen sein, daß der Laut, für welchen das neue mittelenglische[1] Zeichen eingeführt wurde, mit ihm in nahen Zusammenhang gebracht werden kann. *gh* nun, wie es in den Grammatiken gewöhnlich transskribiert wird, war weder die Media noch j^1, für beides hatte man ja althergebrachte Zeichen. Gegen die Media spricht überdies die gelegentliche Verwendung für *j* und *h*. Es war eine Spirans: — und zwar, da an j^1 nicht gedacht werden kann, j^2. j^2 also war als einzelner Laut früher nicht vorhanden und deckte sich mit dem ags. Anlaut *g* ebensowenig als die Media. Hervorgehen konnte es ohne Gewaltsamkeit für das Ohr aus dem tönenden Verschlußlaut zweiter Artikulation, mochte dieser allein stehen oder mit homorganen Spiranten verbunden sein, aus g^2, aus g^2j^2, aus g^2j^1. Hier wird man nicht entscheiden können: genug daß das Ags. im Inlaut den Verschlußlaut bewahrt hat, der im Gotischen bereits fehlt. Nehmen wir g^2 allein für den ags. Inlaut an, so ist die nächstliegende Auffassung der Tatsachen die, daß der aus besondern Gründen für das Altarische wahrscheinliche Inlaut g^2j^2 im Gotischen seinen Verschlußlaut, im Ags. seine Spirans eingebüßt habe.

Bei got. *d* können wir der vierten Artikulationsstufe 182 wegen aus der Transskription nicht jene Aufschlüsse über die Aussprache erwarten, welche uns das Verständnis der beiden andern Zeichen erleichtert haben. z^4 als ausschließlicher oder eingeschlossener Wert ist wahrscheinlich durch die euphonischen Fälle, sowie durch die mit *b* und *g*

[1] [falsch.]

gleiche Behandlung bei der zweiten Lautverschiebung: Flüstermedia ist dort wie hier das nächste Resultat, s. nfr. GS. p. 150. — Für Affrikata sprechen schließlich die Schreibungen *cg td* bei Konsonantumlaut, obwohl im Italienischen z. B. *bb* aus *vj* entstehen kann: *trebbio* aus *trivium*, Diez 1^{3}, 288.

Es ist eine gebotene Vorsicht bei Untersuchungen über den ursprünglichen Konsonantenstand der germanischen Sprachen nur die ältesten Sprachen der ersten Verschiebung zu Rate zu ziehen.

Paul kommt zu seiner Ansicht über die gotischen Medien vor allem durch den Wechsel zwischen Media und Spirans nach gotischer Schreibung für altarische Tenuis, p. 155. 173. Der beweise, daß während der uns bekannten gotischen Sprachentwickelung aus den durch die Zeichen *f h þ* repräsentierten Lauten, welche nur als harte Spiranten aufgefaßt werden können, durch Erweichung die Lautwerte der Zeichen *b g d* hervorgehen, welche man demnach nur als tönende Spiranten betrachten dürfe. Paul meint, es sei unglaublich, daß *kχ* z. B. einerseits zwischen tönenden Lauten sich zu *gj* erweiche, andererseits in verwandten oder gar denselben Wörtern den Verschlußlaut der Spirans assimiliere. Es sei das ein Rückschritt der Sprache, eine Entwickelung, welche einen schon verlassenen Standpunkt wieder voraussetze.

Vor allem fällt auf, daß altarischem *p* kein solcher Wechsel entspricht: er erscheint nur bei den Vertretungen alter *k* und *t*. Man erinnert sich sofort, daß allein für got. *b* im Inlaut — nur um diesen handelt es sich ja — die affrizierte Aussprache noch wahrscheinlich gemacht werden konnte: *bw* wird aus *pf* erweicht worden sein, bevor dieses sich zu einfacher Spirans assimiliert hatte. In den andern Fällen müssen wir allerdings für die germanische Sprachgemeinschaft eine Sprache annehmen, in welcher einige inlautende $k^2\chi^2$ und t^4s^4 sich in verwandten Worten teils in χ^2 s^4, teils in g^2j^2 d^4z^4 assimilierten. Das Gotische mag nun sein g^2j^2 d^4z^4 weiter zu tönenden Spi-

ranten vereinfacht haben, das Ags. vielleicht zum tönenden Verschlußlaut. Ein solcher grammatischer Wechsel hat nichts Auffallendes. Zeigt doch dasselbe Verbum im Hd. oder im Ags. bald Media bald Tenuis. In demselben gotischen Worte kommt dieses Schwanken sehr selten vor, *aihan aigan*, *guþa guda*, — daß es überhaupt erscheint, kann aber bei einer literarisch unbefestigten Sprache, in der sich verschiedene Dialekte begegnen mochten, nichts Auffallendes haben.

Paul legt großen Wert auf die euphonischen tonlosen Spiranten im Gotischen. Weil *f* in *gaf* einfacher Reibelaut gewesen sei, müsse auch *b* in *giban* nur *v* vorstellen. Einmal wissen wir gar nicht, ob nicht ursprünglich in der Tat *f* oder welches Zeichen Ulfila für den aus altarischer Tenuis verschobenen Laut verwendet haben mag, 183 Tenuis affrikata darstellte. Dann wäre genaue Entsprechung ursprünglich vorhanden gewesen, allmählich aber durch Übergang des *pf* in *f* gestört worden, ähnlich wie man heute in Mitteldeutschland *Diewe* sagt, aber *Diep*. Aber auch wenn das euphonische Gesetz jünger ist als die Verwandlung der Tenuis affrikata in tonlose Spirans, ist euphonisches *f* für *bw* wohl verständlich. Unter den zu Gebot stehenden Lauten war *f* der passendste, besonders wenn *w* in der Aussprache des *bw* überwog, was sehr möglich ist.

Die Möglichkeit einer Erweichung aus Tenuis affrikata hat Paul zwar p. 155 erwogen, aber aus ganz ungenügenden Gründen sofort abgelehnt. Es finde sich keine Analogie dafür, so schwere Konsonantverbindungen seien dergleichen Veränderungen nicht leicht ausgesetzt, es schließe der vorausgesetzte Vorgang eine Erweichung der Tenuis in die Media ein, etwas ganz Unerhörtes. Sobald es sich um Assimilation an tönende Umgebung handelt — und das leugnet Paul nicht —, ist ein Übergang der Tenuis affrikata in die Media affrikata oder der Tenuis in die Media nicht auffälliger als der Wandel von tonloser Spirans zu tönender.

Paul sucht dann in allen germanischen Sprachen der ersten Verschiebungsgruppe die den gotischen *b g d* entsprechenden Laute als Spiranten zu erweisen, welche auch von den hd. Verschlußlauten vorausgesetzt würden. Diese seien also sekundäre Bildungen. Das führte den Verfasser zu dankenswerten und gelungenen Erörterungen über den Lautwert der Medien im niederdeutschen und skandinavischen Alphabet: aber mag auch überall die Spirans sich als Aussprache des Inlauts ergeben, so beweist dies noch immer nicht, daß, wo Verschlußlaut gehört wird — und das ist im Hochdeutschen überall der Fall —, dieser aus Spirans entstanden sei, und zwar unmittelbar p. 193, sobald wir teilweise Erhaltung der Media affrikata im Gotischen und Angelsächsischen, den ältesten germanischen Sprachtypen, zugeben. Daß das Hd. aus *bw* über *w* zu *b* vorgeschritten sei, ist natürlich möglich, aber unwahrscheinlich und durch nichts bezeugt. Der Beweis, welchen Paul p. 171 dafür beibringt, ist durch das oben Bemerkte schon hinfällig geworden. Weil in *ubar* und ein paar andern Fällen Entstehung aus Spirans feststehe, sei sie auch für die übrigen Fälle anzunehmen. Aber eben dieser Grund ist nicht bewiesen. Wer zwingt uns denn zu dem Wege **upar *upfar ufar *uwar ubar?* Gemeingermanisch *ufar* konnte sich doch zu *uwar* erweicht, dann mit dem Vorschlag *b* versehen haben, so daß es mit den übrigen Wörtern, in denen altarisches *bw* sich als got. *b* bewahrt hatte, zusammenfiel und deren Schicksal teilte. — Ja, es konnte auch in der germanischen Sprache, welche dem Hd. vorausging, *upfar* sich in *ubwar* erweicht haben, bevor die übrigen *pf* sich zu *ff f* assimilierten. — Auch sämtliche hd. *d* kann man erklären wie diesen vereinzelten Fall der Labialreihe. Was hindert anzunehmen, t^4s^4, das unmittelbare Verschiebungsresultat altarischer Tenuis, habe sich durchweg mit Stimmton versehen — wohl begreiflich, wenn *l* und *r*, vor welchen Konsonanten es allein erscheinen kann, tönend waren — und dadurch 184 die unmittelbare Vorstufe für hd. *d* gebaut? Ich habe

diese Möglichkeit nfr. GS. p. 141. 150 nicht ins Auge gefaßt. — Man könnte dann die Annahme eines verschließenden Vorschlags entbehren. Die englische Analogie soll durch Sievers' Beobachtungen hinweggeschafft sein, siehe p. 189. Inwiefern das richtig ist, kann ich nicht beurteilen. — Gänzlich unvereinbar ist natürlich die vorgetragene Vermutung mit Scherers Auffassung des ersten germanischen Verschiebungsaktes. Er läßt unmittelbar aus leichter Tenuis tonlose Spirans hervorgehen. Gewiß eine Erleichterung der Aussprache durch eine geringfügige Änderung der Muskelbewegung, Näherung der Lippen z. B. statt des Verschlusses, — aber eine sehr bedeutende Differenz für das Ohr; in einzelnen Wörtern vielleicht glaublich, beinahe undenkbar, wenn wir ihn uns über das Gebiet sämtlicher Tenues einer Sprache ausgebreitet vorstellen. Nicht zu vergleichen ist damit etwa der Übergang eines romanischen *b* in *v;* beide Laute sind durch den Stimmton ähnlich, aber die Tonlosigkeit ist doch keine Eigenschaft. Auch der Übergang einer tönenden Spirans in Media wäre begreiflicher, obwohl er eine Erschwerung der Aussprache in sich begreift und demnach selten vorkommt.

Gar nicht erwähnt hat Paul die Tenues affrikatae. Ist seine Scheu, einfachen Verlust des zweiten Bestandteiles bei Affrikata oder Aspirata anzunehmen, siehe p. 198, begründet, so muß er auch altarisches *pf* oder nach ihm vielleicht *ph* über *pf* zu *ff f* werden lassen, woraus dann immer nach der Analogie von *b* im Hd. *p* geworden wäre. Bekanntlich verhält es sich umgekehrt. Altarisch *pf* ist gotisch *p*, hat also entweder sein *f* oder, wenn es zu *ph* geworden war, sein *h* spurlos abgeworfen. — Ich habe indessen kein Recht, Paul die Vernachlässigung dieser kleinen Lautgruppe zum Vorwurf zu machen: auch in meiner Darstellung der Verschiebung nfr. GS. p. 153 fehlt sie. Ich nehme an, die Tenues affrikatae seien vor Beginn der Verschiebung zu Aspiraten geworden — als solche wurden sie nicht jeriert wie die einfachen Tenues — und

haben wahrscheinlich nach Verschiebung der Medien sich des Hauches entledigt. Ihre Existenz im Gotischen ist nicht unwichtig für den Lautwert der gotischen Buchstaben *p k t,* welche man ihretwegen wohl als reine Tenues, nicht als Flüstermedia ansehen muß.

Nun nur noch einige Einzelheiten. P. 164 ff. und p. 25 in dem oben besprochenen Aufsatze Braunes: die mitteldeutsche Aussprache w^1 für got. *b* soll alt sein, man habe ihrer Artikulationsstufe wegen dafür die Schreibung *b* gewählt, während *w* das halbvokalische *w*, got. *v,* bezeichnete, wofür *v* unpassend erschien, da es in Niederdeutschland, am Rhein und in der lateinischen Orthographie für labiodentale Spirans verwendet wurde. Noch heute aber unterscheide sich Mitteldeutschland von den nördlichen und südlichen Provinzen durch sein für got. *b v* und *f (?)* an allen Wortstellen durchgeführtes labiolabiales *w*. Das ist unwahrscheinlich. Hätten die Mitteldeutschen, als sie zu schreiben anfingen, tönende Labialspirans erster oder zweiter Artikulation für got. *b* gesprochen, so hätten sie *v* dafür geschrieben, und got. *v* wäre damit zusammengefallen, ohne durch seine halbvokalische Natur geschützt zu werden. Denn w^1 steht für das Ohr den w^2 und dem halbvokalischen w^1 noch immer näher als der Verschlußlaut. Aber das Zeugnis der gegenwärtigen Aussprache w^1 darf gar nicht für das Mittelalter angeführt werden, sonst müßte man auch die Aussprache des got. *v* und *f* als alt annehmen, während diese Laute durch die mitteldeutsche Orthographie im ganzen deutlich von den *b* für got. *b* geschieden werden. Wenn hie und da *b* auch für inlautendes got. *f* mit einiger Konsequenz erscheint, so hat dieser Laut sich geändert, wahrscheinlich durch Vorschlag eines Verschlußlautes, siehe nfr. GS. p. 428. 430, — kaum sind diese Fälle wie *ubar* zu betrachten, also *hobe* aus *hopfe hobwe* zu erklären, da die Erklärung für *briebe tiubel* nicht ausreichen würde. Das auslautende *p* muß demnach als Rest und Zeugnis der medialen Aussprache angesehen werden. Das heutige Verhältnis zwischen In- und Auslaut

185

vergleicht sich dem Französischen in *loup louve*, wogegen das Provenzalische *lop loba* bewahrt hat.

P. 167. Inlautendes *v* sei tonlos wie *f:* gegen Rumpelt und Scherer. Die Frage ist schwierig. Aber das erste Argument, mit welchem Paul gegen die gewöhnliche Betrachtungsweise zu Felde zieht, ist nicht zwingend. Es sei unglaublich, daß die Oberdeutschen im Mittelalter z. B. *howe briewe* ausgesprochen hätten, um heute wieder *Hofe* und *Briefe* zu sagen. Das hätten die Auslaute der Nominativ- und Akkusativformen doch bewirken können. Hat die gebildete Sprache, das «Schriftdeutsch», doch auch den euphonischen Wechsel zwischen Media und Tenuis aufgegeben. — Wenn ein Schreiber *v* für got. *f* in den Anlaut setzte, so dachte er an die einfache ungeminierte Natur des Lautes, oder vielmehr der Laut stellte sich ihm von dieser Seite dar, während die Schreibung *f* im Auslaut für got. *f* der Tonlosigkeit, inlautendes *v* für got. *f* dem Stimmton des Lautes gerecht wurde.

P. 168 Anm. Polemik gegen Scherers Annahme, der Unterschied zwischen ahd. *z* und *s* beruhe auf dem Stimmton, welcher letzterem Laute zukomme. Paul hat sich offenbar nicht klar gemacht, was Scherer zu seiner Vermutung geführt, die deutliche Erweichung gotischer *s* zu *z* bei tönender Umgebung, welche im Ahd. fortgesetzt wird durch die Verwandlung dieser *z* und außerdem einer Reihe von *s*-Lauten in *r*. Die Tonlosigkeit aber wird nach Paul bewiesen durch die heutige Aussprache Oberdeutschlands, welche das tönende *s* nicht kenne. Ich weiß aber in der Tat nicht, in welcher Ecke Oberdeutschlands man *Rose Rasen* mit tonlosem *s* spricht. Vielmehr scheint sich in einigen Gegenden die tönende Aussprache sogar im Auslaut erhalten zu haben. Denn Weinhold, Bair. Gramm. § 156 wird kaum etwas anderes meinen, wenn er sagt, im Bairischen walte nach altdeutscher Regel im Auslaut einfaches *s*. Ich höre auch oft *gewiß Roß* als *gwîz*^{1} *rôz*^{1}. — Paul statuiert dann einen Unterschied von ahd. *s* und
186 *z* nach der Artikulationsstelle und zwar sei letzteres dem

s^4 sehr ähnlich gewesen. Das werde bewiesen durch die Art und Weise, auf welche im Judendeutsch und in manchen Mundarten *z* = *ts*, die erste Stufe der Verschiebungslaute, ausgesprochen werde. Dieser Laut stehe auch physiologisch dem *ts* am nächsten und sei die fast notwendige Übergangsstufe zu dem heutigen alveolaren oder dorsalen *s*. Das polnische s^3 wollen wir doch gleich beiseite lassen, siehe Rumpelt, System der Sprachlaute p. 87. Um das übrige zu verstehen, muß man sich ergänzen, daß Paul die Affrikata *z* für gleich t^4s^4 nimmt: denn welche nähere Verwandtschaft s^4 zu t^1s^1 habe, wäre absolut nicht zu begreifen. Die vierte Artikulation aber in der tonlosen Affrikata ist ganz unglaublich: wie hätte sie, wenn sie je bestand, dem Eifer, mit welchem diese Aussprache in ganz Deutschland verfolgt wurde, widerstehen können. — Am meisten noch spräche für Pauls Annahme die Verwendung des Buchstabens *s* in den tonlosen Verbindungen *sp sc st*;[1] — man scheute wohl die für ein an lateinische Orthographie gewohntes Auge ungeheuerliche Schreibung mit *z*, und man hatte keinen Grund, hier phonetisch genau zu sein, da diese Lautverbindungen nicht von andern, in denen *p k t* tönendem *s* nachfolgte, zu unterscheiden sind.

P. 172. Die richtig beobachtete Tatsache, daß für got. *b* ahd. und mhd. im Anlaut häufiger *p* geschrieben werde als im Inlaut — doch kannte Paul, wie es scheint, Steinmeyers genauere Angaben hierüber nicht, Zachers Zs. 4, 88 —, wird zum Beweise angeführt, daß im Anlaut in der Tat Tenuis, im Inlaut Media ausgesprochen wurde. Paul beruft sich auf seine Mhd. Schriftsprache 24 ff., wo aber von einem Nachweis der anlautenden Tenuis nichts zu finden ist. Paul wird wohl wie so viele Mitteldeutsche die oberdeutsche Flüstermedia für Tenuis gehört haben und hält diese falsch verstandene Aussprache für die ursprüngliche. Alle einzelnen Gründe, welche von p. 24

[1] [und Notkers Gesetz.]

aufgeführt werden, können nur die Gleichwertigkeit von *b* und *p* in vielen Fällen bezeugen, lehren aber nichts über die Qualität. Wenn aber in lateinischen oder französischen Wörtern mit größerer Konsequenz als in den deutschen die Media für lat. und frz. Tenuis steht, so erklärt sich dies wahrscheinlich aus der Unveränderlichkeit der romanischen reinen Tenuis, während der deutsche Laut nach euphonischen Gesetzen zwischen reiner Tenuis, Flüstermedia und wohl auch in Oberdeutschland tönender Media schwankt. Romanisch *c* aber durch konstantes *k* zu geben, verbot die regelmäßige Verwendung des letzten Buchstaben für aspirierte Tenuis.

P. 183 ff. Um nachzuweisen, daß dem altarischen *th* gerne auch tönende Spirans entsprach — z^4 —, verwertet Paul den Übergang des inlautenden *d* in *đ* im Altnordischen auf folgende Weise. *þ* war tonlose Spirans s^4: er beweist dies zum Teil mit denselben Hülfsmitteln, wie es nfr. GS. p. 135 ff. geschehen ist. Diese harte Spirans wurde dann im Inlaut zwischen tönenden Lauten erweicht zu z^4 und *đ* geschrieben; denselben Laut aber besaß die Sprache schon in *d:* deshalb Zusammenfallen des got. *þ* 187 und *d* in den bekannten Fällen des Inlauts. In andern Verbindungen und im Anlaut wird die alte tönende Spirans, got. *d*, allmählich zum tönenden, später auch zum tonlosen Verschlußlaut. Gegen diese Argumentation ist zu bemerken, daß Thorodd noch inlautendes *d* von *đ* scheidet, siehe Holtzmann, Grammatik p. 114, daß demnach got. *d* im Altnordischen vor dem 12. Jahrhundert gewiß nicht z^4 war und diese Qualität im Verlauf der uns bekannten Sprachentwicklung annahm. Was es vorher gewesen, können wir nicht sicher sagen: *d* oder d^4z^4 wären mögliche Geltungen, siehe nfr. GS. p. 133. Für d^4z^4 spräche die Analogie der Labialen, für *d* der Übergang des *þþ* in *dd.* Diese Veränderung des *þþ*, wenn sie nicht bloße Erweichung sein soll, was durch *đđ* ausgedrückt worden wäre, wird auf das Bestreben zurückgehen, der doppelten Aussprache einer Spirans — siehe nfr. GS. 128. 152 — da-

durch auszuweichen, daß statt derselben Verschlußlaut produziert wurde, siehe Paul p. 190. 199; vgl. alts. *tth* für *thth* : *quatthat*. Aus *þþ* wäre demnach nordisch eine Lautverbindung geworden, welche zuerst dentalen Verschlußlaut mit s^4 verband, und dieses dann wahrscheinlich nach Erweichung zu z^4 *đ* der Muta assimilierte. Da die nordische Schrift dieses Resultat durch *dd* gibt, ist man geneigt, *d*, was in einer vom lateinischen Alphabet abhängigen Schrift ohnehin am nächsten liegt, als Media aufzufassen.

P. 186. Paul bespricht die neunordischen *t* für alte *þ*. Es wäre wünschenswert, über die Aussprache dieser Tenuis unterrichtet zu werden. Die Grammatiken des Dänischen und Schwedischen für Deutsche sagen allerdings, *t* sei gleich dem deutschen *t*. Ist es nicht vielleicht die leichte romanische Tenuis oder gar *`d* die Flüstermedia? Es konnte deutschem *t* gleichgesetzt werden, weil es die charakteristische Eigenschaft der norddeutschen Media, das Mittönen der Stimme, entbehrt. Die Entwicklung wäre dann sehr ähnlich der hochdeutschen, welche ja auch altes s^4 bis zu d^1 verändert hat, und ein Motiv wird wohl dasselbe gewesen sein, Abneigung vor vierter dentaler Artikulation; siehe nfr. GS. 151. Nur steht es uns hier nicht frei, den Verschlußlaut unmittelbar aus alter Affrikata durch Abwurf der Spirans hervorgehen zu lassen, da im Nordischen *þ* als Spirans, nicht als Affrikata bezeugt ist.

P. 198 f. Leskien will die Priorität der Verschiebung altarischer Aspiraten durch die Präterita *mahta ôhta* usw. beweisen. **magdhâm* oder **magjdzâm* sei dadurch zu maj^2z^4a geworden, der zweite Spirant habe sich in seine homorgane Media verwandelt, welche regelmäßig zu *t* verschoben worden wäre. Die vorangehende tönende Spirans assimilierte sich dann dem tonlosen Verschlußlaut. Diese Entwickelung ist eine unter vielen möglichen, könnte aber, wenn sie auch zweifellos die tatsächliche wäre, nichts für jene Fälle beweisen, in denen die alten Affrikaten vereinzelt in vokalischer Umgebung auftreten. — Paul ist

auch nicht von der Beweiskraft dieser Erklärung eines singulären Lautübergangs überzeugt, «da sich in den Präteritis noch andere Unregelmäßigkeiten zeigen, z. B. *kunþa*». Was das letztere anbelangt, so will ich eine Vermutung wagen. Wenn man nach einer tönenden Kontinua tönende 188 Media produziert, so gibt es in unserer gewöhnlichen Aussprache, siehe Brücke, Grundzüge p. 89, einen Moment, in welchem die Stimmbänder in ihre natürliche Lage zurückschnellen, vor der Explosion. Wird die Kontinua nun länger angehalten oder gar doppelt gesprochen, so braucht nur jenes momentane Aufhören des Stimmtones, welches zur Bildung des Verschlußlautes nötig ist, etwas früher einzutreten, um den letzten Teil der Kontinua tonlos zu machen. Durch Assimilation wurde dann auch die Media zur Tenuis. Im Altsächsischen ist das Präteritum von *lôsjan lôsda,* von *kussjan,* d. i. physiologisch *kuzzjan,* aber *kusta.* Bei *kunnan* mußte die Sache etwas anders sein. Setzen wir *kunnd⁴z⁴a* als ursprüngliche Form an, so konnte dem zweiten *n* der Formel *nn* natürlich nicht einfach der Ton entzogen werden. Eine tonlose Nasalis ist eine contradictio in adiecto. Der der dentalen Nasalis nächstverwandte Laut ist *t;* er hat mit ihr den Mundkanalverschluß gemeinsam. *Kuntd⁴z⁴a* aber kann durch Assimilation leicht zu *kuns⁴a*, geschrieben *kunþa,* werden. Der Vorgang war ein gemeingermanischer, wie die zum Gotischen stimmenden ags. und altn. Formen zeigen: *cúðe kunna,* gegenüber got. altn. *munda* ags. *gemunde* mit einfacher Kontinua. — Wäre aber in der germanischen Verbindung *nnd d⁴z⁴* schon zur tönenden Spirans geworden, so könnte man an jene parasitischen Verschlußlaute denken, welche wir heute bei der Aussprache von *Mensch wünschen* einzuschieben pflegen. Ein solches *d* hätte dann wie das der Affrikata gewirkt.

P. 201. Daß für altarische Media affrikata im Slawolitauischen erst Spirans eingetreten sei, aus welcher sich dann die Media entwickelt habe, wie nach seiner Theorie im Germanischen, sucht Paul zu erweisen durch den be-

kannten Übergang des altarischen Suffixes *bhi* in slawodeutsches *m*. Er übersieht hier, daß rein physiologisch betrachtet die Media der Nasalis durch Gemeinsamkeit des Mundkanalverschlusses verwandter ist als die Spirans.

Moritz Heyne, Kleine altsächsische und altniederfränkische Grammatik. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1873. — 90 kr.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 25 (1874), S. 251—259.

Man erinnert sich der zuerst[1] in Zachers Zeitschrift 1, 288 ausgesprochenen Hypothese, nach welcher der Cottonianus des Heljand eine niederfränkische Übersetzung aus dem durch die Münchener Handschrift im wesentlichen bewahrten Sächsisch des Originales sein soll. Das vorliegende Buch gibt nun auf Grundlage dieses umfänglichsten Denkmals, vereint mit den Psalmen, welche Heyne seit der Ausgabe in den kleineren Denkmälern 1867 als niederfränkisch anerkennt, eine ziemlich ausführliche Grammatik des fränkischen Dialektes, wie er im 9. und 10. Jahrhundert im Ruhrtal und bei Aachen gesprochen und geschrieben worden wäre. Begleitet von einer Darstellung der sächsischen Laut- und Flexionslehre, wobei die Münchener Hs. des Heljand und die kleineren Stücke zugrunde gelegt sind.

Man kann es mit einem hohen Grad von Sicherheit aussprechen, daß weder die Cottonische Handschrift des Heljand noch der Psalmenkommentar Müllenhoff-Scherer Denkm. LXXI[2] niederfränkisch sind. Es ist ein ganz allgemeines, für alle natürlichen und historischen Dinge geltendes Gesetz: die Verwandtschaft zweier Objekte beruht 252 darauf, daß ihre Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen

---

[1] Aber bereits 1826 hatte der famose Scheller den Heljand für niederrheinisch erklärt, s. J. Grimm, Kleinere Schriften 4, 413. [Und Holtzmann, Germ. 11, 224 hält Cott. für altniederländisch.]

älter sind als die Verschiedenheiten. Zwei Handschriften sind verwandt, wenn sie dieselben Fehler zeigen, welche sie aus dem Archetypus ihrer Familie sklavisch herübergenommen haben müssen. Dabei kann die eine Handschrift noch eine Reihe absichtlicher oder naiver Fehler dazu machen, sie kann ihr Original einer ästhetischen Umformung unterwerfen, sie kann es in einen anderen Dialekt umschreiben, — immer ist sie jener anderen näher verwandt als die Hs. einer anderen Familie, welche vielleicht eine Übersetzung in denselben vom Original abweichenden Dialekt vorgenommen hat. — Oder ein hoch entwickeltes Insekt bleibt dem niedersten Typus seiner Gruppe immer verwandter als irgend einem Wirbeltiere, mit dem es in den Sinneswerkzeugen, in den Atmungs- oder Verdauungsorganen die größte Analogie zeigen mag. Denn das vollkommene Insekt hat sich aus den unvollkommenen entwickelt, die Ähnlichkeit mit Tieren einer anderen Gruppe ist erst später hinzugetreten. Ebenso wie der vielzitierte Amphioxus mit dem entwickelten Wirbeltiere durch nähere Verwandtschaft verknüpft ist als mit irgend einem Mollusken.

Wenn man von dem Alter der Merkmale abstrahiert, dann ist ja in der Tat nicht abzusehen, warum man nicht die Sprachen und Dialekte etwa nach dem Guna klassifiziert und Bairisch und Englisch in eine Gruppe zusammenfaßt und ihr das Alemannische und Skandinavische gegenüberstellt, gerade wie man früher die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden ordnete, oder vielmehr um vieles verkehrter. Wenn ich Bairisch und Englisch zurückverfolge, so sehe ich, wie dort hinter dem 14. und 13. Jahrhundert, hier vor dem 12. Jahrhundert sich dieselben reinen *î* und *û* in beiden Sprachtypen zeigen, während z. B. die Verschiebungskonsonanten, die Deklination und Konjugation noch immer beträchtlich abweichen. Die Ähnlichkeit hat also nichts bewiesen, weil sie jünger war als die Verschiedenheit. Allerdings, wenn wir die Geschichte eines Dialektes nicht kennen, sind wir nicht imstande, mit

vollkommener Gewißheit die Chronologie der Merkmale anzugeben, durch welche er sich vom Urgermanischen unterscheidet. Aber Heyne führt drei Punkte an, welche die Verwandtschaft des Cottonianus mit den niederfränkischen Denkmälern beweisen sollen, Z. Zs. 1, 289, die *uo* für *ô*, die *â* für *ê* (got. *ai*) und den Umlaut des *u*. Dagegen sollen die ersten und zweiten Personen Pluralis, die Nominative der maskulinen *a*-Stämme auf *-ôs*, welche der Cottonianus mit den sächsischen Quellen gemein hat, nichts gelten. Nun sehen wir im Altsächsischen einen Typus, in welchem die erwähnten Merkmale der Deklination und Konjugation kaum eine Ausnahme erleiden, in dem dagegen *uo* für *ô* sich nur selten, *i* für *u* noch fast gar nicht findet, während die gotischen *ai* ihren Weg über *æ* — *æ* und *â* geschrieben in den Merseburger Glossen und im Taufgelöbnis — bis zu *ê* fortgesetzt haben, siehe Scherer GDS. 127. Wer wollte da annehmen, daß in Werden *ô* früher diphthongiert, *ai* eher monophthongiert, *u* eher umgelautet worden sei, bevor man daran dachte, die ersten zwei Personen des Pluralis der dritten gleichzumachen? 253 Auch spricht es gegen die Analogie der übrigen istävonischen, erminonischen, baiwarischen, kurz der nicht-sächsischen Sprachentwickelungen, daß die Nominativ-*s* des Plurales sich über die erwähnten Änderungen des Vokalismus hinaus erhalten hätten.

Lehnt man die Schlußfolgerung Heynes ab, so bleiben bei Erwägung der zahlreichen Übereinstimmungen, welche der Cottonianus in der Tat mit nfr. Denkmälern entweder dem genauen altsächsischen Sprachstande oder dem der anderen Heljandhandschrift gegenüber zeigt, noch immer Gründe genug übrig, welche jeden bestimmen müssen, den Ort, an welchem die ältere und bessere Handschrift geschrieben worden, nahe an der nfr. Grenze zu suchen. Man möchte nur wünschen, die Punkte, welche die Verwandtschaft des Cottonianus mit dem Nfr. beweisen, an irgend einer Stelle gesammelt zu finden. Im wesentlichen sind es folgende: *uo* für *ô* im größeren Umfange als im

Monacensis p. 14, *â* für *ei*, das vereinzelt auch im Alts. erscheint p. 16. 8, *i* für *u* p. 17, *ie* für *e* p. 18, Vokaleinschub p. 18, *e* für *a* p. 19, kommt aber auch in den Merseburger Glossen vor p. 13, vokalische Assimilation p. 19, die Schreibung *đ* p. 30, *ht* für *ft*, aber auch bei Beda und in der Freckenhorster Rolle p. 31. 32, euphonisches *t* für *d* p. 32, Rückumlaut häufiger als im Monacensis p. 55, *bûan* schwach p. 68, Dat. Plur. der *i*-Stämme auf *-in* statt auf *-iun* p. 76, Dat. Sing. Mask. Neut. der pronominalen Adjektivflexion auf *-un*, *-in* p. 85. 87, Komparativ der *ja*-Stämme auf *-era* statt *-iera* p. 90, *hie thie hwie* für *he the hwe* p. 99. 101. 102. Beinahe alles deutlich jüngere Entwickelungen. — Manches andere für die Psalmen Charakteristische findet sich wieder im Cottonianus nicht: so kein *scl* für *sl* p. 28, kein *-in* im Gen. Dat. Sing. der schwachen Maskulina p. 78, kein *imo* als Akkusativ p. 100.

Es ist bedauerlich, daß ein Grundirrtum das sonst verdienstliche Buch entstellt, aus welchem gewiß der Kundige vielfach Nutzen und Belehrung schöpfen wird. Weniger vielleicht der Schüler. Ein Handbuch zur Erlernung der altsächsischen oder altniederfränkischen Sprache, wie sie im Heljand und den Psalmen vorliegen, war eigentlich nicht nötig. Für den ersten Anfang genügt ja des Verfassers kurze Laut- und Flexionslehre, wenigstens als bequemes Nachschlagebuch bei der Lektüre des Heljand, — mit den Psalmen wird ohnedies niemand altniederdeutsche Studien beginnen. Der Fachmann aber hätte bei einer neuen altsächsischen Grammatik noch etwas mehr erwartet oder gewünscht. Vor allem eine Verwertung der sächsischen Urkunden. Nur durch diese können wir die alten Mundarten des großen sächsischen Sprachgebietes kennen lernen und eher werden wir den Heljand nicht mit einiger Sicherheit lokalisieren können. Heyne müßte doch einmal beweisen, daß der Monacensis den Dialekt des Münsterlandes gibt. Ich habe bei der Geschichte der nfr. Geschäftssprache die altsächsischen Eigennamen nur sehr

wenig, viel weniger als ich sollte, in Betracht gezogen. Aber doch erfährt man daselbst p. 39. 40, daß auch in 254 sächsischen Quellen hie und da *h* vor *t* ausfällt und daß in Essen *-wî* für *-wîf* gar nichts Seltenes ist. Auch die kleinen alts. Stücke bedürfen noch vielfach einer genaueren Fixierung. Beiläufig warum die Merseburger Glossen, wenn sie wirklich aus Merseburg[1] stammen, nordthüringisch genannt werden, begreife ich nicht. Nach der Menkeschen Karte liegt Merseburg in dem Gaue *Hassagô*, welcher dem *Norththuringâ* koordiniert ist. — Und wenn sich Heyne auf die literarischen Denkmäler beschränkte, dann hätte er sich in vollständiger Mitteilung des Sachverhaltes bei den kleineren Quellen nicht von Cosijn überholen lassen sollen.

Doch ersprießlicher als alle derartigen Wünsche wird es sein, wenn wir prüfen, inwieweit Heyne das selbstgestellte Ziel erreicht hat. Vor allem ist anzuerkennen, daß der Verfasser seit der Herausgabe der kleineren niederdeutschen Denkmäler die Überlieferung der Psalmen besser zu würdigen gelernt hat. Es ist Scherer bei seiner schönen Rezension des Buches, Zs. für öst. Gymnasien 1867, p. 660 ff., offenbar entgangen, daß in den Psalmen die interessantesten Formen beinahe regelmäßig unter den Anmerkungen stehen. In der Grammatik findet *sîla* für *sêla*, *boigedun* für *bougedun* u. dergl. doch gebührende Beachtung p. 16. 17. Aber *watur* für *watar* scheint Heyne auch jetzt noch für einen Schreibfehler zu halten, da er p. 14 Verdumpfung der tonlosen *a* nur in der Konjugation anerkennt, während Cosijn in den Oudnederlandschen Psalmen S. 65 *watur âvont fîunt* und *go-* für *gi-* anführt. Eine Beachtung aller ähnlichen Fälle hätte zu einer zusammenfassenden Bemerkung unter den vokalischen Lautgesetzen § 12 geführt, die nun fehlt.

Aber auch abgesehen von solchen Einwirkungen eines noch nicht ganz geschwundenen Vorurteiles ist die Mit-

[1] [Walbeck!]

teilung der wichtigen Tatsachen des Lautstandes nicht immer übersichtlich und lückenlos. So p. 15 kein Wort davon, daß die Psalmen hie und da *e* für *i* (altarisch. *a*) bieten: siehe die Artikel *bringan genitheran fê fio* in dem Glossar zu den kleineren Denkmälern, wo die *e*-Formen ganz gewissenhaft angegeben sind. *î* für *ie* ist ein so wichtiger Unterschied zwischen niederfränkisch und niederländisch: die betreffenden Fälle der Psalmen aber fehlen bei Heyne, Cosijn gibt sie S. 62: *bewîldi underschîd slîp*. *ie* für *ê* hätte auch eine sorgfältigere Zusammenstellung verdient. In der Grammatik führt Heyne *iewiscon* und *gelierot* an, p. 16, aber Ps. 65, 6 zeigt auch *kierit*, wie im erwähnten Glossar unter *kêran* zu lesen; übereinstimmend mit dem Alts., siehe Laut- und Flexionslehre p. 38, wo noch *hiet bierswîn* und *kiesur* angeführt sind. In dem betreffenden Paragraph der alts. Grammatik aber p. 8 heißt es, *ie* für *ê* finde sich nur in dem Lehnworte *kiesur*. Weder in der alts. noch in der altnfr. Lautlehre erscheint eine zusammenfassende Besprechung jener germanischen *ê*, welche im Ahd. diphthongiert werden. Einiges unter dem alts. Umlaut p. 13, anderes in einem Paragraph über reduplizierende Verba p. 37. — P. 89. 90 fehlt die wichtige Tatsache, daß in den Psalmen Komparative auch stark
255 flektiert werden, siehe Cosijn, S. 16. 17. 46. — Bei der Konjugation, welche auffallenderweise die Psalmen vom Cottonianus trennt, ist man natürlich am meisten gespannt zu erfahren, ob im nfr. Verbum sächsische Formen vorkommen. Die *-at -ôt* der I. III. Plur. Präs. Ind. müßten doch bei einer allgemeinen Erörterung über die Flexion des nfr. Verbums zu finden sein. Ob ein derartiger Fall bei schwachen oder starken Verben vorkömmt, ist ziemlich gleichgültig. Ein allgemeines Schema der nfr. Personalendungen aber gibt Heyne nicht. Er erwähnt die Beispiele *arvêthiat* und *scawôt* nur in dem Paragraph über die schwache Konjugation p. 62. — P. 100 fehlt im Paradigma der Demonstrativpronomina der Dativ Sing. Mask. *then*, der in den Psalmen vorkommt: 73, 2 *berg Syon*, *an*

then thu wonedôs an imo (mons Sion, in quo habitasti in eo). Sonst haben die Psalmen allerdings zweimal *themo* 67, 17. 71, 12. Cosijn ist übrigens auch ungenau, siehe S. 23. 45. Ungern vermißt man hier wie dort das *tôtton thorra* des Werdener Heberegisters, Lacomblet, Urkundenbuch 1, 53, ein in nächster Nähe von Werden gelegener Ort. — Merkwürdig, daß die Form auch im Sächsischen des Münsterlandes vereinzelt vorkommt, so Freckenhorster Heberolle 527 *te then midden sumera.* Im Dat. Sing. Neutr. gibt das Paradigma die sächsische Nebenform *then* an. Aber man mußte nach Heynes sonst durchgeführter Gepflogenheit erwarten, daß auch die einzige Stelle, an der die Form sich zeigt, Freck. Heber. 560 *tô then vêhûs* angeführt würde. Bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse ließe sich wenig erwidern, wenn jemand auf diese münsterländischen *then* für *themu* gestützt sagte, der Monacensis sei wahrscheinlich ostfälisch und in Hildesheim geschrieben. — Eigentümlich, wie sehr das Nfr. durch die Neigung, ähnliche Formen gleichzumachen, und durch falsche Analogie gelitten hat: *imo* für *ina, then* für *themo* und in der starken Adjektivflexion Akkusativ- statt der Dativformen, Indikativ für den Optativ, starke Flexion neben schwacher im Komparativ, starke Flexion der Adjektiva neben Artikel. — P. 102 sind für *quis* die Psalmenformen *hwe* und *hwie* angegeben. Das Glossar gibt unter *hue* auch *we* und *wie.* In diesen Dingen darf man doch Genauigkeit erwarten[1]. — Heyne hat auch einige Bemerkungen zur Syntax hinzugefügt. Es muß eine gewisse Selbstüberwindung kosten, eine systematische Darstellung der Laute und Formen mit so abgerissenen Notizen über die Verwendung des Sprachmateriales zu beschließen. Um so dankbarer wollen wir die Gabe empfangen. Der Anfang aber ist entstellt durch eine Regel, zu welcher die Beispiele nicht stimmen. Nach *thero the* oder

[1] Das Fehlen der Formen *mîna thîna* Nom. Sing. Fem. in den Psalmen rügt Braune, Z. Zs. 4, 295.

thero allein folge das Verbum im Singular, indem die Beziehung desselben nicht an den pluralen Teilungsgenitiv, sondern an das ihm im Singular vorausgehende Pronomen oder Adjektiv anknüpfe. Dazu zwei Beispiele, das erste 256 Hel. 835 *allarô barnô betsta therô the gio giboran wurdi*, aber das zweite ohne den geforderten Singular: *thêm mannun the her minniston sindun therô nu undar thesaru menegî standid*, Hel. 4413. Der Cott. hat hier auch *standat.*

Sehen wir nun, wie Heyne den phonetischen Wert der sächsischen und fränkischen Orthographie bestimmt. Hierbei muß man es vor allem anerkennen, daß der Verfasser dieser Frage nicht überhaupt vorbeigegangen ist. Aber seine Schlüsse sind nicht immer zwingend. Weil das durch Umlaut entstandene *e* oft *i* geschrieben werde, dagegen für das aus sogenannter Brechung hervorgegangene mitunter *æ*, selbst *a* stehe p. 12. 18, sei im Altsächsischen wie im Altniederfränkischen das eine offen, das erste geschlossen ausgesprochen worden. So plausibel diese Formulierung klingt, so bedenklich ist sie, wenn man die beweisenden Schreibungen näher ansieht. Vor allem kommt *i* für *e* der Brechung auch vor, es wird nur an anderen Orten p. 11. 17 unter einem anderen Gesichtspunkt angeführt: der Umlaut des *a* sei nicht durchgedrungen. Wenn *-skepi* neben *-skipi*, *gifremid* neben *gifrimid, heinde* neben *hendi* für *é* beweisen darf, dann darf es auch *niman* neben *neman* und *gibo* neben *gebo*[1]. Es wäre auch höchst auffällig, wenn hier in so alter Zeit abweichend vom Ahd. und Mhd. das auf altar. gefärbtes *a* zurückgehende *e* die offene Aussprache gehabt hätte. Im Hochdeutschen ist ja die Sache ganz unzweifelhaft. — Aber die *æ a* für derlei *e?* Sie sind sämtlich durch konsonantische Einwirkung zu erklären. Heyne führt nur an p. 12 *hærd warold spraka* Helj. 3733 Mon., wofür der Cott. *spreke*, p. 18 *spræcan* Helj. 2778 Cott., *sprekan* Mon., *barahtun* Helj. 3655 Cott., *berhtun* Mon. und *walalîcondi* in

[1] [Anal. s. altn. *quiþa* F.]

den Lipsiusschen Glossen, also nur bei *r* und *w*. Es waren wohl beide *e* geschlossen; gleich dem *ê*, wie Heyne richtig bemerkt p. 16. Später seit Verlängerung der offenen Akzentsilben wurden beide geöffnet, wie Nerger in der mecklenburgischen Grammatik dargetan hat. Die große Ähnlichkeit, welche die Aussprache des *e* mit der des *i* gehabt haben muß, erklärt es auch, warum in den Psalmen so wenig *e* für *i* sich finden in Wörtern, welche wahrscheinlich, nach dem Hochdeutschen und Sächsischen zu schließen, von altarisch *a* schon bis *i* gelangt waren, siehe oben, und deren vielleicht auch das Alts. einige bietet, so die Imp. *gef wes help* p. 46[1], und gar keine für altar. *i*, die doch sonst in den nfr. Denkmälern seit alter Zeit bezeugt sind, siehe nfr. Geschäftssprache p. 15. 24. 33. 99. 103. 110. Die *ie* aber für den Umlaut *a* möchte ich nicht als Kennzeichen der geschlossenen Aussprache fassen. Sie erscheinen im Alts. nur nach *k*: *antkiennian antkiendun kietel*. Es wird Jerierung sein, die Vorstufe zum friesischen Zetazismus, siehe nfr. GS. p. 148. — Willkommen ist der Nachweis einiger umgelauteter *u* im Alts. und Altnfr. p. 10. 17.

Im sächsischen Konsonantismus ist nicht sicher, ob *sg sgk* für *sk* in der Tat Erweichung der Tenuis und tönende Aussprache des *s* bezeichne, p. 21. Es könnte auch *s*² andeuten [?], da daneben *sch* vorkommt. Man hätte nur die spirantische Natur des *g* berücksichtigt, seinen tönenden Charakter vernachlässigt. — P. 22 sagt 257 Heyne, *ch* wolle im Sächsischen wahrscheinlich vielfach keine «Aspirata», sondern nur den «scharfen, bestimmten *k*-Laut» bezeichnen, wie *gh* den «gutturalen *g*-Laut». Ich hoffe, die Zeit ist nicht mehr ferne, in der eine jüngere Generation von Germanisten diese elegante Terminologie gar nicht mehr versteht. Sie ist aber nicht einmal konsequent, denn nach p. 19 gilt Heyne «guttural» nicht für eine besondere Nuance der durch Gaumen- und Zungen-

[1] [Wohl wegen *gebad*.]

rücken bewirkten Artikulation. — *ghi* wurde gesetzt, um nicht zur Aussprache *ji* zu verleiten, ebenso konnte *chi* vor *zi* warnen. Wenn im Taufgelöbnis *forsacho* auf *forsachistu* folgt, so ist das eine verkehrte Konsequenz des Schreibers. *ch* im Auslaut aber, das Heyne in diesem Zusammenhang erwähnt, ist offenbar tonlose Spirans, da es nur euphonisch neben *gh* für inlautendes *g* gesetzt wird. — P. 24 ist die nächste Vermittlung zwischen *findan* und *fīđan* doch die Annahme des nasalierten Vokals. Heyne spricht nur von einem leisen Klange des Nasals. — Dagegen p. 23 richtige Bemerkungen über Vokalisierung des *j*, über Spirantenvertretung *tht ft* für *ht* p. 30. 32. Nur hätte das *st*, welches Myle und Halbertsma Ps. 18, 10 in *drusten* für *druhten* lesen, auch Erwähnung verdient. In der Ausgabe steht es natürlich unter den Lesarten. — P. 20 bespricht Heyne die Schreibung *gg* für *ng*. Sie ist begreiflich, da doch niemand im Ernst an griechisches γγ denken wird, bei der Annahme, daß man wie heute statt *ng* nur gutturales *n* gesprochen habe. Über die Gewohnheit, diesen Laut durch zwei Zeichen zu geben, wagte man nicht leicht sich hinauszusetzen, aber es schien unrichtig, einen einzigen Laut durch zwei verschiedene Buchstaben zu geben. Gegen *nn* sprach die dentale Aussprache dieser häufigen Lautgruppe. So fiel die Entscheidung *gg* zu. Öfters aber auch *g* allein, siehe p. 21. 30. — In der Quantitätsbezeichnung möchte ich nur aufgreifen das als kurz angesetzte *i* im Plur. Opt. der alts. starken Verba p. 49. Nach p. 52 finden sich nur Fälle mit *i*, kein Hinüberschwanken in andere Vokale. Da wäre nach Heynes eigener Methode, siehe z. B. p. 70, doch langer Vokal anzunehmen: *-jânt* muß durch die Auslautgesetze zu *-jan* geworden sein, das die Kontraktion *-în* ergibt.

Wichtiger sind die Erklärungen der Laute und Formen selbst, deren Heyne mehr gibt, als sonst in einem Handbuch erwartet werden. Natürlich böte sich hier der meiste Anlaß zu Zweifeln und Hypothesen, die Behauptungen und anderen Hypothesen gegenüberzustellen wären. Ich

will nur einiges hervorheben, was mir allzu unsicher oder entschieden verfehlt scheint. Die Erklärung des Guna und des gotischen *iu* auf p. 3 wird niemand befriedigen, dem es um historische Erkenntnis der Sprachvorgänge zu tun ist. Wenn Heyne die sehr plausiblen Vermutungen Scherers, daß Guna Längung des *i* und *u* voraussetze, daß got. *iu* Färbung des *au* sei, nicht teilt, so mußte er einfach die Tatsachen hinstellen. — Auf derselben Seite lesen wir den aus der Ulfilasausgabe des Verfassers p. 374 der fünften Auflage bekannten Satz, daß german. *â* in Wurzelsilben — die Beschränkung fehlt hier — nur als 258 Ersatzdehnung vorkomme. Das ist vielleicht richtig, aber keinesfalls für alle Fälle bewiesen, siehe Scherer GDS. 430 Anm., Zs. für d. öst. Gymn. 1873, p. 296. Wie will man z. B. *blêsan* von der Wurzel *bhlâ*, lat. *flâre*, ahd. *blâan* *blâsan* differenzieren? Und die Etymologien Leo Meyers, Got. Sprache § 443, wären doch zu prüfen. Man kann nichts dagegen haben, wenn statt der Schulausdrücke Guna, Spaltung des *a*, bloß die Vorgänge beschrieben werden. Ebenso kann man auch die «Auslautgesetze» umgehen, dann mußten aber die Verstümmlungen der arischen Endsilben im Germanischen etwas genauer dargestellt werden, als es p. 5 geschieht. Wie soll der Anfänger auf Grundlage dieser Bemerkungen verstehen, was p. 36 über abgefallene Personalendungen vorgetragen wird? — P. 6. 37 liest man mit einiger Verwunderung, daß Heyne *ai* in *blindaizôs* und *blindai* Nom. Plur. Mask. und in der Reduplikation noch immer für einen Diphthong hält, noch schlimmer freilich, wenn er p. 7 got. *drigka*, alts. *drinku* aus *drinkami* erklärt. Die vagen Ausdrücke über Ab- und Ausstoßung der Ableitungsvokale p. 5 statt der Darstellung der Westphalschen Gesetze deuten demnach wohl darauf hin, daß Heyne sie in der bekannten Formulierung nicht anerkennt. Sonst hätte er doch zeigen müssen, daß ein nach Eintritt des vokalischen Auslautgesetzes zurückbleibendes *m* auch abfallen kann. — Ebenso ist es ein methodischer Fehler, wenn p. 36. 70 gelehrt wird, *u* in

I. Sing. Ind. Präs. und im Nom. Akk. Plur. Neut. sei aus nachfolgender Nasalis zu erklären. Die sanskritische Endung *-âni,* auf welche sich Heyne bezieht, ist nicht altarisch, und der Instrumental, welcher denselben Auslaut zeigt, ist gar nicht berücksichtigt. — Auch Müllenhoffs Regel mit Scherers in GDS. p. 15 ausgesprochener Anwendung auf die Konjugation — ahd. alts. *geban* älter als got. *giban* — hat keinen Eingang in Heynes Darstellung des alts. und altnfr. Vokalismus gefunden, p. 10. 17. — Nirgends sagt Heyne, wie er die alts. *ê* für ahd. *ê ea ia* auffasse, abgesehen von den reduplizierten Perfekten p. 37, deren Vokalismus in die Lautlehre gehörte. Nach p. 13, wo er *brêf* unter den Kontraktionen *thêrna Otarflêtun* aufführt, muß man annehmen, daß er sich zu Grimms Ansicht bekenne, Gramm. 1[4], 171, nach welcher der höchst unwahrscheinliche Stufengang *ê—ea ia—ê* gegolten hat. — Vgl. jetzt besonders Scherer, Zs. für d. öst. Gymn. 1873 p. 295. — P. 27 muß der Anfänger jedenfalls meinen, Konsonantumlaut — der Ausdruck wird wieder vermieden — finde sich nur im Alts. Die Erscheinung wird eine Eigenheit des Alts. genannt.

Die Enthaltsamkeit gegenüber neueren Theorien geht etwas weit, wenn Heyne p. 51 die Formen der Psalmen *cebrekan wir*, *wôpan wir, verwerfon wir*, die einzigen in der I. Plur., für Optative erklärt, siehe Müllenhoff nach der Vorrede zu den Sprachproben und schon J. Grimm, Gramm. 4, 83. — P. 55 handelt Heyne vom sächsischen Rückumlaut, aber das Verhältnis zum Hd. wie zu anderen mittel- und niederdeutschen Dialekten wird nicht klar. 259 Wichtig ist doch, daß durch die strenge Durchführung des Konsonantumlautes eine Reihe von langen Wurzeln gebildet werden, welche hd. kurz erscheinen. Der Optativ ferner ist ganz vernachlässigt. Im späteren Sächsisch, weiß man aus Bechs Abhandlung Germ. 15, 131. 154, war kein Unterschied zwischen Indikativ und Optativ: beide hatten Umlaut. Das ist im Alts. noch nicht der Fall. Einerseits erscheint Rückumlaut im Optativ wie im Indikativ:

habdi sagdi sandi, andererseits findet wenigstens bei *lettian* sich der Optativ *letti* neben Indikativ *latta* im Cott., wofür der Mon. *letta* bietet, siehe Heynes Glossar zum Heljand. Die Analogie jener langsilbigen, welche weder Synkope noch «Rückumlaut» gestatten, wie *wernian quellian* usw., sowie der durch die *i* der Endung umgelauteten Optative hat, scheint es, allmählich zur unbestrittenen Herrschaft des Umlautes geführt. *Sandida* bildete auf der einen Seite *sandida sandidi*, später *sendida sendidi*, auf der anderen *sanda* und *sandi*, später *senda sendi*. Aus den Psalmen führt Heyne p. 61 den Optativ *kende* an gegenüber dem Indikativ *bekanda*. Das ist typisch auch für das spätere Nfr., siehe nfr. GS. p. 195. 365. — In der Deklination fällt auf, daß *strengiu* p. 80 für einen Schreibfehler gehalten wird, siehe Scherer GDS. 118. 431. — Auch auf die Auffassung der starken Adjektivdeklination p. 84 ist Scherer GDS. 401 ohne Einfluß geblieben.

Dr. P. J. Cosijn, De oudnederlandsche psalmen. Haarlem, Erven F. Bohn, 1873.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 25 (1874), S. 365—367.

Eine Darstellung lautlicher und morphologischer Tatsachen, welche die niederfränkischen Psalmen bieten, mit Versuchen historischer Erklärung und geographischer Fixierung. Es sind Aufsätze aus dem Taal- en Letterbode. Ich zitiere die Paradigmen als P, die Abhandlung unter A.[1]

Die Arbeit übertrifft Heynes Altsächsische und altniederfränkische Grammatik vor allem durch die Vorzüge, welche ein gebildeter Linguist immer vor dem Philologen voraus hat, der nur bei der einen oder andern auffälligen Tatsache Umschau hält, ob nicht das Sanskrit vielleicht Licht und Hülfe biete. Das Material liegt zudem viel

[1] *Vgl. das Vorwort.*

366 vollständiger vor als bei Heyne, und die Beurteilung des Textes ist vorurteilsloser als bei diesem. Der bei aller Anerkennung der Verdienste seines Vorgängers doch oft herben Kritik der Heyneschen Ausgabe kann man ihre Berechtigung nicht absprechen, siehe S. 57. 71. Es ist in der Tat beinahe unverständlich, wie Heyne z. B. das überlieferte *fetheracco fitheraco* (alarum) in *fithecanô* bessern und im Glossar als Genitiv Pluralis von *fithec* erklären, oder wie er *gewertunga* (corruptio) als Schreibfehler für *gewerrunga* ansehen konnte. Mit der Restituierung geht bei Cosijn aber Hand in Hand eine Besserung der wirklichen Fehler: p. VII finden wir eine Reihe von Emendationen, die bis auf *upstândiro* statt *upstandandiro* ganz evident scheinen.

Im Paradigma sind nur wenig Lücken bemerklich. Eigentümlich wieder wie bei Heyne im Demonstrativpronomen: S. 22 fehlen die Dative Sing. *themo* und *then*. — Und auch in der Lautlehre hat Cosijn ebensowenig als Heyne *bewîldi underschîd slîp* als dialektisch anerkannt: S. 62. 65. — Da ferner S. 53 in *scawot* ein Versehen für *scawont* vermutet wird, hätte die Form *arvêthiat* der Lipsiusschen Glossen doch beachtet werden müssen. — Die Zusammenstellung der verdumpften Vokale akzentloser Silben S. 66 ist bei Cosijn in anderer Art unvollständig als bei Heyne, es fehlen die *-unt -on* im Verbum für *-ant -an,* siehe S. 50. 55, Heyne Alts. und altnfr. Gramm. p. 14. — Den Nachweis eines stark flektierten Komparativs aber hat Cosijns Darstellung vor Heyne voraus; siehe S. 46. — Dagegen hätte Cosijn sich nicht *forthta* für *forhta* entgehen lassen sollen, welches von Heyne, Alts. und altnfr. Gramm. 30. 31 richtig gedeutet wird.

In der linguistischen Erklärung bemerkt man den Einfluß des trefflichen Kern, siehe S. 62 das Gesetz, nach welchem die Monophthongierung des germanischen *ai* in den Psalmen vor sich geht, S. 41 über den Abfall des *u* (altar. *â*) nach langer Wurzelsilbe — *word* neben *fatu,* S. 70 die Auffassung des gotischen *b* als tönender Spirans.

— Aus Scherers Geschichte der deutschen Sprache hat der Verfasser gleichfalls Anregungen erhalten, wenn er es auch mitunter vielleicht an der nötigen Anstrengung hat fehlen lassen, Scherers Meinung zu würdigen. Es ist unlogisch zu sagen, S. 44 Anm., man halte sich lieber an die Westphalsche Formulierung der Auslautgesetze, nach welcher Hülfs-*a* eintreten können, denn Scherers Erklärung des Schluß-*a* in *allata* aus *alla-d-am* verstoße gegen das Lautgesetz, welches Abfall des *am* verlange. Dieses Lautgesetz ist ja eben das Westphalsche, welchem Scherer eine andere Hypothese gegenüberstellt, nach der *am* entweder wegfällt oder über *ã* zu *a* wird. Die Berechtigung dazu liegt in dem singulären, ja beinahe unglaublichen Erscheinen eines Hilfsvokals. — In der Annahme der Endung *-âsas* für Nom. Plur. Mask. begegnet sich dagegen Cosijn, wie man annehmen muß, ohne es zu wissen, mit Scherer, siehe GDS. p. 422. 427.

Im Hochdeutschen scheint Cosijn nicht spezielle Studien gemacht zu haben. Das erklärt einige Fehler und Absonderlichkeiten: S. 40, ein mhd. Femininum 367 *schefti* existiert nicht; — S. 55 setzt Cosijn voraus, daß es im Ahd. nur ein *gêm stêm,* nicht auch ein *gâm stâm* gebe; — S. 47 zitiert er den Tatian nach Graff, Sprachschatz LXIX, S. 51 aber kennt er Sievers' Vorrede; — *wôpan* S. 25 wird S. 51 ausdrücklich in *wopan* verbessert. — Auch in wichtigeren Dingen rächt sich diese Vernachlässigung des Hochdeutschen: S. 39 Anm. 1, *-ônô* Gen. Plur. Fem. der *â*-Stämme sei falsch angesetzt, es müsse *ono* lauten, weil kein *uono* dafür erscheine, ebenso S. 53, das thematische *ô* der schwachen Verba sei kurz, weil es nie mit *uo* wechsle. Cosijn weiß also nicht, daß es eine der seltensten Ausnahmen ist, wenn diese Diphthongierung auch in Ableitungssilben erscheint; siehe Nfr. GS. 60. Abgesehen davon, daß die Sprachvergleichung auf *-ânâm* führt, Scherer GDS. 428. — Die Unkenntnis dieser Tatsache führt zu einem andern Fehler, wenn S. 38 als sicherer Schluß die ganz willkürliche Behauptung hinge-

stellt wird, weil ursprünglich kurze Vokale in den Psalmen sich stumm und tonlos zeigen, müssen ursprünglich lange Vokale kurz geworden sein. Hat Cosijn nie etwas von den mhd. Partizipien und Superlativen auf *-ôt -ôst* gehört?

Manches andere natürlich bleibt nur zweifelhaft oder schließt andere als die von Cosijn vorgetragenen Auffassungen nicht aus. Das *s* in *drusten* S. 37 wird wohl nur ein Vertreter des andern Spiranten *h* sein, mit dem ja auch *f* und *th* vikariiert, S. 71, Heyne, Alts. und altnfr. Gramm. 31. 32. — S. 54 denkt Cosijn nicht an die Möglichkeit nasalierten Vokals in got. *brahta* gegenüber ahd. *brâhta.* — S. 51 bekennt sich Cosijn zu der Westphalschen von Joh. Schmidt adoptierten Erklärung der I. Plur. Imp. auf *-am -an* als Konjunktiv, mit verkürztem *a.* Schmidt beruft sich für letzteren Umstand auf *namô* gegenüber lat. *nômen*, sanskr. *nâman.* — Besser ist es doch, wenn man ohne eine solche Unregelmäßigkeit auskommt. Ihr entgeht man durch Müllenhoffs Deutung, welcher diese Formen als indikativisch faßt. — S. 51 soll die Gegenüberstellung von sanskr. *sêditha* und altnfr. *sâti* II. Sing. Ind. Perf. hoffentlich nicht das Verhältnis von Grundform und Entwickelung anzeigen. — In der Annahme des umgelauteten *u* geht Cosijn S. 59 wohl zu weit.

Zum Schlusse versucht der Verfasser die Psalmen zu lokalisieren. Hiebei gelangt er zu dem sichern Schluß, daß ihre Heimat nördlich oder westlich von Köln, jedenfalls nicht südlich gewesen sein kann, S. 73, und S. 73 f. zu dem sehr unsicheren, daß sie im limburgisch-preußischen Grenzgebiet östlich von der Gegend zu suchen sei, in welcher Heinrich von Veldeke seinen Servatius gedichtet habe. Richtig ist, daß der Servatius und die Psalmen schwerlich an demselben Ort verfaßt sind; die Lautverschiebung und der Umlaut des langen *â* hätte Rückschritte gemacht. Aber wenn Heinrich von Veldeke *oe* und *ue* (got. *ô* und sein Umlaut) auf *û* reimt, also alle drei Laute als *û* ausgesprochen zu haben scheint, wozu die heutige Mundart von Mastricht eine Analogie bietet, so könnte

das gegenüber dem Laute, welchen die Psalmen durch *uo*, selten durch *ô* geben, doch eine spätere Entwickelung sein.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, herausgegeben von Bernhard ten Brink und Wilhelm Scherer. Straßburg, Karl J. Trübner, 1874.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 26 (1875), S. 685—692. — Wien 14. VII. 75.

III. Rudolf Henning, Über die Sanktgallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karls des Großen.

Der Verfasser stellt sich die literarhistorischen Fragen: Wie ist das alte Realwörterbuch von St. Gallen entstanden und in welcher Zeit erfolgte seine uns vorliegende Aufzeichnung?

Beide Probleme sind in wahrhaft mustergültiger Weise gelöst und die Literaturgeschichte des achten Jahrhunderts hat eine Reihe von gesicherten Tatsachen mehr zu verzeichnen.

Die ursprüngliche Ordnung des Vokabulars ergab sich zum Teil aus der Betrachtung des Denkmals selbst, das offenbar zusammengehörige Partien in Reihen zerstreut, welche durch 10 teilbar sind, also ursprünglich fortlaufende Aufzeichnung in einem Codex mit 10 Zeilen auf der Seite andeuten, — zum Teil aus der Vergleichung mit der Anordnung in Isidors Etymologien, denen die Quelle des Sanktgallischen Werkes jedesfalls verwandt war. Die Literaturgeschichte muß von nun an die Herstellung des ursprünglichen Textes, welche Henning p. 68 ff. gibt, der Würdigung dieses Denkmals zugrunde legen.

Die Zeit der letzten Aufzeichnung wurde durch Vergleichung der deutschen Lautgebung mit der Gestalt der Eigennamen in den Sanktgallischen Urkunden gewonnen. Das Vokabular fällt zwischen 760 und 765, ein Anhang um 780. — Zugleich konnte auch das Sanktgallische 686

Paternoster und die Benediktinerregel chronologisch fixiert werden, ersteres stimmt zu den Urkunden von 780—793, letztere zu jenen von 800—804. In dieselbe Zeit hatte Scherer beide Denkmäler aus historischen Gründen verlegt, Dm.[3] 519. 516, weil nämlich 789 anbefohlen wurde, das Paternoster mit beiden Glaubensformeln und einem Sündenverzeichnis zum Gegenstand der deutschen Predigt zu machen, — und 801. 2 auf Verständnis und Auswendiglernen der Benediktinerregel gedrungen wurde.

Charakteristisch für die Methode Hennings ist die Verbindung des schärfsten Blickes für das Einzelne mit der Beachtung aller näher oder ferner liegenden verwandten Erscheinungen und eine Feinsinnigkeit, die mit dem gewöhnlichen Scharfsinn, der sich bis zu einem gewissen Grade lehren und lernen läßt, selten Hand in Hand zu gehen pflegt.

Man hat es getadelt, daß er dem Verfasser dieses alten Schulbuchs einen gewissen Grad von Phantasie zutraute, die ihm Bilder einer Landschaft oder eines atmosphärischen Vorgangs vor Augen stellte, nach denen er hie und da mehr wie ein Künstler als wie ein schematisierender Gelehrter seine Begriffe und Wörter geordnet habe. Henning hat sich vielleicht nicht vorsichtig genug ausgedrückt, aber das Aperçu ist vollkommen richtig, daß die Anordnung von (alt) 79—110, welche Begriffe von verschiedenen Formen der Erdoberfläche gibt, Berge, Hügel, Täler, Ebenen, Wiesen, Meer, Gestade, See, Teich, Quelle, Bach, Fluß, Weg, Insel, Sumpf, Moor durch Brücken, Schiffe, Fische, Heuschrecken nach Fluß unterbrochen wird. Es ist eine Abweichung von der sonst beobachteten sachlichen Abfolge. Sie kann nur psychologisch erklärt werden. Der Verfasser apperzipierte bei der Vorstellung Fluß und Wiese die in der Erfahrung häufig damit verbundenen von Brücken, Fischen und Heuschrecken. Was Brücken und Fische anbelangt, könnte man allenfalls noch einwenden, daß er keine andern Kategorien bietet, in welche diese Begriffe aufzunehmen gewesen wären. Aber

locustae [Seekrebs?] hätte der Verfasser, wäre er ein trockener Lexikograph, doch zu den fliegenden Insekten am Schluß des ganzen Werkes gesetzt. Allerdings welcher Verfasser? Daß es der Verfasser des lateinisch-deutschen Sanktgaller Vokabulars gewesen, darf man nicht ohne weiters behaupten. Vielleicht schon seine unmittelbare oder mittelbare Quelle, welche gar keine lexikalische Form gehabt zu haben braucht.

Noch unsicherer ist es, ob man mit Henning p. 7 die bei dem Gewitter erwähnte *forhta* zur Charakteristik des Verfassers unseres Vokabulars verwenden darf. Wir lesen hier die Reihe *tempestas corruscatio timor tremor disciplina.* Henning nimmt an, dem Verfasser des Wörterbuchs sei, als er *tempestas corruscatio* geschrieben, die Erinnerung an die bei einem Gewitter empfundene Furcht gekommen. Aber *tremor terrae* steht schon in Isidors *De natura rerum*, Henning p. 38, welches Werk hier näher mit unserm Denkmale verwandt ist als die Etymologien. Wenn nun im Vokabular dem *tremor timor* vorangeht, *disciplina* nach- 687 folgt, so kann dies einfach auf dem gedankenlosen Mißverständnis des Lexikographen beruhen, der *tremor* als Äußerung der Furcht auffaßte und ein paar verwandte Begriffe hinzufügte. Man darf höchstens sagen, daß das Mißverständnis durch die mit der Vorstellung von einem Gewitter verknüpfte Empfindung hervorgerufen sein kann.

Daß der Verfasser des Vokabulars nicht notwendig schon den deutschen Text hinzugeschrieben haben muß, hat Steinmeyer bemerkt in seiner Rezension von Hennings Schrift Jenaische Literaturzeitung 1875, p. 244. Gerade die besprochene Stelle scheint auf die Existenz eines nur lateinischen Vokabulars hinzudeuten. *Piped,* wodurch *tremor* glossiert wird, kommt nach Graff 3, 21 nur hier und als *ertpiboth* bei Notker, sodann im Mhd. vor, siehe Lexer 1, 682. Es ist demnach weit weniger wahrscheinlich, daß *timor disciplina* mit *tremor piped* verbunden wurden, als mit dem unübersetzten lateinischen Worte. — Auch auf p. 331 der alten Ordnung möchte ich auf-

merksam machen, wo eine Reihe von Vögelnamen mit *curuus hram* schließt und darauf fortgefahren wird: *cecus plint*, *mancus hamf*, *claudus halzer* usw. Wenn *curuus* ohne die deutsche Übersetzung dastand, so konnte bei einer Zerstörung der alten Ordnung durch Auflösung der Handschrift der Vogelname für «krumm» verstanden worden sein und Anlaß zu Anfügung jener Reihe leiblicher Gebrechen gegeben haben. Es fiele dies in die Zwischenstufe γ und beträfe die Versetzung, durch welche die Reihe W vor Y kam.

Die Geschichte der wechselvollen Schicksale, welche die ursprüngliche Aufzeichnung des Vokabulars bis zu der uns in der Sanktgaller Handschrift vorliegenden Gestalt erlitten hat, ist sehr scharfsinnig ersonnen und jedesfalls möglich. Nach der von Henning vorgetragenen Hypothese erklären sich alle Absonderlichkeiten der merkwürdig durcheinander gewirrten Überlieferung auf eine durchaus wahrscheinliche und durch Analogien gestützte Weise. Eine logische Notwendigkeit wäre Hennings Annahme freilich erst dann, wenn gezeigt würde, daß jeder andere Weg vom Ziele der überlieferten Gestalt ab, oder in eine Sackgasse führte. Da nun Henning, bevor er seine Textgeschichte konstruierte, jedesfalls andere Vermutungen, welche sich ihm zuerst darboten, als unhaltbar wird erkannt haben, so liegt das Zwingende seiner Argumentation eigentlich in der schließlichen Annahme der éinen an sich gewiß tadellosen Hypothese.

Die Altersbestimmung des Denkmals ergibt sich wie gesagt aus den Namensformen der Sanktgallischen Urkunden, die nur in einer bestimmten Periode mit denen unseres Sanktgallischen Denkmals stimmen. Will man sehr vorsichtig sein, so wird man den Vokabularius vielleicht für etwas älter halten. Es vergleichen sich die Namen der Urkunden der Literatursprache, welche z. B. in Köln um etwas hinter der Lautbewegung der Kanzleisprachen zurückbleibt.

688 Sehr erfreulich ist es schließlich, daß die Realien und

die Sprachgeschichte neben den eigentlichen Problemen der Arbeit auch eingehende Berücksichtigung gefunden haben. Ich verweise auf die Exkurse über Verwandtschaft p. 29. 30, über das altgermanische Bauernhaus p. 43, über die movierten Feminina auf *-în*, bei denen p. 91 ursprünglich kurzer Suffixvokal nachgewiesen wird, und auf eine Reihe von Worterklärungen in den Anmerkungen zu der Ausgabe des Vokabulars p. 76 ff.

Ein für die Scheidung des Alemannischen vom Bairischen wichtiges Ergebnis ist, daß die Sanktgallischen Urkunden schon seit 780 anlautendes *b* und *p* ziemlich im gleichen Verhältnis zeigen, während im Bairischen vom 8. bis zum 10. Jahrhundert *p* herrscht. Die *b* der Fragmenta theotisca mögen aus der fränkischen Vorlage stammen; siehe Weinhold, Bair. Gramm. § 121. Bei den Gutturalen dagegen überwiegt von 800 ab *k*, nachdem seit 772 *g* und *k* gleichmäßig gebraucht worden waren. Auch im Bairischen ist *g* vor dem 10. Jahrhundert ganz vereinzelt, überwiegt aber von da ab, siehe Weinhold, Bair. Gramm. § 172. — Noch im Wiener Notker des 11. Jahrhunderts zeigt sich eine Spur des alten Verhältnisses in der Seltenheit anlautender *k* neben den so häufigen anlautenden *p*. Es stimmt dies zu Steinmeyers wichtiger Beobachtung, Z. f. d. Ph. 4, 88 f., daß inlautendes *p* im Altbairischen ebenso häufig als im Altalemannischen selten sei. Die harte Aussprache des bairischen *b* im Anlaut wird vielleicht auch durch die slawische Orthographie der Freisinger Denkmäler bestätigt, in denen sich für slawisch anlautendes *p* auch *b* findet, während sonst Tenuis und Media streng auseinandergehalten wird, siehe Braune, Beiträge 1, 533.

P. 90 hat Henning gewiß recht, für Schreibungen wie *asga* die Erklärung in Scherers Ansicht von der tönenden Natur des deutschen *s* zu finden, für welche er p. 143 selbst einen hübschen Beleg in *Hîranharto* — vgl. Ags., Dän., Schwed. — beibringt. Die Orthographie der Freisinger Denkmäler, welche Braune, Beiträge 1, 528,

gegen Scherers Ansicht anführt, beweist nichts. Wenn die slawischen Schreiber das deutsche Alphabet benutzten und es für wichtiger hielten, die Artikulationsstelle der deutschen Spiranten als das Mittönen der Stimme zu bezeichnen, so konnten sie gar nicht anders verfahren, als sie verfuhren, mochte das deutsche *s* tönend sein oder nicht. Sie mußten für die alveolare Artikulation des *s* und *z* das eine, für die zerebrale oder kakuminale, kurz die zweite Brückesche Artikulation, das andere deutsche Zeichen verwenden. Sie entschlossen sich s^1 und z^1 durch *z*, s^2 und z^2 (*š ž*) durch *s* zu geben. — Nur das ist zuzugestehen, daß im Auslaute *s* schon früh und häufig stimmlos wurde, entsprechend dem auslautenden *f* neben inlautendem *v*, was zwar nicht die Schrift, wohl aber die euphonische Regel Notkers ausdrückt.

P. 113. Die *e* und *ei* für *i* werden nicht eine gesenkte Aussprache des *i* bezeichnen, nur eine sehr geschlossene der *e*, welche direkt durch *i* für *e* bewiesen wird.

689 IV. Erich Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge,

eine literarhistorische Untersuchung.

Es ist sehr erfreulich zu sehen, wie energisch in dieser Arbeit das Ziel verfolgt wird, Stilgattungen altdeutscher Lyrik auf bestimmte syntaktische, rhetorische und metrische Tatsachen zurückzuführen. Beobachtungen, wie die p. 6 f. über Responsion bei Veldeke und Rugge oder in den Anmerkungen über die lyrische Phraseologie sind für die Geschichte der poetischen Kunst ungemein wertvoll. Mit Glück hat E. Schmidt zugleich versucht, den Stil der beiden von ihm behandelten Dichter mit ihren geistigen und gemütlichen Eigenschaften in Beziehung zu setzen. Das Resultat sind höchst lebensvolle, scharf gezeichnete Bilder der poetischen Eigenart des von Rugge wie Reimars. Der Verfasser bedient sich hiebei der Methode Scherers — siehe Deutsche Studien II — auf sehr maßvolle und

besonnene Weise. Man muß dies ausdrücklich und mit aller Anerkennung hervorheben. Denn in der Tat liegt die Gefahr des Düftelns und Haarspaltens bei diesen intimsten Geheimlehren der Philologie sehr nahe.

Die Eigentümlichkeiten des Gedankens, der Empfindungen, des Ausdrucks, welche sich aus den am sichersten als Reimarisch oder Ruggisch überlieferten Gedichten für die Charakteristik beider Dichter entnehmen lassen, werden natürlich verwertet, um über die Frage nach der Autorschaft der strittigen ins Reine zu kommen. Aber man hat Schmidt sehr mit Unrecht vorgeworfen, Literarisches Centralblatt 1875, p. 416, daß er als Interpolation ansehe, was in der handschriftlichen Überlieferung jenen poetischen und moralischen Merkmalen beider Dichter widerspreche. Jedesfalls wurde vergessen zu bemerken, daß die Vermutung, Ruggesche Gedichte seien unter Reimarsche gekommen, immer auch durch handschriftliche Gründe unterstützt wird, siehe p. 55 und 67. Die Hs. C bringt unbestritten Ruggesche Gedichte, welche in MSF. auch unter Rugge gedruckt sind. Nur in C und in der Nachbarschaft der schon durch das Zeugnis anderer Hss. als Ruggisch angenommenen Lieder stehen jene Gruppen, welche E. Schmidt für Rugge in Anspruch nimmt. Es ist ein ganz unbestreitbares Verdienst E. Schmidts, Reihen von Liedern bei Reimar entdeckt zu haben, welche in Inhalt und Form das gerade Widerspiel jener sind, auf welche die geläufige Charakteristik dieses Dichters gebaut wird. Und die Ähnlichkeit dieser Lieder mit denen Rugges ist unverkennbar.

Diese Resultate bleiben jedesfalls, auch wenn man die Erklärung, welche der Verfasser für die auffällige Tatsache bringt, die fraglichen Lieder seien nicht von Reimar, sondern von Rugge gedichtet, nur für möglich, aber nicht für einzig möglich hält. H. Paul macht in der Jenaischen Literaturzeitung 1875, p. 386 mit Recht auf die von E. Schmidt p. 31 f. behandelten Jugendlieder Reimars aufmerksam, welche von den späteren in der Richtung

der Ruggeschen Weise abweichen. Reimar kann in seiner
690 Jugend mit Rugge in derselben poetischen Schule gewesen sein: auch Rugge scheint sich ja später einer veränderten Manier zuzuneigen, p. 20. Jedesfalls müßte ein Herausgeber Reimars die von E. Schmidt ausgeschiedenen Lieder doch unter den echten, nicht etwa den Pseudo-Reimarischen bringen.

Ja auch das Lied 109, 9 bis 35, welches in MSF. unter Rugge steht, wird, glaube ich, mit größerer Sicherheit unter Reimar zu setzen sein. Von den drei Strophen steht die erste und zweite in ACE unter Reimar, in B unter Hausen — auch Reimar 150, 10. 19 haben sich in B zu dem Hausener verirrt —, die dritte in CE unter Reimar; B unter Hausen. Rugges Autorschaft ist hier gar nicht bezeugt. In C folgt Ruggisches, so gleich 103, 35. Daß aber in A Strophen vorangingen, die sonst als Ruggisch bezeugt seien, nämlich MSF. 108, 22 bis 109, 8, wie Schmidt sagt, p. 28, ist falsch. MSF. 108, 22 folgt in A unserem Liede, und nicht unmittelbar.

Andererseits ist Reimars Name für 109, 9 bis 35 handschriftlich wenig geschützt. BCE weisen auf einen gemeinschaftlichen Archetypus, siehe die Lesarten zu 109, 32. 34, — BC gehören noch näher zusammen. Wenn nun B das Gedicht unter Hausen bringt, CE unter Reimar, so war entweder der Archetypus namenlos und C wußte wie E und das für sich stehende A, daß es von Reimar herrühre, oder der Archetypus hatte das Lied auch unter den Reimarischen wie A, war aber aus den Fugen gekommen, so daß sich in B diese Strophen zu dem von Hausen verirren konnten.

Unser Lied zeigt eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Walthers bekanntem Spruch *Ich saz ûf eime steine.* Man vergleiche:

In mîner besten fröide ich saz
und dâhte wiech den sumer wolde leben.
dô rieten mîne sinne daz,
des ich enkeinen trôst mir kan gegeben,

daz ich die sorge gar verbære
und iemer hôhes muotes wære.
daz hete ich gerne sît getân.

Bloß die Ausdrücke und ihre Folge stimmen, nicht die Gedanken. — E. Schmidt hat Übereinstimmungen zwischen Walther und Rugge nachgewiesen, p. 19, der Rezensent E. Schmidts im Centralblatt hat andere hinzugefügt. Hier noch eine kleine Nachlese. Wenn man mit E. Schmidt MSF. 110, 34 vor 110, 26 stellt, wozu alles auffordert, so hat man einen Gedankengang, der sehr ähnlich ist mit Walther 43, 9. 13. Der Dichter hat das Lob seiner Geliebten gehört und sich infolgedessen ihr genähert. Durch sie ist er nun *gehœhet*, aber er will noch höher steigen, siehe auch MSF. 103, 19. 105, 1. — Nur hat Rugge 110, 36 ff. eine Wendung mehr: nachdem er *wîse liute* sie loben gehört hat, will er sich mit seinen Augen überzeugen, *ob an ir lîbe diu gevuoge wære. nu hân ichz wol an ir gesehen, si kan vertrîben senelîche swære.* Das schien Walther wohl zu plump. Rugge scheint Meinloh 691 11, 1 ff. nachzuahmen, welche Stelle Pfeiffer im Sinne gehabt haben mag, als er von dem Einflusse des Sevelingers auf den von Rugge sprach, siehe E. Schmidt, p. 6.

Ferner Rugge 105, 22 *ichn weiz ob ieman schœner sî: ezn lebt niht wîbes alse guot*, vgl. 107, 27 = Walther 51, 4 *lîhte sint si bezzer: dû bist guot;* vgl. 49, 36 ff. — 102, 27 *mich grüezet menger mit dem munde* ist dem Gedanken nach einigermaßen ähnlich Walther 30, 9, im Ausdrucke nähert sich die Stelle Walther 124, 13 *mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol.*

Die Mehrzahl der Stellen, in welchen der von Rugge sich im Ausdruck — die Gedanken sind von weniger Gewicht — mit Walther begegnet, stehen allerdings in Strophen, welche auch als Reimarisch überliefert sind. MSF. 100, 1 *(Wurd ich ein alsô sælic man daz)* vgl. 109, 33 = W. 99, 34. — 100, 5 *(und habe es doch an si gegert ân alle valsche missetât)* = W. 70, 2. — 103, 4 *(dazs iemer sælic müeze sîn)* = W. 100, 18. — 105, 22 *(ichn weiz ob*

ieman schœner sî: ezn lebt niht wîbes alse guot) = W. 51, 4. — 109, 9 (*In mîner besten fröide ich saz* usw.) = W. 8, 4.

Aber nur als Ruggisch sind bezeugt 101, 23 (*Kunde ich die mâze* Strophenanfang nach *mâze* in letzter Zeile der vorhergehenden Strophe) = W. 43, 19 — dasselbe Gedicht, in welchem oben Übereinstimmung des Gedankens mit einem nur unter Rugges Namen überlieferten Liede 110, 34 gezeigt wurde, — 102, 27 *(Mich grüezet menger mit dem munde)* = W. 124, 13.

Wenn wir auch letztere Stelle als vielleicht zufällig beiseite lassen, so steht doch durch die erstere fest, daß Walther ein auch durch die kunstvolle Responsion, welche Reimar beinahe ebenso flieht, als sie der von Rugge liebt, siehe E. Schmidt, p. 7. 9, sicher für Rugge bezeugtes Lied gekannt und benutzt hat.

Man dürfte deshalb keinesfalls die Übereinstimmung mit Walther als ein Kriterium gegen Rugges Autorschaft bei jenen Strophen verwerten, welche auch unter Reimars Namen überliefert sind, wenn wir schon eine Einwirkung von Reimars Kunst auf Walthers poetischen Ausdruck leichter begreifen.

E. Schmidt ist p. 2 sehr geneigt, die Vermutung Karl Schmidts anzunehmen, nach welcher Reimar dem Straßburger Ministerialengeschlecht der von Hagenau angehört habe. Aber weder der eine noch der andere führen einen Grund an, warum die Literaturgeschichte die durch den Nachweis einer solchen Familie eröffnete Möglichkeit zu benutzen habe. Es ist doch nur der, daß Reimar jedesfalls ritterbürtig war, daß Gottfried von Straßburg höchst wahrscheinlich ihm das Prädikat von Hagenau zuteilt, und daß wir von einem Freiherren- oder Ministerialengeschlecht in oder bei Hagenau nichts wissen. — Geht Gottfrieds Bezeichnung der Nachtigall von Hagenau nicht auf ihn, dann müßten wir annehmen, das Geschlecht, dem Reimar entstammte, habe aus irgend einem Grunde keinen Beinamen geführt, ähnlich wie das des Herrn Hawart, 692 siehe v. d. H. MS. 4, 476. Aber das Rätsel, warum kein

Schriftsteller und kein Schreiber des Mittelalters den Beinamen Reimars gekannt habe, ist jedesfalls leichter zu lösen, als wer, wenn es Reimar nicht ist, unter jenem um 1207 verstorbenen Liederdichter von Hagenau zu verstehen sei.

Aber für den lateinischen Dichter Gottfried von Hagenau läßt sich ein Zusammenhang mit dem so genannten Geschlechte ebensowenig dartun, als daß Gottfried von Straßburg aus der Familie der Argentiner entsprossen sei. Der Nachweis, welchen Hermann Kurz geliefert, Germania 15, 210 ff., daß es in Straßburg wie in Basel ein Geschlecht de Argentina gegeben habe und daß der Stadtschreiber Gottfried 1216 wahrscheinlich schon tot gewesen sei, weil in diesem Jahre ein notarius Waltherus vorkömmt, ist gewiß dankenswert. Aber warum Gottfried aus dieser Familie stammen solle, ist nicht zu begreifen. Wenn in einem Straßburger Ratsherrenverzeichnis dem Namen eines Mitglieds de Argentina beigefügt wurde, so geht das natürlich auf die Familie, nicht auf die Stadt, — auch in den Unterschriften einer in Straßburg ausgestellten Urkunde wird ein Rodulphus de Argentina wohl einen Angehörigen des Geschlechts der Argentiner bezeichnen. Aber wenn die vielzitierte Urkunde von 1207 schließt: *Rodulphus de Argentina rodelarius de Argentina et alii plures,* so ist es allerdings möglich, daß dieser Godefredus eigentlich hätte sagen sollen: *Godefredus de Argentina, rodelarius de Argentina,* aber nicht der leiseste Wink erhebt diese Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit. Doch nicht, daß es in der Familie der von Straßburg Dietriche gegeben habe? Es ist ferner falsch, daß *rodelarius de Argentina* nicht Stadtschreiber von Straßburg heiße, dieses müßte vielmehr durch *rodelarius argentinensis* oder *rodelarius ciuitatis argentinensis* ausgedrückt worden sein. Siehe z. B. *Hermannus plebanus de Wilke,* Lacomblet, Urkundenbuch 2, 483 (1259), *Marsilii sculteti de Sleyda* Lac. 4, 671 (1269).

Übrigens scheint es auch, daß man von der Identität des Dichters mit diesem rodelarius doch allzu zuversichtlich wie von einer bewiesenen Tatsache spricht.

Dr. C. Mehlis, Bilder aus Deutschlands Vorzeit. Jena, Costenoble 1879.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 31 (1880), S. 150. 151. — Wien 23. XI. 79.

Eine Reihe meist frei erfundener Schilderungen und Erzählungen, welche uns zeigen, wie sich der Verfasser das Natur- und Menschenleben am Mittelrhein von der Renntierperiode ab bis zur Einführung des Christentums vorstellt. Eine Mischung von Poesie und Altertumskunde, die auch bei größerem Talent und selbständigerer Gelehrsamkeit keinen reinen Eindruck machen kann. Freytag legt seinen «Bildern» doch alte Berichte und Überlieferungen zugrunde und die «Ahnen» sollen ja seiner Versicherung nach reine Poesie sein. Bei Mehlis aber werden die schwächlichen Gebilde historischer Phantasie mit dem ganzen plumpen Trödel germanischer Topfgräberei behangen und verlieren dadurch noch das bißchen Leben, das ihnen vom Haus aus innewohnt. Die deutsche Altertumskunde hat der deutschen Poesie doch recht zweifelhafte Dienste erwiesen. Der Schaden ist weit deutlicher. Sie hat wirkliche Talente auf Abwege geführt, sie hat Spießbürger und Stümper zu poetischer Produktion angeleitet — denn keine Sprache ist so einförmig, also so leicht zu lernen als Bardengebrüll (siehe Goethe an F. Oeser, «Der junge Goethe» 1, 51 ff.) — und sie hat schließlich jene Zwittergebilde von Poesie und Wissenschaft hervorgerufen, von denen wir hier eine Probe haben. Allerdings ist hier beides, Poesie wie Gelehrsamkeit, vom zweiten oder dritten Range, oder vielmehr aus zweiter oder dritter Hand. Freytag würde nicht so unbefangen nordische Götter und Götternamen brauchen, wie es Herr Mehlis tut, so z. B. S. 29 «Loki», S. 27 «Freyr und Freyja», in der Anmerkung S. 42 «Freyr und Freyja oder Frôh und Frouwa» — Freytag hätte wohl auch aus Müllenhoff 151 gewußt, daß man nicht «Hermin» schreiben darf, S. 20. Auch im Stil erinnert Herr Mehlis doch mehr an die

Barden des vorigen Jahrhunderts als an Beowulf. Adjektiva wie S. 4 «des Renntierjägers rohe, mordlechzende Faust», S. 66 «der Alemannen trotzgewaltiges Geschlecht», S. 68 «des Waskenwaldes wildschwangre Forste», oder die «zottlichen Böcke» S. 24 würden bei Kretschmann nicht auffallen. Kretschmann hat ja auch altgermanische Liebesgeschichten, so z. B. die von Wonnebald und der Jägerin, Werke 1, 221, die um nichts schlechter sind als N. 5 bei Mehlis. Außer der Fülle merkwürdiger Adjektive wird als stilistisches Mittel, wie ich sehe, nur die Inversion und alle Arten absonderlicher Wortfolge verwendet, um irgend eine gewöhnliche Aussage poetisch oder altertümlich zu machen. Also S. 74 «Verloren hatte jener die Spur seiner Herrin und aufgejagt hatte er den gliederstarken Schelch». Nun freilich. «Jener hatte die Spur seiner Herrin verloren» usw., das könnte jeder sagen. Seltsam stechen von dieser Altertümelei die vielen Fremdwörter ab, S. 23 «der kräftig modellierte Arm des Vangionenmädchens», S. 59 «ornamentierte Bronzeplatten», S. 50 «Flotille», S. 15. 18 «Estrade». Da versteht es doch Freytag ganz anders, den Stil unseres Epos zu parodieren. Von dem trefflichen F. Mauthner gar nicht zu reden.

Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge. Aus dem isländischen Urtexte übertragen von Eugen Kölbing. Heilbronn, Henninger, 1878.

Die Hovard Isfjordings-Sage. Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn, Henninger, 1878.

Die Sage von Fridhthjofr dem Verwegnen. Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn, Henninger 1879.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 31 (1880), S. 268—273.

Die drei zierlichen Bändchen scheinen den Anfang einer größeren Sammlung von Übersetzungen isländischer

Sagas zu bilden, denn wenn die Havardharsaga dem deutschen Lesepublikum vorgeführt wird, warum nicht auch die Gislasaga, die Kormakssaga, die Vatnsdælasaga und so viele andere der kleineren. Die Njála und Eigla, die Laxdæla- und Eyrbyggjasaga werden wohl ihres 269 größeren Umfanges wegen noch eine Weile zurückstehen müssen. — Daß die Fridhthjofs- und Gunnlaugssaga gewählt wurden, erklärt sich wahrscheinlich aus der Natur ihrer Stoffe. Die Fridhthjofssaga ist ein Roman, die Gunnlaugssaga die Lebensbeschreibung eines Dichters, in welcher Liebe ebenfalls das Hauptmotiv ist. Außerdem sind die Umrisse einer dieser Erzählungen bekannt durch das Tegnérsche Gedicht, und mit der Gunnlaugssaga beginnt so mancher Germanist seine nordischen Studien. A. Edzardi hat dieselbe auch zu einer poetischen Ausführung «Schön Helga und Gunnlaug», Hannover 1875, verwertet. Warum aber gerade die Havardharsaga mit ihren schwierigen und verderbten Gedichten als dritte hinzugekommen ist, verstehe ich nicht. Es gibt doch so viele schöne und interessante Sagas mit wenig oder gar keinen, oder leichteren Versen, die Hænsathorissaga, die Flóamanna-, die Vatnsdælasaga z. B., oder die vom Osten der Insel, die Vápnfirdhinga-, die Droplaugarsona-, die Hrafnkelssaga.

Doch das ist Sache des Autors. Unsere Sache aber ist, zuzusehen, wie die Arbeit gemacht ist. Da müssen wir jedesfalls zwischen Kölbing und Leo unterscheiden. Trotz einiger Versehen, auf welche Hoffory in der Tidskrift for philologi, Ny række 3, 302 hingewiesen hat, ist Kölbings Übersetzung im ganzen treu und zuverlässig. Aber wirklich gut und fein kann man sie auch nicht nennen. Es verstößt gegen die deutsche Synonymik, wenn S. 2 übersetzt wird, «die Wände seines Zeltes seien eingefallen». *Búđ* ist kein Zelt. Schlimmer ist die Übersetzung einer Phrase S. 43: Hallfredhr *vandræđaskáld*, der durch seine Verse wie durch seine Händel gleich berühmte Dichter, der Freund Gunnlaugs, erzählt diesem, daß er einem Knechte Hrafns

eine halbe Mark Silbers geschuldet habe, *ok hélt ek þvi.* Da sei Hrafn gekommen, habe sein Schiff geschädigt und ihn gezwungen, eine ganze Mark zu bezahlen. Bei Kölbing sind die isländischen Worte wiedergegeben durch «ich wollte ihm das Geld vorenthalten». Das kann doch Hallfredhr nicht von sich sagen — er zögerte mit der Bezahlung oder hatte die kleine Summe vergessen. — Die schöne Schlußszene von der sterbenden Helga S. 69 ist entstellt durch den Satz: «Das war eine Lieblingsunterhaltung der Helga, daß sie den Mantel, das Gunnlaugskleinod, entfaltete und ihn lange ansah». Das nennen wir doch keine Unterhaltung, das heißt auch *gaman* gar nicht durchweg; siehe das Sprichwort *maðr er manns gaman.* Und das vorausgesetzte Demonstrativum, welches dann durch einen Subjektsatz aufgenommen wird, klingt schrecklich hölzern. *þat var helzt gaman Helgu, at* — heißt: «es war Helgas einzige Freude, Gunnlaugs Mantel zu betrachten». Das nordische *sá, sú, þat* und die davon abgeleiteten Adverbien decken sich eben nicht mit den nhd. «der», «die», «das», «davon», «darum» usw. So ist auf derselben S. 69 *þau* in dem Satze *þau áttu börn saman, ekki allfá* auch unpassend durch «die» übertragen: «die hatten nicht wenig Kinder zusammen». Es ist «sie». Oder S. 67: «Dazu glaube ich mich nicht verpflichtet für ihn Bußgeld zu bezahlen». *Til þess* muß hier einfach wegbleiben, keinesfalls darf es an die Spitze des Satzes treten. 270

Bedenklicher sind die Übersetzungen Leos. Auch sie erheben den Anspruch, von den Versen abgesehen, wirkliche Übersetzungen, nicht Bearbeitungen zu sein. Aber, wo dem Verfasser der Ausdruck der Vorlage zu trocken vorkommt, erlaubt er sich denselben nach seinen eigenen ästhetischen Bedürfnissen zu verändern, zu verstärken und zu bereichern. In der Havardharsaga Kap. 9 heißt es: *þar var eyrartangi langr, er gekk út í sjóinn: lögðu þeir þar at bátinn.* Das übersetzt Leo S. 50: «da landeten sie und legten das Boot an einem kleinen Vorgebirg an, welches schroff in die See hinaushing». «Schroff» steht nicht im

Original und ist ganz unpassend. Wer den Stil der isländischen Saga kennt, weiß, wie sparsam sie mit Naturbeschreibungen ist, wie sie fast nur verwendet werden, um eine folgende Handlung vorzubereiten oder zu charakterisieren. Nach den Worten des Übersetzers sollte man glauben, daß nun erzählt werde, wie Hávardhr mühsam den Felsen hinaufkletterte, ein Gegner sich diese schwierige Lage zunutze machte, oder so etwas dergleichen. Aber um ein Boot anzulegen und auszusteigen, braucht man kein schroffes Vorgebirge, dazu genügt, was das Original bietet, «eine schmale Landzunge». S. 53 lesen wir höchst überrascht folgenden Satz: «Sie fuhren über den Sund hinüber, der Wind peitschte mit Sturmesungestüm die Fläche des Fjords, so daß die Wogen hoch über den Steven in das Schiff hineinschlugen». Das Original ist viel bescheidener: *þeir fóru yfir sundit, ok var hvasst mjök á firðinum ok féngu mjök framanvátt; sóttu þeir drengiliga, ok lettu eigi fyrr enn þeir kómu fyrir Laugaból.* Wie die letzten Worte zeigen, hat die Naturbeschreibung hier den Zweck, die wiedergewonnene Kraft und Frische Hávardhs oder den unermüdlichen Eifer seiner Gefährten in helles Licht zu setzen.

Auch in den Kampfbeschreibungen glaubt Leo ein übriges tun zu müssen. S. 25 wird es den Angreifern «angst und bange, wie das enden sollte». Im Original *úsýnt*, «es war ihnen unklar, schien ihnen zweifelhaft, wie —»; S. 27 «aber Olaf gab ihm eines auf den Kopf, daß das Hirn herausspritzte»: im Original: *svá at þegar stóð í heilanum.*

Aber besonders in sittlichen Dingen ist Herrn Leo der alte Sagaschreiber nicht entschieden genug. Thorbjörn erscheint in der Saga doch schon schwarz genug — der Typus des übermütigen und gewalttätigen Goden ist hier schon etwas erstarrt —, bei Leo aber heißt er S. 15 ein «Schuft», und er sei mit «schamloser Ungerechtigkeit und Gewalt zu Werke gegangen», oder S. 21 er «legte eine unmenschliche Rücksichtslosigkeit an den Tag». —

Zartgefühl des Originals vermißt Leo Kap. 11: *Torfi sagđi, at Sturla væri fallinn ok húskarlarnir; enda er A'nn dauđr* «doch auch der Onn ist tot, fügte er traurig hinzu». 271 Von den gesperrt gedruckten Worten fehlt jede Spur im Text.

Recht geschmacklos wird Leos Übersetzung, wenn er in seinem Streben nach kräftigem Ausdruck den ihm offenbar geläufigen modernen Romanstil mit veralteten Wörtern und Wendungen aufputzt. So S. 52 «einer mordlicher als der andere» *(hverr öđrum vígligri)*, «ein gut und trefflich Gewaffen» *(er bezt vápn er)*, — oder Fridhthjofssaga S. 5 Ingibjörg habe «eine weidliche Erziehung erhalten» *(uppfœdd vel ok vandliga)*, S. 10 Fridhthjofr sei einer der weidlichsten Kämpen gewesen *(ágætastr flestra manna)*, S. 7 «Stallbruder» *(fóstbróđir)*, S. 35 «sie sind baß müde», S. 30 «da fuhr nun Fridhthjofr zur Höhe des Hauptmasts hinauf», das kann doch nur ein Eichhörnchen oder eine Katze. — S. 10 «die Könige sprachen, darnach täten sie nicht das Geringste fragen» usw.

Das stärkste Stück ist aber wohl, wenn wir S. 7 lesen: 'Fridhthjofr wuchs sich nach und nach zu einem der angesehensten Kämpen heraus und bewies sich stets als ein richtiger Held und Nordlands-Recke'. Die Saga ist natürlich ganz unschuldig an dieser Deutschtümelei: *Friđþjofr gerđiz enn frægsti mađr ok gafz hraustliga i öllum mannraunum.*

Mit dieser unbefangenen Umformung des alten Textes geht aber sklavisches Nachsprechen Hand in Hand. Die oben erwähnte Verkennung des nordischen Demonstrativpronomens «der, die, das» und seiner Verwandten begegnet auf jeder Seite. Havardharsaga S. 2 «das hieß es von ihm, daß» — S. 9 «das ist hier mein Geschäft, daß» — S. 52 «das wünschten sie, daß» — Fridhthjofssaga S. 7 «darum bitt' ich dich, daß» — S. 10 «die Mähr ist mir geworden, daß» — S. 11 «jene gaben den Boten die Antwort, daß» — S. 20 «das will ich geloben, daß» — S. 36 «das will der Jarl, daß» —. Die hier gesperrt gedruckten Worte

sind es auch bei Leo. — Ebenso hölzern ist die Phrase Fridhthjofssaga S. 48 «an dir ist es zu raten» statt «du hast zu befehlen», wie in der Anmerkung steht. Ähnliches S. 9. 20. 27. — Wie Satire auf den Stil unserer modernen germanistischen Romane klingen Ingibjörgs Worte S. 50: «eine solche Zeitung ist mir wenig wissenswert». Im Text steht übrigens *þér*.

Nun, diese Sagas sind so schön, daß die Übersetzungen selbst noch schlechter sein dürften: die Erzählung und die Charakterschilderung bleiben doch bestehen und werden ihren Eindruck nicht verfehlen. Aber für gelehrte Zwecke, für philologische oder literaturhistorische, sind die Bearbeitungen Leos natürlich ganz unbrauchbar, während eine wirklich gute Übersetzung eine philologisch dankenswerte Leistung wäre und dem Literaturhistoriker, der die Kunstform der isländischen Saga untersuchen wollte, ohne selbst isländisch zu können, eine für die Hauptsachen ganz genügende Grundlage bieten würde.

Der Deutlichkeit wegen sind z. B. Havardharsaga S. 93 dem Ausdruck «der Thjodrekssöhne» die Namen 272 «Thorbjörn und Ljotr» beigefügt. Aber auch Sturla ist ein Thjodhrekssohn und ist von den Bluträchern mit Thorbjörn erschlagen worden S. 60. Nun herrscht aber in der Saga Unklarheit über die Zahl derjenigen, welche auf Seite Thorbjörns gegen Hávardhr ihren Tod gefunden. Kap. 11 sagt Hávardhr in einem Liede, es seien vier gewesen. Und auch die Prosa erzählt in diesem Kapitel nur den Tod Vakrs, Brands, Thorbjörns, Sturlas. Aber die Tötung Thjodhreks, des Sohnes Sturlas, der Kap. 10 sich auf demselben Schiffe mit den genannten befindet, ist offenbar nur vergessen oder absichtlich weggelassen, um nicht gegen die Zahl des Gedichtes zu verstoßen. Im 22. Kap. bei der Sühne wird sie erwähnt. Ein unvorsichtiger Kritiker könnte da durch den Zusatz Leos zu allerlei scharfsinnigen Mutmaßungen verleitet werden, eine Sagenform zu konstruieren, nach welcher Thorbjörn bei seiner verhängnisvollen Heimkehr Kap. 10 nur von seinem Neffen Thjodh-

rekr und den zwei Knechten Vakr und Brandr begleitet gewesen wäre und dergleichen — und so zu Schaden kommen.

Andererseits fehlt S. 47, wo von dem ältesten Bruder Bjargeys Asbrandr die Rede ist, der Satz: «er wohnte auf Asbrandsstatt», wie Thorbrandr auf Thorbrandsstatt, Valbrandr auf Valbrandsstatt. Leo hat selbst S. 133 die Bemerkung Brynjúlfssons S. 157 der Ausgabe der Havardharsaga Kopenhagen 1860 nachgeschrieben, daß die parallelen Erzählungen von den Besuchen Bjargeys bei ihren drei Brüdern mit den verblümten Bitten um Netze und Torfäxte, während die Söhne gemeint sind, schlecht zu dem realistischen Stil der übrigen passen und auf ein Lied deuten. Da durfte doch die Gleichmäßigkeit in Angabe und Benennung des Wohnorts der drei Brüder nicht fehlen. — Des Guten zuviel aber ist es wieder, wenn S. 91 in dem Gedicht Hávardhs Valbrands Söhne Netze genannt werden: «nicht nutzlos als Netze nahm ich zum Fang sie». Davon steht kein Wort in der Strophe, so verderbt sie auch sein mag. Dagegen ist die Redensart vom Schuhband wohl deutlich: *varđat — Valbrands sonum — þvengr vanbundinn*[1], eine offenbare Anspielung auf die vorher erzählte Geschichte von Svartr, der im Ringkampf mit Hallgrimr, Asbrands Sohn, immer die Schuhe verlor und sie binden mußte — oder vielmehr der bildliche Ausdruck des Gedichts, Valbrands Söhne hätten die Schuhriemen nicht vergebens gebunden, d. h. sie hätten sich durch nichts von ihrem Vorhaben abbringen lassen, hat den Sagaerzähler zu Einschiebung einer Anekdote veranlaßt, in welcher sich jemand wiederholt vergebens die Schuhe bindet; siehe Brynjúlfsson S. 188. Aber in Leos Übersetzung des Gedichtes steht die Phrase nicht. Man sieht also, ohne das Original vor sich zu haben, gar nicht ein, was die Strophe hier soll.

---

[1] Nur *þvengr* ist Konjektur Brynjúlfssons für das hs. *þveings* = *þvengs*.

Und so wie diese Strophe sind die meisten andern übersetzt. Sie geben oft nur eine ganz entfernte Um- 273 schreibung des Originals in alliterierenden, aber nicht gereimten Versen. Die Reime gehören aber ebenso zu dem Metrum der Havardhslieder als die drei Takte und die Alliteration. Da nun kein Mensch sich die Plage antun wird, Skaldenverse genau nachzubilden, so wäre es wohl besser gewesen nach Kölbings Beispiel sich mit gehobener Prosa zu begnügen, in derselben aber auch die Kenningar und dergleichen wiederzugeben. Das sich überfliegende Pathos, welchem die gehäuften Umschreibungen und die versetzte Wortfolge dienen, also das eigene Wesen dieser Art Poesie, gehen in den planen und platten Versen Leos ganz verloren. Keinen Ersatz dafür gewähren die Kraftworte eigener Mache, mit denen besonders die Verse der Fridhthjofssaga ausgestattet sind. S. 31 wird das Schiff Ellidhi aufgefordert, den Hexen, «den elenden Zuchteln», «den Steiß in Stücken zu stoßen». Im Original natürlich *hrygg*.

Elis saga ok Rosamundu, mit Einleitung, deutscher Übersetzung und Anmerkungen zum erstenmal herausgegeben von Eugen Kölbing. Heilbronn, Verlag von Gebrüder Henninger, 1881.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 33 (1882), S. 297. 298.

Der eifrige Herausgeber, welcher, obwohl in erster Linie Anglizist, sich um die Erforschung der norwegischen und isländischen Literatur des Mittelalters große Verdienste erworben und seit den in diesen Blättern 1873, S. 523 ff. [siehe oben S. 268 ff.] besprochenen Riddarasögur seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den aus südlichen Quellen schöpfenden Sagas zugewendet hat, bietet uns hier 298 eine Editio princeps der Elissaga, d. i. einer prosaischen Bearbeitung der französischen Chanson de geste von Elie de St. Gille, ed. Raynaud 1879[1], von demselben norwe-

[1] Die Ausgabe Försters ist unvollendet.

gischen Geistlichen Robert, der im Jahre 1226 ein französisches Tristangedicht übersetzt hatte, ed. Kölbing 1878. Kölbing hatte schon in seinen Beiträgen zur vergleichenden Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters 1876, S. 92 ff. das französische Gedicht eingehend mit der norwegischen Saga verglichen. In der Einleitung zur Ausgabe wird nun diese Untersuchung als vorzüglichstes Mittel zur Bestimmung des Handschriftenverhältnisses nochmals aufgenommen[1], und es ergibt sich, daß keine der vorhandenen altnordischen Hss. dem französischen Originale, von dem wir allerdings nur eine Hs. besitzen, so genau folgte, daß nicht an einzelnen Stellen eine andere näheren Anschluß zeigte. Aber es wäre nicht möglich, durch Auswahl dieser durch Übereinstimmung mit dem französischen Gedicht gesicherten Stellen und der übereinstimmenden Lesarten der verschiedenen Familien einen Text zu geben, der dem Archetypus unserer Tradition gleich oder auch nur nahe käme, da die Familien zugleich sehr von einander abweichende Rezensionen bilden. Der Herausgeber hat demnach sehr recht getan, die zwei am meisten auseinander gehenden Hss. A und D wörtlich und buchstäblich abzudrucken und die Lesarten der übrigen anzugeben. Und es scheint, daß dies mit großer Genauigkeit geschehen ist. — Die Übersetzung ist einerseits zu wörtlich und beobachtet andererseits die feineren Unterscheidungen der deutschen Synonymik zu wenig, um gut deutsch genannt werden zu können. — In den Anmerkungen finden sich wertvolle Beiträge zur Kenntnis der nordischen Sprach- und Stilformen, aber da wir hier in der glücklichen Lage sind, noch ein Werk desselben Verfassers zu kennen, so hätte es sich wohl empfohlen, das für Robert Charakteristische aus der Tristan- und Elissaga zusammenzustellen, — und dann zu untersuchen, ob sich

[1] Über die Schwierigkeiten und Zweifel, welche bei Kölbings Stammbaum übrig bleiben, habe ich mich in meiner ausführlicheren Rezension des Buches im Anzeiger für deutsches Altertum ausgesprochen.

ähnliches in der Iventssaga und in den Strengleikar finde. Denn da der norwegische Iwein und die Bearbeitung der Lais von Marie de France auch auf Veranlassung des norwegischen Königs Hakon Hakonarson, 1217 bis 1263, entstanden sind wie Tristan und Elis, so wäre es wohl möglich, daß sie auch von unserem Robert herrührten. Schon Keyser und Unger haben diese Frage aufgeworfen, Strengleikar S. XII.

Germanischer Bücherschatz, herausgegeben von Alfred Holder. Die Schriften Notkers und seiner Schule, herausgegeben von Paul Piper: Erster Band: Schriften philosophischen Inhalts. 8°. CLXXXXIII und 868 SS. 1882. — Zweiter Band: Psalmen und katechetische Denkmäler nach der St. Galler Handschriftengruppe. 8°. L und 644 SS. 1883. — Dritter Band: Wessobrunner Psalmen, Predigten und katechetische Denkmäler. 8°. L und 415 SS. Freiburg i. B. und Tübingen 1883, J. C. B. Mohr.[1]

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 35 (1884), S. 117—121.

Die neue Notkerausgabe ist fertig. In drei Oktavbänden, von denen nur der erste etwas ungefüg ausge- 118 fallen ist, liegen die deutschen Werke der gelehrten St. Galler des 10. und 11. Jahrhunderts vor uns, mit bezifferten Zeilen — bis jetzt war ja kein genaues Zitat möglich, — mit kritischen Einleitungen und den Lesarten. Was man nicht von allen Ausgaben des Holderschen Bücherschatzes sagen kann, die Notkerausgabe kommt einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Es war ja allerdings möglich, aus den Hattemerschen Denkmalen — deren Vorrat noch nicht erschöpft ist — und den an verschie-

---

[1] S. Rödigers Literaturzeitung 1883 S. 47 (Kelle), S. 219 (Piper), S. 221 (Kelle). — Anzeiger für deutsches Altertum 9, 313 (Kelle).

denen Orten publizierten Kollationen sich ein Bild von der wirklichen Überlieferung der meisten dieser Werke zu machen. Aber wer dem gelehrten Publikum Zeit und Mühe bei rein mechanischer Arbeit erspart, kann der Anerkennung sicher sein. Wir haben endlich ein Werk, in dem der Philologe so ziemlich alles beisammen findet, was er über Notker zu wissen braucht, und auf die Richtigkeit der Angaben, den Text und die Lesarten, kann er sich im allgemeinen verlassen. Die Ungenauigkeiten, welche Kelle nachgewiesen hat, betreffen so unbedeutende Dinge, daß sie weder dem Notkerschen Text noch der Geschichte der deutschen Sprache, selbst nicht der deutschen Orthographie besondern Schaden bringen werden, wenn auch ein gewissenhafter Mann sie in seinem Exemplar notieren wird.

Aber in einem Punkte hat Kelle leider recht. Eine kritische Ausgabe ist es nicht. Und wenn man entgegnet, das sollte es auch nicht sein, nur eine zuverlässige Reproduktion der gesamten literarischen Überlieferung, so kann Kelle wieder mit Recht — Anz. 9, 321 — auf eine Reihe von Stellen hinweisen, in welchen Pipers und andrer Konjekturen im Texte stehen. Daß es bei der Herstellung der Ausgabe an einem festen Prinzip gefehlt hat, läßt sich nicht leugnen. Nur muß man hinzufügen, daß der Wert des Piperschen Notker hiedurch mehr theoretisch als praktisch geschädigt worden ist. Das Prinzip des buchstäblichen Abdrucks mit Angabe der Rasuren, Korrekturen und ähnlicher Dinge in den «Lesarten» ist doch nur an wenigen Stellen durch das andre, die Intentionen des Schriftstellers zum Ausdruck zu bringen, durchbrochen worden. Diese paar Stellen kann man Piper zum Vorwurf machen, nicht aber, wie Kelle tut, die Fülle von anderen, in denen dem prävalierenden Prinzipe gemäß der Unsinn der Hss. in den Text gesetzt wurde. Allerdings wäre eine kritische Ausgabe uns allen lieber gewesen. So muß man sich den Text vielfach erst zurecht machen, was für den, der etwa über den Stil oder den logischen

und philosophischen oder überhaupt sachlichen Gehalt Beobachtungen anstellen will, lästig und zeitraubend ist. Einiges hat Kelle, Anz. 9, 322 ff., angemerkt. Die Liste ließe sich beträchtlich vermehren.[1] I. Boethius: 13, 22 *kestúrtez* (l. *kestúrztez*), 24, 12 *geuéutemo* (l. *geuéhtemo, ge-*
119 *uêhtemo*), 27, 20 *er* (l. *êr*), 29, 28 *nesîn* (l. *nesî*), 39, 26 *ío* (l. *iu*), 46, 17 *te* im lateinischen Text ist zu streichen, 55, 14 *iudicium* (l. *indicium*), 77, 12 *zeerlékke* (l. *zerlékke*), 104, 10 *erstérbet* (l. *erstérbent*), 124, 1 *erstúzzet* (l. *erstúrzet*), 210, 9 *claud* (l. *clauo*), 304, 21 *reuearis* (l. *reueharis*). — Kategorien: 398, 26 *secuntus* (l. *secundus*), 401, 14 *parlicule* (l. *particule*), 402, 17 *lígen dîu* (l. *lígendîu*, siehe 403, 1), 429, 22 *bíldlîcho* (l. *bíllîcho*), 439, 5 *minus difficile* (l. *minus facile* oder *difficile*), 491, 24 *ánderuuéhsal* (l. *ánder uuéhsal*), 491, 25 *ánderlîchi* (l. *án dero ánderlîchi*, siehe 491, 22). — De interpretatione: 503, 17 *án dir* (l. *ándir*), 515, 16 *elecheon* (l. *elenchon*). — Martianus Capella: 690, 25 *mûote rslâhet* (l. *mûoter slâhet*), 697, 11 *ianimę* (l. *i. animę*), 697, 29 *smóochen* (l. *smócchen*), 700, 6 *pysichen* (l. *psychen*), 702, 6 *ín hérderen* (l. *ínhérderen*), 702, 29 *fríkigo* (l. *fríkingo*), 724, 15 *zesámene gehéfteda* (l. *zesámenegehéfteda*), 729, 32 *bétte gâht* (l. *béttegâht*), 741, 31 *multi coloribus* (l. *multicoloribus*), 743, 28 *maximę* (l. *maxime*), 754, 5. 6 *téro hálber* (l. *téro hálb er*), 757, 11 *neúomson* (l. *nemûoson*), 759, 29 *flagrantissime* (l. *fragrantissime?*), 761, 15 *indagáltlîchero* (l. *in dagáltlîchero*), 762, 12 *facta* (l. *Fata*). — Notkers Brief: 860, 15 ff. *Quod dum agerem in duobus libris boetii qui est de consolatione philosophiae. et in aliquantis de sancta trinitate! rogatus et metrice quaedam scripta in hanc eandem linguam traducere. catonem scilicet. ut bucolica uirgilii et andriam terentii.* (l. *Quod dum agerem in secundo libro Boetii, qui est de consolatione philosophiae et in alio qui est de sancta trinitate, rogatus sum et metrice quaedam scripta in hanc eandem linguam traducere, Catonem*

---

[1] Im Interesse einer neuen Auflage führe ich hier auch Druckfehler an.

scilicet et Bucolica Uirgilii et Andriam Terentii.)[1] — Memento mori: 868, 18 *daz machot all ein noker* (l. *daz machôt all einnôker*). *machôt* = *machôte*, *all* = *alle*, *einnôker* = *einnôtger*, siehe *uuerltgiri* Notker, Psalmen 64, 6, Piper II 243, 24, und *walagiri*, *hovagiri*, *nefker*, — *einnôde* in den Windberger Psalmen. Vgl. Ezzo Prooemium V. 10 *duo îlten sî sich alle munechan.* Das paßt sehr wohl zu dem Inhalt des Memento mori. Durch seine Warnungen vor der Welt hat der Dichter den erwünschten Eindruck gemacht. [Vgl. Beda, Hist. eccl. 4, 24 von Cædmon.] Steinmeyer, Anzeiger 5, 432, und Scherer, Zs. 24, 430 ff., haben also richtig gesehen, daß ursprünglich in der letzten Zeile des Gedichtes kein Verfassernamen stand. [Siehe dagegen Martin zu Wackernagels Gesch. d. d. Literatur[2] I, 462.] Ob es der Schreiber so verstanden hat, ist auch nicht sicher.[2]

Dazu die Unzahl von Stellen, in welchen die Partikel unrichtig mit dem Verbum zusammengeschrieben ist. 15, 13 *âneuuórten*, 55, 13 *hínauárendo,* 109, 25 *ánaskîne,* 126, 5 *táralósên*, 428, 1 *úmbegân*, 477, 22 *ánaíst*, 479, 27 *zûléget*, 697, 19 *ábanám*, 734, 4 *dárauuîsen*, 737, 3 *fóregeládot*, 737, 19 *dárageuuîset,* 739, 13 *íngân*, 745, 24 *ínlâzen,* 748, 27 *ûfkât*, 750, 30 *ábafersnítenen.* Wollte man hier den Hss. 120 folgen, so müßte man es auch in den anderen Fällen, wo Enklisen und Proklisen durch Zusammenschreiben angezeigt werden, z. B. Artikel und Präpositionen vor dem Nomen.

Auch die den Handschriften nachgebildete Interpunktion und Verwendung großer Anfangsbuchstaben müßte in einer kritischen Ausgabe einem vernünftigen Systeme weichen; siehe z. B. 48, 8. 368, 6. 417, 18. 460, 19. 503, 7. 752, 13. Das Ausrufungszeichen, welches

---

[1] Vgl. jetzt Scherer in Wunderlichs Beiträgen zur Syntax des Notkerschen Boethius, Berlin 1883, S. 4.

[2] [Dabei bleibt die Beziehung des *daz* unklar. L. *daz machot alle innokêr* (= *innotkêr* stm.) hoc (sc. felices) facit omnes (intus)conversio. **innot* s. *thârot hwârod westerot.*]

öfters erscheint, siehe z. B. 303, 23. 369, 12. 860, 17, wird wohl das handschriftliche Fragezeichen oder jenes ! sein, welches Beistrich und Strichpunkt vertritt; Wattenbach, Paläographie S. 38.

Eine kritische Ausgabe müßte dann natürlich auch der Frage nach der Autorschaft nicht aus dem Wege gehen, vielmehr auf die betreffenden Untersuchungen basiert sein. Aber wenigstens das Material dazu sollte man in Pipers Ausgabe finden. Dazu gehört nicht nur Notkers Brief, sondern auch die Angaben Eckehards IV im zweiten Band von Pertz Scriptores. Auch Verweise auf Wackernagels Verdienste der Schweizer S. 10. 26, auf Scherers Denkmäler² 573 durften nicht fehlen.[1] Scherer hat ein gewichtiges Argument gegen Wackernagels Meinung vorgebracht, daß der Übersetzer von Boethius III, IV, V identisch sei mit dem von Martianus Capella I, II: Verschiedenheit in Wiedergabe von *sacer, sanctus*, im Martianus durch *uuth*, sonst durch *heilac*. Aber auch Wackernagels Untersuchungen, als deren Resultat er mitteilt, Boethius I, II seien von Notker, III, IV, V von einem andern, müßten, da er sie nicht veröffentlicht hat, neu gemacht werden. Das Resultat hat Beifall gefunden, da es mit den Angaben Notkers in seinem Briefe an den Bischof von Sitten zu stimmen scheint. Aber die betreffende Briefstelle ist verderbt; siehe oben. Das erste und zweite Buch zeigen starke Differenzen. Das zweite hat Exkurse mit besonderen Titeln, das erste nicht. Das erste zeigt starke Fehler in der Übersetzung 11, 19. 17, 9. 25, 8. 26, 9. 26, 18. 28, 27, — das zweite nicht. Der Kommentar zum zweiten Buch ist reich, der zum ersten dürftig. Nach diesen Kategorien würden II, III, IV eine Gruppe bilden, andrerseits I und V.

[1] Nicht in die Literatur Notkers Labeos gehört Zeumers Abhandlung im 8. Bande des Neuen Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde; Piper II, S. XLIX. Sie beschäftigt sich mit Notker Balbulus. Nachzutragen wäre daselbst R. Schmidt: Die Kategorien des Aristoteles in St. Gallen, Erlangen 1874, und die oben erwähnte Schrift Wunderlichs.

Wenn nun im Beginn des 11. Jahrhunderts eine ganze Reihe von deutschen Schriftstellern in St. Gallen auftritt, siehe Ruodperts Brief I 861, Kategorien I 397, 21 — denn alle diese Übersetzer sind in den Kommentaren ebensogut als selbständige Schriftsteller zu betrachten, als die Kommentatoren, welche in lateinischer Sprache schrieben, — so ist es unwahrscheinlich, daß dies alles der Anre- 121 gung und dem Beispiele éines Mannes verdankt werde. Notker sagt in seinem Briefe auch nur (I 860, 12), er habe *rem pene inusitatam* begonnen. Die Geschichte originaler deutscher Prosa gelehrten Inhalts ist älter, als man gewöhnlich annimmt. Siehe den sächsischen Psalmenkommentar Denkmäler N. LXXI[2] und die Äußerung des Servatus Lupus, des französischen Schülers des Hrabanus Maurus, († 862) Epist. 41: *Vobis aperio principem operam me destinasse lectioni et ad oblivionis remedium et eruditionis augmentum libros pauculos paravisse, nec germanicae linguae captum amore, ut ineptissime quidam iactaverunt, sarcinam subiisse tanti tamque diuturni laboris.* Siehe Prantl, Geschichte der Logik 2, 47.

Ebenso müßten die Quellen zu den Kommentaren nachgewiesen werden. Piper hat hiezu erwünschtes Material beigesteuert durch Mitteilung rhetorisch dialektischer Traktate aus dem Züricher Codex 121 (D) und aus dem Brüsseler, dem «Manuscrit de Cuss», d. i. Cues (G). Daß solche Schulbücher benutzt wurden, sehen wir am deutlichsten aus der Übereinstimmung zwischen den rhetorischen Exkursen in Boethius II S. 65 ff. und Notkers Rhetorik S. 643 ff. Von dem Traktat des Brüsseler Codex S. XIII ff. hat Piper S. LXXXIX es sehr wahrscheinlich gemacht, daß er von Notker herstamme.

Wenn wir uns von diesen Bemerkungen und Wünschen, welche auf eine kritische Ausgabe Bezug haben, wieder zu Pipers Arbeit zurückwenden, so bleibt nicht viel zu sagen. Im großen und ganzen hat er das geleistet, was er sich vorgesetzt; die Ausgabe ist ein nützliches Buch. Daß es an einzelnen Versehen nicht mangelt, versteht sich

bei einer so peinlichen und abspannenden Arbeit von selbst. Das schlimmste scheint mir das Fehlen einer wichtigen Lesart. Weder aus den Lesarten zu 623, 1. 643, 1 noch aus der Beschreibung des Brüsseler Codex S. XIII ist zu ersehen, daß der Titel von Notkers Rhetorik (Piper I 623) überliefert ist als *Excerptum rhetoricae Notkeri mag.* Siehe Plew, Germ. 14, 47, dessen Abhandlung und Ausgabe Piper p. XIII zitiert.

Für die Bequemlichkeit des Lesers ist wenig gesorgt. Die Lesarten sind schwer zu finden und nirgends ist gesagt, in welchen Handschriften ein Stück enthalten sei, — nur bei den Handschriften, welche Werke sie bieten. Der Abdruck großer Stücke mitten in der Beschreibung der Hss. ist lästig; Kolumnentitel fehlen.

Daß der Herausgeber auch mehreres zum Abdruck gebracht hat, was nur in entferntem Bezug zu Notker steht, wird ihm niemand übel nehmen, so die Übersetzung von Norberts Traktat II S. I ff. und die Stücke Denkmäler[2] N. 30, 85, 86, 87, 90, 91, 93, 94, 95, 96, 98, III S. IV ff., 389 ff. Lächerlich ist allerdings das Memento mori am Ende des ersten Bandes mit seinem Schlußvers: *daz machot all ein noker.*

Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten, herausgegeben von Ernst Schmidt. Berlin, Dümmler, 1885. 8°. XX und 312 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 36 (1885), S. 643—647. — Wien Juni 85.

Die Grimmliteratur hat in den letzten Jahren auch durch Zufuhr neuen Materials beträchtliche Bereicherung 644 erfahren. Abgesehen von den in Zeitschriften zerstreuten Briefen[1], unter denen die Korrespondenz zwischen W.

[1] S. Reifferscheid in den Freundesbriefen von W. u. J. Grimm S. VII f.

Grimm und Lachmann (Zachers Zs. 2, 193 ff.) wohl das Wichtigste ist, liegt nun eine ganze Reihe von Büchern vor, die uns von dem ebenso ausgebreiteten als lebhaften brieflichen Verkehr der Grimm Zeugnis geben. 1877 Briefwechsel zwischen J. Grimm und F. D. Gräter, ed. H. Fischer; 1878 Freundesbriefe von W. und J. Grimm (an die Familie von Haxthausen), ed. A. Reifferscheid; 1880 Briefwechsel des Freiherrn K. H. G. von Meusebach mit J. und W. Grimm, ed. C. Wendeler; 1881 Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, ed. H. Grimm und G. Hinrichs; 1883 Briefe von J. Grimm an H. W. Tydeman, ed. A. Reifferscheid; 1885 Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Dahlmann und Gervinus, ed. E. Ippel, 1. Band.

Es war ein glücklicher Gedanke, die Korrespondenz mit den nordischen Gelehrten zu vereinigen, denn die dadurch erlangte Einheit ist nicht nur eine äußerliche, sondern auch eine innere, insofern sich der Inhalt dieser Briefe um eine fest begrenzte Gruppe germanistischer Interessen dreht; altnordische Sprache und Literatur, besonders Liederedda, altdänische Volkslieder und skandinavische Volksliteratur überhaupt, und was Uppström anbelangt, natürlich Ulphilas. Ebenso bezieht sich der Austausch politischer Meinungen auf die schleswig-holsteinische Frage und das Verhältnis Deutschlands zu den skandinavischen Ländern überhaupt.

Die wissenschaftliche Kontroverse dieser Briefe hat natürlich mehr historisches als sachliches Interesse. Was W. Grimm und Nyerup im Jahre 1810, S. 5 ff., zur Interpretation der dänischen Volkslieder, was J. Grimm und Rask im Jahre [1811 und] 1812, S. 94 ff., S. 98 ff. 104 ff., J. Grimm und Munch im Jahre 1847, S. 220 f., zu der der Liederedda beigebracht haben, ist entweder längst Gemeingut geworden oder hat sich als unhaltbar herausgestellt.

Die romantischen Ansichten W. Grimms über das sich selbst dichtende Volksepos, über Volksdichtung über-

haupt, über Mythenforschung, S. 25. 28. 44, lernt man aus anderen Büchern besser und vollständiger kennen.

In den grammatischen Erörterungen J. Grimms und Rasks zeigt sich letzterer in der empirischen Kenntnis der skandinavischen Sprachen Grimm mehrfach überlegen, wird aber von diesem durch eine freiere Betrachtung der Sprache und fruchtbare Verwertung der Sprachvergleichung übertroffen. Deutlicher als in diesen Briefen sieht man dies aus den Rezensionen J. Grimms über Raskische Schriften, so über die Vejledning 1812, Kleinere Schriften 4, 65 ff., über die friesische Grammatik 1826, Kl. Schr. 4, 361 ff. Recht eigensinnig stellt sich Rask gegenüber 645 der Ausdehnung des Germanennamens auf die skandinavischen Völker, S. 94. Wenn er gegen die «deutsche» Grammatik protestiert hätte, wäre ihm das nicht übel zu nehmen.

Molbech liefert für J. Grimm nordische Tiereigennamen, S. 198, oder imperativisch gebildete Personennamen, S. 189 ff. Er spielt aber sonst keine hübsche und wohl auch keine erfolgreiche Rolle, wenn er sich bei J. Grimm durch gehässige Bemerkungen über Rask einzuschmeicheln sucht, S. 188. 194. Auch der Protest gegen die lateinischen Buchstaben, S. 197, wird J. Grimm geärgert haben. P. E. Müller, der augenleidend war, findet die deutschen anstrengender, S. 143.

S. 228 f. gibt Munch ein hübsches Beispiel für Mythenbildung in der Gegenwart. Grimm hatte in seinem Aufsatz über den Woldan, Haupts Zs. 5, 494 ff., aus Asbjörnsens Folkeeventyr die Geschichte des Johannes Blessom, eine Erklärung, wie er zu seinem schiefen Kopfe kam, also eine ätiologische Mythe, mitgeteilt. Munch macht ihn aufmerksam, daß seine Tante diesen Blessom mit seinem schiefen Kopfe noch gekannt habe.

P. E. Müller verdanken wir eine lustige Geschichte, die lehrt, was Lachmann in einer schwachen Stunde begegnen konnte. Bunsen hatte ihm nämlich die Übersetzung des ersten Teils von Müllers Sagabibliothek ab-

getreten. Das Buch erschien 1816. Da liest man nun auf S. 4, Z. 4 «das dem ganzen Norden gemeinsame Leben, das dort noch eine Weile länger blieb, nachdem es in anderen Ländern durch den Zwang der Oberkönige in Fesseln geschlagen und unter dem Einflusse des Christentums mit Blut befleckt war». Im Original natürlich «erweicht» «gemildert worden war», blödgjort. Darüber erschrickt nun der würdige Theologe nicht wenig und bittet W. Grimm ernstlich, wenn infolgedessen sein christlicher Standpunkt in Deutschland angezweifelt würde, durch Aufhellung des Sachverhaltes für ihn einzutreten.

S. 270 [ddo. 12. X. 1849] trägt Moe, der mit Asbjörnsen 1842 die Norske Folkeeventyr herausgegeben hatte, J. Grimm den Gedanken einer vergleichenden Poetik vor, also später als Haupt, der ihn 1835 ausgesprochen hatte. Siehe Scherer, Anzeiger für deutsches Altertum 2, 322. 1, 199.

Die von Uppström S. 281. 285. 302 zu seiner Ulphilaausgabe mitgeteilten Druckfehler sind noch jetzt wichtig und müssen verzeichnet werden.

Der politische Teil der Korrespondenz zwischen den Grimm und Rafn, Rask u. a., bes. S. 158 ff., ist wenig erfreulich. Die einen verstehen nicht, warum die Herzogtümer Deutschland zustreben, und Grimm will die deutsche Herrschaft über Jütland ausdehnen, weil dessen Ureinwohner einmal Deutsche gewesen seien. Zugleich stellt er einen Bund Deutschlands mit Skandinavien, Holland und den Ostseeprovinzen in Aussicht; siehe Einleitung zur Geschichte der deutschen Sprache. Rafn nimmt sich sogar S. 163 die undankbare Mühe, J. Grimm durch die Statistik belehren zu wollen. 646

Hier wie in den gelehrten Streitigkeiten zeigt sich die seltsame Erscheinung, daß beide Parteien glauben, die Wahrheit, oder was sie dafür halten, könne nicht verletzen. So ist W. Grimm ganz überrascht S. 45, daß seine Anzeige einer Publikation Nyerups in den Heidelberger Jahrbüchern 1811, Kl. Schr. 2, 1, die Dänen, so auch Rask,

siehe S. 102 unseres Buches, unangenehm berührt hat. Aber es heißt darin (Kl. Schr. 2, 3) «die Ungeneigtheit derselben (der Dänen) gegen Deutschland (die, wie man richtig bemerkt hat, jedes schwächere Volk gegen das mächtigere empfindet und die darum nicht gegenseitig ist)». Rask schreibt wieder an J. Grimm S. 124 «Sie werden es nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie wirklich nicht den klarsten Begriff von der nordischen Aussprache haben». Siehe auch S. 120.

Von der Ausgabe dieser Dokumente ist nicht viel Gutes zu sagen. Der Text der deutschen, dänischen und schwedischen Briefe ist zwar ziemlich korrekt; — außer dem im Druckfehlerverzeichnis Bemerkten lies noch S. 203 «unwürdig» statt «unmündig», — S. 254 *Hof-Rådet* statt *Hof-Rädet,* — S. 279 *biträde* statt *bitrade*, — aber in Eigennamen, in gotischen und altnordischen Wörtern zeigen sich schlimme Versehen, offenbar Lesefehler. Oder sollte W. Grimm S. 70 (1816) wirklich von einem «Hohenfinser» Codex des Nibelungenliedes, einer «Thutrun (Gudrun)», von «Hodin» statt «Hedin» geschrieben haben? Aber Rask hat S. 109 gewiß nicht *kné-vunns* (Familie) statt *knérunnr*, nicht *ekni* (Stirne) statt *enni,* S. 115 nicht *Synishoru* statt *Synishorn*, S. 116 nicht *félaginn* statt *félaginu*, — J. Grimm nicht S. 274 *ôneiszim* statt *ôneisinn*, S. 283 nicht *avêpi* statt *avêþi*, nicht *heilaucha* statt *hals, ancha*, S. 293 nicht «*bligg* von *blaggv*» statt *bliggvan blaggv*, — Uppström S. 280 nicht *thrius* statt *thrins* geschrieben.

Die literarischen Angaben und Anspielungen des Textes sucht Schmidt zu erklären, es geschieht aber höchst unvollständig und inkonsequent. So wird zu S. 13 «Wunderhorn» allerdings in der Note bemerkt: «Der Titel lautet vollständig: Arnim und Brentano, 'Des Knaben Wunderhorn'. 3 Bde., Heidelberg 1806» usw., — oder es wird S. 196 zu «kein Johnsonsches Lexikon» dem Leser bestätigt, es gebe wirklich ein Wörterbuch der englischen Sprache von S. Johnson; 1. Aufl. usw. — Aber die Rezensionen und kleinen Abhandlungen der Grimms, von denen im

Text die Rede ist, hat der Verfasser sich nicht die Mühe genommen, aufzusuchen. S. 41. 45 ff. 101 nichts über W. Grimms Rezension von Axel Thordsen og skjön Valborg, ed. Nyerup 1809, in den Heidelberger Jahrbüchern 1811, Kl. Schr. 2, 1, — S. 77. 80 über W. Grimms «Die altnordische Literatur in ihrer gegenwärtigen Periode» im Hermes 1820, Kl. Schr. 3, 1, — S. 123. 147 ff. über J. Grimms Besprechung der Jomsvikinga saga, Kopenhagen 1824, in den Göttinger Gel. Anz. 1825, Kl. Schr. 4, 274, 647 — S. 126 über J. Grimms Rezension von Rasks Frisisk Sproglære, Kopenhagen 1825, in den Gött. Gel. Anz. 1826, Kl. Schr. 4, 361. — S. 153 über J. Grimms Rezension der Fornmanna Sögur 1. 2. 3. 11, Kopenhagen 1825 bis 1828, in den Gött. Gel. Anz. 1830, Kl. Schr. 5, 90. — S. 161 erwähnt J. Grimm eine akademische Abhandlung, die zeigen soll, daß er für deutsche Volksfehler nicht blind sei, 1848, also «Über das Pedantische in der deutschen Sprache» 1847, Kl. Schr. 1, 327. — S. 253 spricht Rydkvist 1855 von einer Ausgabe der Offenbarungen der h. Brigitta, die er J. Grimm schickt. Gemeint ist Den heliga Birgittas uppenbarelse, ed. Klemming, Stockholm 1854. — S. 66 schickt Nyerup 1815 an W. Grimm «die Preisabhandlung des Prof. Müllers», «das interessanteste und schönste Produkt in den letzten Jahren im linguistisch-antiquarischen Fache». Trotz des nicht recht passenden Ausdruckes «in den letzten Jahren» ist wahrscheinlich die Abhandlung über das goldene Horn (1806) gemeint.

Über die Korrespondenten der Grimm hat S. zwar biographische, nicht literarische Daten gesammelt, aber sonst fehlt es vielfach an Mitteilungen über die in den Briefen erwähnten Persönlichkeiten, so S. 244 über Stephens, Klemming, S. 308 über Faye. S. 139 fürchtet P. E. Müller (1816), die Übersetzung der Sagabibliothek von Lachmann möchte nicht oder zu spät erscheinen. Dazu verweist der Herausgeber auf Möbius, Catalogus S. 15, wo Lachmanns Übersetzung angeführt ist, und fügt hinzu: «hiernach hätte sich also Müller unnütze Sorge gemacht»,

— hat also nicht einmal bemerkt, daß der nächste Brief Müllers 1817 eben von dieser Übersetzung Lachmanns handelt, deren Fehler ihn so unglücklich machen.

S. 292 hätte doch gesagt werden müssen, daß, wie aus J. Grimms Brief vom 29. Januar 1857 deutlich zu ersehen, ein Brief Uppströms fehlt.

Für solche Mängel entschädigt es nicht, wenn der Herausgeber S. 139 den Leser belehrt, daß man früher die Bogen nicht mit Ziffern, sondern mit Buchstaben bezeichnete, also sagen konnte, daß ein Buch ein Alphabet stark werden dürfte, oder S. 188, daß man im Schwedischen *å* statt des im Dänischen üblichen *aa* schreibe.

Für jemanden, der den germanistischen Dingen so fern steht wie Hr. S., muß es doch recht langweilig sein, solche Briefe herauszugeben, und man begreift nicht, warum er sich diese Mühe aufgeladen hat.

J. C. Poestion, Island, das Land und seine Bewohner nach den neuesten Quellen. Mit einer Karte. Wien, Brockhausen & Bräuer, 1885. 8⁰. VIII und 460 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 36 (1885), S. 647—649. — Wien Juni 85.

Das Buch bietet eine nach guten, bis in die neueste Zeit verfolgten Quellen gearbeitete Beschreibung der Insel 648 Island, eine Darstellung ihrer physischen Beschaffenheit, sowie des auf ihr erscheinenden menschlichen Lebens, mit Rückblicken sowohl auf die frühere erschließbare Natur des Landes, als auf die Geschichte seiner Einwohner. Die Kapitelüberschriften geben eine deutliche Vorstellung von dem Inhalt desselben: Lage, Gestalt, Größe, geologischer Bau und Physiognomie der Insel — das Meer um Island — das Klima Islands — Licht- und Lufterscheinungen — Gliederung und Küstenentwicklung — Gestade — Inseln Islands — Orographie — Gletscher — Vulkane, Lavafelder — heiße und mineralische Quellen — Flüsse

und Seen — Gesteine und Mineralien Islands — die Flora Islands — die Fauna Islands. Ethnographie: 1. geschichtlicher Überblick, 2. das Volk. Erwerbsquellen: 1. Landwirtschaft, 2. Fischerei, Vogelberge, Jagd, 3. Industrie, Handel, Verkehr. — Topographie. — Anhang über die Aussprache des Neuisländischen. Dieser Anhang ist ganz zweckmäßig, nicht nur wegen der geographischen Eigennamen, sondern auch wegen der vielen isländischen Appellativa, welche der Verfasser in dankenswerter Weise den deutschen Ausdrücken für geographische Begriffe, wie z. B. Gletscher, Lavafeld, Plateau, sowie der Tier- und Pflanzennamen beigefügt hat.

Die Beschreibung der interessanten Insel ist eingehend und zugleich anschaulich; wenn in dem geographischen Teil angegeben wird, welche Örtlichkeiten in der quellenreichen Geschichte und Sage des Landes eine Rolle spielen, so gewinnt der Leser dadurch eine erwünschte Verbindung mit dem historischen Teil. Ob die Auffassung geologischer, die geographischen und statistischen Angaben richtig, das zu entscheiden, muß Referent allerdings den Fachmännern überlassen.

Unter den Quellen habe ich nur Vigfussons Sturlunga vermißt. So führt Poestion S. 132 keine vulkanische Erscheinung zwischen 1349 und 1360 an. Sturlunga II 476 verzeichnet Vigfusson ein Erdbeben um 1354. — Auch die Untersuchung über die Lage des Lögbergs (Sturl. II 505) hätte S. 140 oder 216 f. 299. 418 benutzt werden können. — Die Geschichte von Ingolfs Hochsitzpfeilern wird unnötig wiederholt S. 285. 295. — Die Liste der «sehr tüchtigen» isländischen Gelehrten S. 320 könnte zum Vorteil der übrigen um einige Namen verkürzt werden. — S. 313 fehlt die schwedische Auflage von Wimmers altnordischer Grammatik, Lund 1874, das am meisten gebrauchte und zitierte Werk über die Tatsachen der altnordischen Sprache. — Wenn es S. 312 heißt, Neuisländisch verhalte sich zu Altisländisch wie das gegenwärtige Deutsch zur Sprache Luthers, so ist dieser Vergleich nicht

geeignet, jemanden, der nicht isländisch kann, einen Begriff von dem wirklichen Verhältnisse zu geben. Da es doch auf die Aussprache, nicht auf die Schrift ankommt, muß man sagen, unser Deutsch unterscheidet sich im Vokalismus viel weniger von dem des 16. Jahrhunderts,
649 als das jetzige Isländisch von dem des 13. Jahrhunderts, in anderen Dingen mögen die Abweichungen des Alt- vom Neuisländischen wieder geringer sein. — S. 313 ist es natürlich nur ein Druckfehler, wenn im Neuisländischen altes auslautendes *t* in *d* übergeht, statt in *đ*.

Auf der Karte, die einiges Neue bietet, fehlt merkwürdigerweise Skalholt.

Der Ausdruck könnte öfters präziser und gewählter sein. Eine Beschreibung wie gleich S. 1: «Die Gestalt der Insel ist regelmäßig oval und gegen Süden zu keilförmig zugespitzt, wie dies bekanntlich bei allen Landmassen der Fall ist, die im Norden breiter sind» — könnte einen etwas empfindlichen Leser leicht mit einem ungünstigen Vorurteil gegen das ganze Buch erfüllen. — Auch das fatale «diesbezüglich» fehlt nicht, S. 42. 247.

Aber im ganzen darf man sagen, daß der Verfasser, welcher sich um die Popularisierung der isländischen Literatur schon vielfach Verdienste erworben hat, auf den Dank aller rechnen darf, welche sich in bequemer Weise über die geographischen Tatsachen Islands unterrichten wollen, sowohl die Gelehrten als die Laien. Auch für Schülerbibliotheken der Gymnasien würde sich dieses Buch eignen, wie einige andere desselben Verfassers, so die isländischen Märchen 1884 oder das Tyrfingschwert, d. i. die Hervararsaga 1882.

Dr. Wilhelm Götz, Leben und Streben vergangener Zeiten in deutschen Landen. Basel, B. Schwabe, 1883. 8°. 52 SS. — (Öffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz. 7. Band, 8. Heft).

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 36 (1885), S. 649. 650. — Wien Juni 85.

In Form einer ungezwungenen Plauderei ergeht sich der Verfasser, der vor einiger Zeit auch die Speisen und Getränke der deutschen Vergangenheit in einem Vortrage behandelt hat, über die verschiedensten Seiten des deutschen Lebens im Mittelalter und den nächstfolgenden Jahrhunderten. — Aus meist sehr bekannten Büchern werden Berichte und Anekdoten ausgezogen oder zitiert, welche dazu dienen können, den Unterschied zwischen unsern gegenwärtigen und den vergangenen Lebensformen der bürgerlichen Gesellschaftsklassen Deutschlands zu illustrieren. Der Verfasser geht vom Städte- und Häuserbau aus und schildert die häusliche Einrichtung der alten Zeiten, Betten, Stühle, Tische, Tischgerät, Bäder, — kommt dann auf die Kleidertracht zu sprechen und die Kleiderordnungen, worauf ein Abschnitt über die verschiedenen Formen der Trinkgläser folgt, den man bei der Hauseinrichtung erwartet hätte, — auf die bürgerlichen Belustigungen und Feste, Fischerstechen, Schembartlaufen, Böttchertänze, Freischießen, — dann auf das mittelalterliche Handwerk — die kriegerischen Leistungen der freien Städte, woran sich eine Schilderung der Landsknechte schließt; — diese führt auf ähnliche turbulente Gesellschaften, die fahrenden Schüler und Studenten. — Ein Blick in eine Zeitung des 18. Jahrhunderts schließt die Reihe dieser bunten Bilder, deren Anordnung gegen den [650] Schluß, wie man sieht, immer undeutlicher wird. — Der Vortrag mag seinen Zweck erfüllt und einer Versammlung schweizerischer Honoratioren eine gesittete Abendunterhaltung verschafft haben, aber dadurch, daß man solche Causerien drucken läßt, scheint man für sie Ansprüche

zu erheben, die sie nicht verdienen. Schilderungen des deutschen Lebens aus sechs Jahrhunderten, welche all die oben bezeichneten Themen auf 52 Seiten behandeln wollen, können unmöglich bildend und belehrend wirken, geschweige denn zur Erkenntnis der Dinge beitragen. Wenn Hr. Götz z. B. nur eine Geschichte der Straßenbeleuchtung vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert gegeben hätte, wäre es ihm eher möglich gewesen, dem Hörer oder Leser eine verständliche Entwicklung und Verknüpfung historischer Phänomene vor die Augen zu führen. — Auch von dem Fehler der landläufigen Kulturhistoriker von der Art Honeggers oder J. Scherrs ist der Verfasser nicht frei, daß nämlich durch die Auswahl der Tatsachen der Anschein erweckt wird, als stelle die Kulturentwicklung eines Volkes einen regelmäßigen Stufengang von Barbarei zu immer, feinerer Gesittung dar, während doch jeder, der sich mit geschichtlichen Problemen beschäftigt, weiß, daß die Sache bei weitem nicht so einfach ist, daß Barbarei und Gesittung in den verschiedenartigsten Mischungen erscheinen und wechseln, wobei es vorkommen kann, daß Blüten der feinsten Bildung durch äußere Ereignisse oder durch den im allgemeinen nützlichen Fortschritt zertreten werden.

K. Körner, Einleitung in das Studium des Angelsächsischen. Grammatik, Text, Übersetzung, Anmerkungen, Glossar. I. Teil: Angelsächsische Laut- und Formenlehre. 2. Auflage, bearbeitet von A. Socin. Heilbronn 1887, Verlag von Gebrüder Henninger. VI und 90 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 38 (1887), S. 381. 382. — Wien Februar 87.

Das Körnersche Werk ist in den Jahren 1878—1880 erschienen und von Schipper in dieser Zeitschrift XXXIII (1882), 308 charakterisiert worden. Es ist möglich, daß besonders wegen des reichen Inhalts des Lesebuches eine neue Auflage des Werkes von dem germanistischen Publi-

kum als wünschenswert empfunden wird. Aber die Grammatik war schon in der ersten Gestalt unzureichend, oder vielmehr Körner verzichtete, wie ich glaube mit Unrecht, darauf, dem Anfänger die Eigentümlichkeiten der ags. Lautlehre zu vermitteln. Die Form aber, welche Socin der Körnerschen Grammatik gegeben hat, kann nur der Tendenz nach, nicht aber in der Ausführung als eine Verbesserung derselben bezeichnet werden. Socin zitiert zwar S. 4 die Sieverssche Grammatik (1882), allerdings in einer Weise, aus welcher dem Schüler die Bedeutung dieses Werkes gegenüber den Büchern von Heyne, Grein, Th. Müller nicht klar wird, aber von einer Einwirkung dieses vorzüglichen Buches auf seine Bearbeitung des Körnerschen Werkes ist nicht viel zu merken. Ein paar Beispiele werden das illustrieren. S. 5 «*w* hat lautlich den Wert eines doppelten *u*». — S. 10 «*b* erhält sich in- und auslautend nur in der Gemination . . ., sonst ist es = *f*». Der Ausdruck «erhält» muß den Schüler zu der falschen Ansicht verleiten, daß der Laut, welchen das Gotische mit *b* bezeichnet, der mediale Verschlußlaut sei. — S. 13. Es wird der Übergang von *a* vor Nasalis in *o* besprochen, dann fortgefahren: «Diese Verschiebung bedingt diejenige von ursprünglichem *om*, *on* zu *um*, *un: genumen*, *gespunnen*». Also die Sprache hat einen «Differenzierungstrieb» und das *u* in *gespunnen* ist nach dem Wandel von *an* zu *on* aus *o* entstanden. — S. 16. «Geschlossene Silbe schützt *ĕ* (vor Brechung): *helpan*, *belgan*». Ein paar Zeilen weiter oben wurde aber *weorpan* angeführt, und was soll sich der Schüler denken, wenn ihm Formen wie *seolh, seolf* begegnen? — S. 17. «*ie*, sonst Umlaut der Diphthonge, kann auch Brechung sein: *biernan* (brennen), *wietan* (wissen), *scieran* (einreihen), *bierđ* (trägt), *hielpđ* (hilft), *wienđ* (kämpft), *siendon* (sind), *hiene* (ihn), *cnieht* (Knecht), *wriexl* (Wechsel), *siex* (sechs), *gielpan* (frohlocken), *giefan* (geben), *gietan* (fassen), *gief* (wenn)» usw. Gibt es für diese Anziehung verschiedenartiger Dinge eine andere Erklärung, als daß Socin die nach vorwärts und rückwärts gerichtete Ein-

wirkung der Palatalen unbekannt geblieben ist? — S. 28. «*Hetware* (die Hessen)» ist auch ein Ausdruck, der geeignet ist, allgemeine Überraschung zu erregen. — Nach S. 53 sollen die zusammengesetzten Tempora durch den Einfluß der lateinischen Gelehrsamkeit gebildet worden sein! — 382 S. 65 wird das Perf. von *niman* als *nam* statt *nóm* angesetzt. — S. 52 soll die Urform der 1. Pl. Perf. Ind. **gegrípumâs* sein, S. 19 die Urform des Gen. Sing. *hanins* **hananis*. — Ein störender Druckfehler ist S. 53 *healf, hulfon* für *healp, hulpon*.

Es soll mit diesen Ausstellungen nicht gesagt sein, daß das Buch unbrauchbar sei. Aber es ist nicht einzusehen, warum man Anfängern ein schlechteres Buch empfehlen solle, von dem sie später doch manches vergessen oder umlernen müssen, wenn ein so viel besseres und durchaus nicht schwerer zugängliches Buch wie die Sieverssche Grammatik vorliegt.

Grundriß der germanischen Philologie. Unter Mitwirkung von K. von Amira, W. Arndt, O. Behaghel, A. Brandl, H. Jellinghaus, K. Th. von Inama-Sternegg, Kr. Kålund, F. Kauffmann, F. Kluge, R. Kögel, R. v. Liliencron, K. Luick, A. Lundell, J. Meier, E. Mogk, A. Noreen, J. Schipper, H. Schück, A. Schultz, Th. Siebs, E. Sievers, B. Symons, F. Vogt, Ph. Wegener, J. te Winkel, J. Wright herausgegeben von Hermann Paul. I. Lieferung. Mit einer Tafel. Straßburg 1889, K. Trübner. 8⁰. 256 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 40 (1889), S. 773—777.

Nachdem die klassische, die englische und romanische Philologie vorangegangen sind, erhalten wir jetzt auch für die germanischen Sprachen einen «Grundriß», d. h. eine Zusammenfassung dessen, was in den philologischen Wissenszweigen, welche sich auf germanische Völker beziehen, sicheres Resultat der Forschung ist oder für solches

gilt. Ein derartiges Werk hat es bis jetzt nicht gegeben. Hoffmanns Deutsche Philologie im Grundriß von 1836 war mehr eine Bibliographie. Das vorliegende Heft enthält eine Abhandlung von Paul über Begriff und Umfang der germanischen Philologie, eine Geschichte der germanischen Philologie und eine Methodenlehre von demselben, dann eine Runenlehre von Sievers und eine lateinische Paläographie von Arndt. Wie der auf dem Umschlag mitgeteilte Prospektus ausweist, sollen diesen vier Abschnitten ein fünfter über Sprachgeschichte folgen, bearbeitet von Sievers, Kluge, Noreen, Behaghel, te Winkel, Siebs, Kluge, mit einem Anhang über die lebenden Mundarten von Wegener, Lundell, Kauffmann, Wright, — dann ein sechster über Mythologie von Mogk, — ein siebenter über Heldensage von Symons, — ein achter über Literaturgeschichte (nur ältere Perioden) von Sievers, Mogk, Schück, Kögel, Vogt, Jellinghaus, te Winkel, Siebs, Kluge, Brandl, mit einem Anhang über Volkslieder von Lundell, Meier, Brandl, — ein neunter über Metrik von Sievers, Paul, Schipper, Luick, — ein zehnter über bildende Kunst und Musik von Schultz und Liliencron, — ein eilfter über Wirtschaft von Inama-Sternegg, — ein zwölfter über das Recht von Amira, — ein dreizehnter über das Kriegs- 774 wesen von Schultz, — ein vierzehnter über Sitte von Kålund und Schultz mit einem Anhang über die «Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart» von Mogk.

Was dieser letzte Titel besagen soll, ist dunkel: Kålund und Schultz behandeln die Sitte, Mogk die Behandlung der Sitte! Auch das Programm über Metrik ist unverständlich, wenn es von Sievers heißt, daß er eine Metrik der altgermanischen Alliterationsdichtung liefern werde, Luick aber eine Metrik der alliterierenden (englischen) Dichtung und Schipper eine «englische Metrik». Wichtiger ist die Ausschließung der neueren Literaturperioden und die willkürliche Auswahl aus den Grenzwissenschaften der germanischen Philologie. Recht z. B. — worunter hoffentlich auch Staatsrecht verstanden ist, — aber nicht Ge-

schichte; Kriegswesen, aber nicht Handwerk und Industrie. Hier scheint der Plan des Gröberschen Grundrisses entschieden den Vorzug zu verdienen: in diesem ist auch der Geschichte der Wissenschaften in romanischen Ländern die gebührende Stelle eingeräumt. Man sieht, wie willkommen dies dem Forscher auf dem Gebiete etwa der französischen Literatur des 12. Jahrhunderts sein muß, der über die theologischen und philosophischen Bewegungen dieser Periode so oft Auskunft braucht und in seinem Grundriß dann wenigstens die erste Orientierung findet.

Doch Umfang und Folgerichtigkeit im Entwurfe eines solchen Werkes sind weniger wichtig als die Ausführung der gewählten Kapitel. Und in dieser Beziehung darf man wohl nach dem vorliegenden Heft, sowie nach dem Namen des Herausgebers und seiner Mitarbeiter erwarten, daß der Grundriß sich in seiner Vollendung als ein nützliches, vielgelesenes und vielgekauftes Werk darstellen wird.

Weitaus das meiste des vorliegenden Werkes rührt von dem Herausgeber her. Was den Begriff der Philologie anbelangt, schließt er sich an Böckh an, nach welchem Gelehrten ihr die gesamte menschliche Kultur als Gegenstand zufällt. Trotz der Autorität Böckhs und seiner Anhänger verbindet jeder Mensch mit dem Worte Philologie eine andere, viel engere Vorstellung, und ich halte es nicht für geraten, dem Sprachgebrauche Gewalt anzutun, ohne eine begriffliche Kategorie aufzustellen, welche verschiedene Forschungsgebiete durch gemeinschaftliche Kennzeichen vereinigte. Denn wenn S. 5 Sprach- und Literaturwissenschaft zusammen mit der Technik der Textbehandlung als eine Gruppe ausgeschieden wird, auf welche man vorzugsweise den Titel Philologie anwenden könne, so scheint mir diese Gruppe gerade jener gemeinschaftlichen Kennzeichen zu entbehren. Sprachwissenschaft, d. i. Geschichte der Sprache, ist für denjenigen, der den Text eines Denkmals des 13. oder 18. Jahrhunderts herstellt und erklärt, viel entbehrlicher als Literaturwissenschaft, unter Umständen aber auch diese entbehrlicher als Theo-

logie oder Jurisprudenz. Welche Wissenschaft mit der Behandlung schriftlicher Denkmäler im nächsten Zusammenhange stehe, kann gar nicht im allgemeinen angegeben werden. — Sprach- und Literaturwissenschaft können nie von der Textbehandlung absehen, wohl aber diese unter Umständen von ihnen. Auch wer nach eigener Beobachtung einen gegenwärtigen Dialekt beschreibt, muß den vorliegenden Text, in diesem Falle die gehörte Rede seiner Untersuchungsobjekte, kritisch behandeln. D. h. er hat sich immer die Frage vorzulegen, ob das Individuum den Dialekt, auf den es ihm ankommt, rein spricht, und wenn nicht, wodurch es sich von dem reinen Dialekt entfernt, durch physische Eigentümlichkeiten, Sprachfehler oder durch Beeinflussung von seiten einer fremden Mundart oder der Schriftsprache.

775

Ich glaube, man wird am besten tun, Philologie als Textbehandlung, d. h. Herstellung und Erklärung sprachlicher und schriftlicher Denkmäler aufzufassen, mag dieser Text ein Gedicht oder eine Urkunde, eine mathematische Abhandlung oder eine Küchenrechnung sein, und die Wissenschaften von den Sprachen und Literaturen als besondere Gebiete neben ihr anzuerkennen. Der universelle Charakter, den man dadurch der Philologie zuweist, entspricht auch den tatsächlichen Verhältnissen. Jede historische Wissenschaft braucht Philologie und bedient sich ihrer, der Historiker, der Jurist, der Kultur- und Kunsthistoriker. Es ist nur der Unterschied zwischen der Textbehandlung, welche z. B. ein Jurist seiner Rechtsquelle gegenüber anwendet, und ein Philologe im gewöhnlichen Sinne des Wortes, d. h. ein Gelehrter, der sich auch oder hauptsächlich mit der Textbehandlung von Werken der schönen Literatur befaßt, daß dieser, obwohl er seinen juristischen Text ebensogut verstehen muß als der Jurist von Fach, in demselben noch andere Dinge wahrnehmen wird als dieser, d. i. sprachliche, stilistische und im allgemeinen künstlerische Eigenschaften, Vorzüge und Mängel, welche dem Juristen für seine Zwecke gleich-

gültig sein können, obwohl gewisse ästhetische Eigenschaften von der Jurisprudenz, wie von der Mathematik gewürdigt werden. Vgl. meine Rede auf Scherer in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1886, 11. Heft. [Siehe oben S. 147 f.]

Der Abschnitt über die Geschichte der germanischen Philologie drängt auf 143 Seiten eine ungemeine Fülle von tatsächlichen Angaben zusammen, während R. v. Raumer mehr als 700 brauchte, um den Stoff nur bis zum Jahre 1870 zu verfolgen. Naturgemäß ist die neuere Zeit am ausführlichsten behandelt, S. 94—151. Über das mehr oder minder an Autoren und Schriften, welche in einem so knappen Bericht aufgezählt und besprochen werden sollen, können wohl kaum zwei Menschen einer und derselben Meinung sein, wohl aber werden viele die Empfindung und Überzeugung haben, daß die Schilderung einzelner Gelehrten einseitig und darum ungerecht und historisch unrichtig ist. Ich meine vor allem Lachmann. S. 88 handelt von seinen Ausgaben Iwein, Nibelungen und Klage, Walther, nachdem S. 82 f. die «Auswahl» besprochen worden war, aber mit keinem Worte verrät der 776 Verfasser, daß durch die Textgestaltung sowohl, als durch die Anmerkungen ein ungeheuerer Fortschritt in der Erkenntnis der mittelhochdeutschen Sprache, besonders ihrer feineren idiomatischen Eigenschaften, und ebenso der mittelhochdeutschen Poetik bezeichnet wird, und wenn man bedenkt, welche ungenügenden Hilfsmittel dieser Erkenntnis zu Gebote standen, daß damals noch nicht einmal der vierte Band von J. Grimms Grammatik, die Syntax, erschienen war und ein Wörterbuch noch nicht existierte, so wird man nicht anstehen, diese in Anmerkungen und Konjekturen zerstreute Leistung als seine glänzendste und fruchtbarste anzusehen. Daß Paul darüber schweigt, ist um so auffallender, als er selbst in seiner mittelhochdeutschen Syntax dieser Lachmannschen Richtung auf das Idiomatische der alten Sprache gefolgt ist und dabei schöne Resultate gewonnen hat.

Lange nicht ausgebeutet sind Lachmanns poetische Beobachtungen; siehe z. B. zu Iwein 3474; sie stecken vor allem in der Nibelungenkritik. Schon Scherer hat einmal im Gespräche gesagt: «Wenn die ganze Lachmannsche Liedertheorie falsch ist, so kommen die Beobachtungen, welche ihn zu der Scheidung der Lieder und Interpolationen veranlaßt haben, der Poetik zugute.» Ebensowenig werden von Paul die Verdienste Haupts um mittelhochdeutsche Syntax und Stilistik hervorgehoben. Allerdings Schüler haben Lachmann und Haupt nach dieser Seite hin kaum gehabt, sie kamen mit ihren feinen Beobachtungen wohl keinem sehr lebhaften Bedürfnisse entgegen, viele jüngere, sonst sehr verdienstvolle Gelehrte sind in der Kenntnis des Mittelhochdeutschen, trotz der Wörterbücher, in welche die Beobachtungen Lachmanns und Haupts zum großen Teil übergegangen sind, hinter ihnen zurückgeblieben, statt, was man doch erwarten durfte, sie darin zu übertreffen, — aber das ist nicht die Schuld Lachmanns und Haupts, denen wir alles verdanken, was wir von der alten Dichtersprache wissen oder wissen könnten, wenn wir von der Schulgrammatik, also der Laut- und Formenlehre und den einfachsten Formen der Syntax absehen. — Über Lachmanns Begründung der mittelhochdeutschen Metrik wird zwar gesprochen, aber keineswegs mit Billigkeit. Daß Lachmann mitunter Beobachtungen über metrische Phänomene mitteilte, für die er keinen metrischen oder sprachlichen Grund finden konnte, oder die, wie er selbst angibt, sich nur auf eine gewisse Gruppe von Dichtern beziehen, verdiente Lob, nicht Tadel. Die Charakteristiken Müllenhoffs und Scherers leiden an anderen Einseitigkeiten. Aber ich gehe darauf nicht ein.

Die Methodenlehre zerfällt in sechs Abschnitte: 1. Allgemeines, 2. Interpretation, 3. Textkritik, 4. Kritik der Zeugnisse, 5. Sprachgeschichte, 6. Literaturgeschichte. Das große Talent Pauls, das Gemeinsame und Unterscheidende in einzelnen Geistesoperationen zu finden und

anschaulich darzustellen, bewährt sich hier ähnlich wie in den «Prinzipien» — und viele Fehler gegen induktive wie deduktive Logik, welche im Betrieb der deutschen 777 Philologie gemacht worden sind und noch gemacht werden, erscheinen in heller Beleuchtung. Am wenigsten gelungen und fast dürftig scheint mir, was im sechsten Abschnitt über künstlerische Technik gesagt wird.

Der Ausdruck ist wie bei Paul oft nicht sehr sorgfältig. S. 215 «*Würde* man dabei auf den Inhalt eingehen, so würde man dazu gelangen» — S. 223 «nach dem Übereinstimmenden, *was* sie enthalten.»

Forschungsweisen der Geisteswissenschaften. I. Beitrag. Forschungsweisen der Literaturwissenschaft, insbesondere dargelegt an den Grundlagen der Liedertheorie von Dr. Reinhold Merbot. Frankfurt a. M. 1889, Kolnitzers Verlag. 8°. 36 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 40 (1889), S. 916—918.

Unter diesen vielversprechenden Titeln erscheint eine kleine, sehr jugendlich geschriebene, aber auch dem Inhalt nach unreife Polemik gegen die Liedertheorien Lachmanns, Müllenhoffs und anderer, welche die prinzipiellen Fehler dieser Theorien zwar richtig darlegt, aber kaum irgend jemand, der sich mit diesen Problemen beschäftigt hat, etwas Neues sagen wird. Nicht darum handelt es sich in diesen Dingen, zusammenfassend zu wiederholen, was gegen die prinzipielle Berechtigung dieser Erklärungsversuche literarhistorischer Phänomene schon längst vorgebracht worden ist, sondern die künstlerischen Eigentümlichkeiten und Seltsamkeiten, welche die Ilias wie die Nibelungen, Beowulf wie die Gudrun zeigen, auf eine wahrscheinlichere Weise zu erklären, als dies von den oben genannten Gelehrten geschehen ist. Zur Lösung dieser Aufgabe aber vermögen wir in der Schrift Merbots

kaum einen Beitrag zu finden. Einen solchen kann auch nur derjenige liefern, welcher die philologischen Einzelfragen behandelt, bei den Nibelungen neben vielem andern auch die Handschriftenfrage. Aber gerade in dieser Beziehung scheint Merbot keine eigenen Studien gemacht zu haben (S. 13). Es müßte ihm sonst aufgefallen sein, daß die Hs. A an vielen und wichtigen Stellen, welche mit der Liedertheorie gar nichts zu tun haben, entschieden das Altertümliche, Ursprüngliche bietet, von denen B und C z. T. aus erkennbaren Gründen abgewichen sind, während sich der Weg von B oder gar von C nach A nicht begreifen ließe.

Merbot wiederholt auch die schon vielfach gestellte Forderung, daß die Literaturwissenschaft von der Beobachtung der neuen und neuesten Literatur ausgehen müsse. Aber auch hier sind seine Ausführungen von blassester Allgemeinheit, kein Versuch zu zeigen, inwiefern das Studium der modernen Literaturgeschichte mit ihrem überreichen Quellenmaterial dem Betrieb der alten Vorbild und Warnung sein könnte. — Ebenso wichtig aber als die in der Gegenwart mögliche Einsicht in die Entstehung eines Dichterwerkes ist die Kenntnis von den Wirkungen eines solchen auf die gegenwärtigen Menschen. Welchen Eindruck Sophokles oder Wolfram von Eschenbach auf ihre Zeitgenossen, für die ihre Werke bestimmt waren, gemacht haben, wissen wir ja nicht, oder so gut wie nicht. Und der Eindruck, welchen wir von alten Literaturwerken erhalten, ist häufig von dem alten Schriftsteller gar nicht beabsichtigt und von seinen Zeitgenossen nicht empfunden worden. Vieles scheint uns komisch, was weder der alte Dichter komisch gemeint noch sein Publikum so aufgefaßt hat; siehe die Romane des 17. Jahrhunderts. Und was liegt da alles in der Gegenwart von der Wirkung moderner Dichter auf ihre Zeitgenossen der Beobachtung offen! Allerdings der wissenschaftlichen Beobachtung. Die bloß zufällige Erfahrung des einzelnen reicht nicht aus, wenn sie auch sorgfältig aufgezeichnet

917

einen hohen Wert haben könnte. Man wird auf die Länge der vorsichtigen Umfrage nicht entbehren können. Es wäre von unschätzbarem Wert für die kommende Literaturgeschichte unseres Jahrhunderts, wenn unsere Nachkommen wüßten, wie dem Durchschnittsmenschen, wie hervorragenderen Individuen von dieser oder jener Beschaffenheit im Jahre 1889 Goethes W. Meister, Stifters Studien, Kellers Grüner Heinrich, Zolas Assommoir gefallen oder mißfallen haben, oder von welchen Menschen Kellers Legenden, welche humoristisch-poetisch gemeint sind, polemisch-satirisch aufgefaßt werden.

An dem Material der modernen Literatur könnte und sollte der künftige Literarhistoriker sich zu den schwierigen Untersuchungen über höhere Kritik alter Literaturwerke vorbereiten. Es ist ja lächerlich, daß Menschen in Dichtwerken des 13. Jahrhunderts, also in einer Sprache, einem Stil, den sie bei weitem nicht so gut verstehen und würdigen als das gegenwärtige Deutsch des Umgangs wie der Literatur, verschiedene Verfasser herausfinden sollen, welche im Demetrius nicht merken, wo Schiller aufhört und Laube anfängt, oder über die Dingelstädtschen Einlagen in Heinrich V. weghören, ohne einen Ruck zu empfinden. — Ja geradezu durch Experimente mit dem Material der modernen Literatur könnte die nötige Schulung für die Behandlung philologischer und literarhistorischer Fragen erzielt werden. Man schreibe z. B. einen etwas schwierigeren Text, etwa einen Gesang von Klopstocks Messias flüchtig ab, lasse dies von einem Kanzelisten kopieren, gebe diese Kopie verschiedenen Menschen verschiedener Bildungsstufen zum Abschreiben und deren Abschriften wieder anderen und untersuche dann, ob durch Vergleichung der in diesen Abschriften sich findenden Fehler der Stammbaum, den man selbst geschaffen, von anderen hergestellt werden kann, oder ob verschiedene Schreiber in denselben Fehlern übereinstimmen. — Oder man schreibe ein modernes Gedicht in fortlaufenden Zeilen ab und beschneide es an einer Seite, so daß nur einige Buchstaben, dann

ein Viertel, ein Drittel, die Hälfte der Zeilen übrig bleibt, und versuche, ob es möglich ist, das Fehlende, dessen Wortlaut man kennt, richtig zu ergänzen. — Oder man versehe den Text eines Autors in dieser Abschrift mit leichten Fehlern und Lücken, — bei etwas breiteren Gedichten, wie Wielandschen, können das lange Verszeilen und Strophen sein, — und erprobe, ob es bemerkt wird, und wenn, ob die Besserung oder Ergänzung oder die Vermutung über den Inhalt der Sätze das Richtige trifft.

Für einen Gelehrten, der, wie man aus den Ästhe- 918 tischen Studien 1886 schließen darf, sich hauptsächlich mit angelsächsischer Poesie beschäftigt hat, ist die wiederholte Schreibung von *scop* mit langem *o* auffällig.

Wilh. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage, fortgesetzt von Ernst Martin. II. Band. Erste und zweite Lieferung. 16. und 17. Jahrhundert. Basel 1885, 1889, B. Schwabe. 8°. 1. Lief. S. 1—156, 2. Lief. S. 157—286.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 40 (1889), S. 1019—1021.

Die erste Auflage von Wackernagels Literaturgeschichte mußte nach dem Tode des Verfassers, 1872, mit dem § 113, also mit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts geschlossen werden. Rieger veröffentlichte dann 1873 in Zachers Zeitschrift 4, 33 ff. die §§ 114 bis 118, welche sich in Wackernagels Nachlaß druckfertig vorgefunden hatten und nur eine allgemeine Charakteristik der Literatur des 17. Jahrhunderts boten. Eine Neugestaltung und Vollendung des Werkes hat Martin 1879 begonnen 1020 durch die zweite Auflage des Werkes, deren erster Band die §§ 1—90 umfaßte, also die Geschichte des 16. und der folgenden Jahrhunderte für einen zweiten zurücklegte. Von diesem zweiten liegen gegenwärtig zwei Lieferungen

vor, die §§ 91—113 behandeln das 16., die §§ 114 bis 138 das 17. Jahrhundert. Hatte Martin schon bei der zweiten Auflage der mittelalterlichen Literatur vielfach Gelegenheit, seine Vorlage zu ergänzen und zu berichtigen, so ist dies bei der Behandlung der neueren Literatur in noch höherem Grade der Fall, ja die zweite Lieferung des zweiten Bandes, das 17. Jahrhundert, ist so gut wie als ein eigenes Werk Martins zu betrachten. Nach seiner Erklärung auf dem Umschlag hat er nur in den §§ 114 bis 119 eine neue Auflage Wackernagels, teils nach dem Riegerschen Abdruck, teils nach dem Kollegienheft des Verfassers geliefert, für den weitaus größeren Teil der zweiten Lieferung aber nur einige Urteile und Schilderungen aus diesem Kollegienheft entnommen, im übrigen die Ergebnisse der gerade für das 17. Jahrhundert so regen Einzelforschung verwertet und sich vielfach an derselben beteiligt.

Beiden Teilen seiner Aufgabe ist Martin in vorzüglicher Weise gerecht geworden. Das 16. Jahrhundert Wackernagels ist durch die vielfach erweiterten oder neu eingeschobenen Anmerkungen dem Stande der gegenwärtigen Forschungen nähergerückt worden, und für das 17. erhalten wir eine gedrängte, aber doch sehr reichhaltige und übersichtliche Darstellung, welche im Text, wie in den Anmerkungen uns die Fortschritte erkenntlich macht, welche die letzten Jahrzehnte und Jahre für die Erforschung dieser Periode bezeichnen. Das Heft eignet sich auch dadurch sehr gut zur Einführung in das Studium derselben, daß es mit reichlichen Verweisen auf das Wackernagelsche Lesebuch, zum Teil auch auf Gödekes «Elf Bücher deutscher Dichtkunst» versehen ist.

Die Fülle des gebotenen Materials und die Selbständigkeit der Forschung, welche das Wackernagelsche Werk, wie seine Bearbeitung auszeichnen, erhellt wohl am besten daraus, daß gar manches an literarhistorischen Tatsachen hier angeführt wird, was in dem um so viel umfangreicheren und Vollständigkeit anstrebenden Grundriß Gödekes

fehlt. So z. B. II 186 das Verhältnis J. V. Andreaes zu Opitzs Poetik, II 188 E. Neumeisters Schriftstellerlexikon, II 208 über A. Stettler und J. H. von Traunsdorf, II 226 über eine oratoriumartige Kunstform bei Clajus, II 231, Anm. 19 die neuere Literatur über J. G. Schoch, II 232, Anm. 22 über Grefflinger, II 237 über Shakespearesche Stoffe bei M. Kongehl usw.

Versehen und Lücken sind natürlich bei der Zusammendrängung so massenhaften Stoffes nicht ganz zu vermeiden. Den Straßburger Saul sucht man II 99 und 178 vergebens, — die Angaben über Lohensteins Arminius II 263 sind doch gar zu dürftig, — über die musikalische Komposition des Volksliedes des 16. Jahrhunderts könnte man doch mehr zu wissen verlangen, als daß man sie sich einfach und kunstlos zu denken habe, II 37, — der 1021
Titel von Muths Abhandlung über Opitz sollte II 182, Anm. 5 stehen, nicht erst II 198, Anm. 6, — II 55 H. Sachs hat 84, nicht nur 42 Fastnachtsspiele verfaßt; auch ist es nicht richtig, was II 54 gesagt wird, daß dieselben immer der Einteilung in Akte entbehren; siehe N. 75. 84 bei Götze. — II 185, Anm. 25 soll die wechselnde Bezeichnung Waldgedicht und Tragico-comoedia für Hirtenspiele die Unbestimmtheit der Kunstform charakterisieren; aber «Waldgedicht» ist nur Übersetzung des italienischen Ausdrucks favola boschereccia, siehe II 40, Anm. 32, II 226, Anm. 15. — II 258, Anm. 13 werden als undeutsche, dem Niederländischen entnommene Eigenheiten der Sprache A. Gryphius' angeführt «blickt» = «ist», «wird offenbar», aber siehe «blicken» in Grimms DWB. und vgl. im Texte selbst II 54 «sein Narrenschneiden, so mutwillig es blickt, es ist eine ganze Sittenlehre», — ebenso «austagen» = «vor Gericht fordern», aber siehe wieder Grimms DWB., wo allerdings die meisten Belege aus Gryphius stammen, aber auch einer aus Lohenstein, und das Substantivum «Austag» macht die Deutschheit auch des Verbums «austagen» wahrscheinlich.

Grundriß der germanischen Philologie. Unter Mitwirkung von K. v. Amira usw. herausgegeben von Hermann Paul. I. Band, 3. Lieferung; II. Band, 1. Abteilung, 2. Lieferung; II. Band, 2. Abteilung, 2. Lieferung. Straßburg 1890, Trübner.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 41 (1890), S. 226—228.

In diesen neuen Lieferungen wird Noreens Geschichte der nordischen Sprachen zu Ende geführt, darauf folgt I, 526—633 Behaghels Geschichte der deutschen Sprache und ein Teil der Geschichte der niederländischen Sprache von te Winkel I, 634—640. — Die erste Abteilung des zweiten Bandes bringt den Schluß von Mogks nordisch-isländischer Literaturgeschichte, Schücks Geschichte der schwedisch-dänischen Literatur II, 1, 143—158; die deutsche Literaturgeschichte der ahd. Periode von Kögel II, 1, 159—244 und den Anfang der mhd. Literaturgeschichte bis ins 12. Jahrhundert von Vogt II, 1, 245—256. — Aus der zweiten Abteilung des zweiten Bandes erhalten [227] wir den Schluß von Amiras Rechtsgeschichte, das Kriegswesen von Schultz II, 2, 201—207, die skandinavischen Verhältnisse der Sitte von Kålund II, 2, 208—252 und den Anfang der deutsch-englischen Verhältnisse von Schultz II, 2, 253—256.

Großes Interesse wird unter den deutschen Germanisten vor allem Behaghels Geschichte der deutschen Sprache erwecken. Es ist der erste sehr dankenswerte Versuch, die reiche Literatur über moderne Dialekte, verbunden mit den Angaben der alten Denkmäler, zu einer Geschichte der deutschen Dialekte im Anschlusse an die Geschichte der Schriftsprache zu verwerten. Dieser selbst kommt besonders die Lehre von den Akzenten, sowie glückliche und einleuchtende Erklärungen von Analogiegebilden in der nhd. Deklination und Konjugation zugute. — Die in einer früheren Anzeige hervorgehobene Ungleichmäßigkeit in der Auffassung von Spracherscheinungen an

verschiedenen Stellen des «Grundrisses» zeigt sich auch hier und wird einmal von Behaghel selbst hervorgehoben, S. 558. — Im einzelnen möchte ich nur bemerken, daß die alte Ansicht von der geringen Verbreitung des Umlautes im Mitteldeutschen sich doch auch auf Reime stützt, nicht bloß auf die Orthographie. Eine Untersuchung müßte zeigen, wie die betreffenden Reime aufzufassen sind; S. 561. — S. 580 wird das *i* in ahd. *nerian* als spirantisch angenommen. Aber das Petruslied setzt drei Noten darüber; Möller, Alliterationspoesie 113. — S. 587 ist die Rede von dem «heutigen hessischen» *hob* für «Hof»; aber diese Aussprache ist daselbst schon alt; siehe meine «Niederfränkische Geschäftssprache» 415. 427 f. — S. 589 bei Besprechung von «Zwerg», «seufzen» hätte wohl die Erklärung erwähnt werden sollen, welche Hoffory, Consonantstudier 12 f., für diese scheinbare Fortsetzung der Lautverschiebung gegeben hat. — Das Verzeichnis der ältesten deutschen Urkunden S. 532 wird jeder Germanist mit Freuden begrüßen. Seemüller macht mich auf eine niederösterreichische Urkunde von 1248 aufmerksam, welche Winter in den «Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich» abgedruckt hat, Band 18, 428 ff.

Sehr wertvoll ist Kögels Beitrag, der eine Reihe selbständiger Untersuchungen und Beobachtungen für seine Darstellung der ahd. und alts. Literatur verwendet hat. Ich verweise auf die neuen Zeugnisse für altgermanische Poesie S. 171 und sonst, auf den überzeugenden Nachweis der sächsischen Heimat des Hildebrandsliedes S. 175, des christlichen Ursprungs des ganzen Wessobrunner Gebets S. 197, auf die guten Beobachtungen zu Waltharius S. 183, auf die Chronologie des Muspilli nach Ludwig dem Deutschen S. 211, auf die Etymologie des Wortes «Muspilli» S. 212, auf die Datierung des 138. Psalms S. 222. — S. 172 hätte unter den ältesten Formen der germanischen Poesie auch auf die Rätselreihen mit den entsprechenden Reihen der Lösungen verwiesen werden können, siehe Wilmanns Zs. 20, 250. S. 225 war die von G. Paris ge-

fundene Fassung von Lantfridus und Cobbo zu erwähnen, 228 siehe Romanische Forschungen VI, 424 ff. — S. 213 fehlt beim Muspilli die wichtige Übereinstimmung in bezug auf den durch das Blut Elias' entstehenden Weltbrand mit der sibirischen Überlieferung, siehe die Literatur bei Simrock, Mythologie[4] 134. — Was Vogts Anteil an der altdeutschen Literaturgeschichte anbelangt, so möchte ich nur gegen den Autornamen Noker, Notker, S. 247, für das alemannische Memento mori protestieren; siehe Zs. f. d. österr. Gymn. 1884, 119 [oben S. 355], wo *daz machot all ein Noker* als *daz machôte alle einôtger* erklärt wird. Vergl. auch Beda, Hist. eccles. 4, 24 *Cuius* (Caedmonis) *carminibus multorum saepe animi ad contemtum saeculi et appetitum sunt vitae celestis accensi.*

Bei dem sorgfältig gearbeiteten Abriß der altnordischen Literatur von Mogk hätte man wohl mehr Eingehen auf die eigentümlichen Kunstformen erwartet, welche diese Literatur von der der andern Germanen und des europäischen Mittelalters überhaupt unterscheiden. Über den künstlerischen Charakter der Sagas erfährt der Leser sehr wenig, und wenn z. B. S. 120 der Stil der Kormakssaga getadelt wird und der Verfasser fortfährt: ‹Gleichwohl ist und bleibt die Saga unsere Hauptquelle für den altnordischen Zweikampf›, so erinnert das an Halliwell, der in seiner Ausgabe der Thornton Romances, Camden society 1844, S. XXIII das Bänkelsängerlied von Sir Degrevant lobt wegen der ausführlichen Angaben über altenglische Küche und Hauseinrichtung. — Unter den Fornsögur S. 131 ff. hätte die Hrolfssaga Gautrekssonar mehr Berücksichtigung verdient, sie ist entschieden keine lygisaga, wenn man schon diesen zwar alten, aber sehr unpassenden Ausdruck anwenden will; siehe Bugge, Arkiv I, 249 ff. Bei den Islendingasögur S. 117 ff. vermisse ich Betonung des romanhaften Charakters neben dem historischen. Das gilt nicht nur von den Sagas, welche Begebenheiten des 10., 11. Jahrhunderts schildern, sondern auch von der Sturlunga, die oft entschieden ältere Sagen

nachahmt, wenn die modernen Begebenheiten, Totschläge, Hausbrände an die alten erinnern, vor allem die Heidharviga und Njala, aber auch die Eyrbyggja und Gislasaga. Siehe Godhmundar Saga Dyra c. 17, Hrafnssaga c. 15, Aronssaga c. 7, die eigentliche Sturlunga II, S. 164. 249. Letztere kopiert sich auch selbst, siehe 164 ff., die Flugumyrarbrenna, und 191 ff.

In dem sehr kurzen Abriß des Kriegswesens von Schultz fällt auf, daß nach S. 203 die **mange** erst im 13. Jahrhundert bezeugt sein soll. Sie kommt doch schon im Alexanderlied und in der Kaiserchronik vor.

Bei Behandlung der «Sitte» finden wir wieder die Ungleichmäßigkeit, daß Kålund die prähistorische Zeit in seine Darstellung einbezieht S. 208 ff., Schultz nicht, S. 253.

Überragt wird vielleicht dies alles von Noreens Geschichte der nordischen Sprachen. Aber ich kann hier nicht darauf eingehen.

Grundriß der germanischen Philologie unter Mitwirkung von K. v. Amira, W. Arndt, O. Behaghel, A. Brandl, H. Jellinghaus, K. Th. von Inama-Sternegg, Kr. Kålund, Fr. Kauffmann, F. Kluge, R. Kögel, R. von Liliencron, K. Luick, A. Lundell, J. Meier, E. Mogk, A. Noreen, J. Schipper, H. Schück, A. Schultz, Th. Siebs, E. Sievers, B. Symons, F. Vogt, Th. Wegener, J. te Winkel, J. Wright herausgegeben von Hermann Paul. I. Band, 2. Lieferung, S. 257—512; II. Band, 1. Abteilung, S. 1 bis 128; II. Band, 2. Abteilung, S. 1—128. Straßburg 1889, K. Trübner.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 41 (1890), S. 440. 441.

Dem in dieser Zeitschrift 1889 [oben S. 370—376] besprochenen ersten Hefte von Pauls Grundriß sind in kurzer Zeit eine Reihe anderer gefolgt, so daß man wohl einen baldigen Abschluß des großen Unternehmens erwarten

darf. In dem Vorliegenden ist Arndts Schriftkunde vollendet I, 257—265, daran schließt sich Sievers' Phonetik I, 266—299, Kluges Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte I, 300—406, Sievers' Geschichte der gotischen Sprache I, 407—416, und der größere Teil von Noreens Geschichte der nordischen Sprachen I, 417—512. Der zweite Band bietet Symons' Heldensage II, 1, 1—64, Sievers' Gotische Literatur II, 1, 65—70, und einen Teil von Mogks Nordischen Literaturen II, 1, 71—128, sodann in der zweiten Abteilung v. Inamas Wirtschaft II, 2, 1—34, und das noch nicht vollendete Recht von Amira II, 2, 35—128.

Das größte Interesse der Fachmänner dürfte unter den verschiedenen Aufsätzen dieser neuen Lieferung wohl Kluges Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte erwecken, da es der erste in Deutschland gemachte Versuch ist, mit Benutzung der in den letzten Jahrzehnten gelungenen Entdeckungen und angestellten Einzeluntersuchungen ein Bild von der urgermanischen Sprache und ihren großen Gruppen zu zeichnen. Daß bei den vielen Kontroversen auf diesem Gebiete die Auffassung Kluges nicht immer mit der seiner Mitarbeiter, Sievers' oder Noreens, in ihren Darstellungen der einzelnen germanischen Sprachen stimmt, ist zu beklagen, war aber kaum zu vermeiden. So scheint Kluge I, 333 mit Recht im Germanischen durchwegs *j*, nicht *i*, nach Konsonanz auch bei vorhergehender langer Silbe anzunehmen, während Sievers I, 411 in der Geschichte der gotischen Sprache an seiner Scheidung von *j* nach kurzer, *i* nach langer Silbe festhält. Oder nach Kluge I, 386 ist der gotische Dativ *daga* aus dem Ablativ entstanden, nach Sievers I, 413 aus dem Lokativ. Dergleichen kommt häufig vor und muß natürlich den Anfänger verwirren. Und für Anfänger ist der Grundriß doch auch bestimmt. Überhaupt hätte für die Erleichterung des Verständnisses und Überblickes mehr getan werden können, vor allem durch chronologische Tabellen, in denen das urgermanische Paradigma hypothetisch in seinen verschiedenen Perioden zur Anschauung

gebracht worden wäre. Das gilt natürlich auch von den Grammatiken der einzelnen Sprachen. Sehr dankenswert ist die Einleitung, in welcher die Beziehungen der germanischen zu den Sprachen der benachbarten Völker dargelegt werden, vor allem die Liste der Entlehnungen aus dem Lateinischen S. 309 ff., ebenso die Verwertung 441 der germanischen Wörter römischer Inschriften, der malbergischen Glosse, denen man sonst nur selten in grammatischen Darstellungen begegnet. Zu bedauern ist die flüchtige Abfassung und schlechte Korrektur des ganzen Abschnittes.

Unter Sievers' Beiträgen ist methodologisch interessant der Versuch, die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zu retten durch eine Scheidung von springendem Lautwechsel, z. B. *brestan* > *berstan*, und Lautwechsel durch allmähliche Verschiebung der Artikulation, nur letzteres könne Lautgesetz genannt werden I, 289 f. In bezug auf Wulfilas Todesjahr weicht Sievers II, 1, 68 mit guten Gründen von Bessell ab und setzt 383 an statt 381. — Eine sehr zweckentsprechende Zusammenstellung ist Symons' Heldensage.

Briefe der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm an Georg Friedrich Benecke aus den Jahren 1808—1829. Mit Anmerkungen herausgegeben von Wilhelm Müller, o. ö. Professor an der Universität Göttingen. Göttingen 1889, Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht. XII und 187 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 41 (1890), S. 441. 442.

Die stattliche Reihe Grimmscher Korrespondenzen erhält durch diese Veröffentlichung einen nach Zahl wie nach Gehalt beträchtlichen Zuwachs, 70 Briefe Jakobs, 7 Wilhelms, größtenteils aus dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts, gerichtet an einen hervorragenden Gelehrten,

der mit den Grimms und Lachmann einen bedeutenden Anteil an der Begründung der germanischen Philologie hat, an den Göttinger Bibliothekar und Professor der deutschen und englischen Sprache, G. F. Benecke. Leider hat sich von den Antworten desselben nichts erhalten.

Der Inhalt ist, wie zu erwarten, fast nur literarisch, Bitten und Anfragen betreffs seltener Bücher, Berichte über neue Erscheinungen auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur, besonders über von der Hagens Schriften, Mitteilungen über eigene Arbeiten, Meistergesang, Altdeutsche Wälder, Edda, Grammatik I, Rezensionen, Bitten um Rezensionen, Erörterungen einzelner Streitfragen. — Einige für die Geschichte der deutschen Philologie nicht unwichtige Resultate und Berichtigungen, welche sich aus diesen Äußerungen ergeben, hat W. Müller S. V zusammengestellt. So ist Jakob der alleinige Verfasser der Rezensionen über Beneckes Bonerius und Köpkes Barlaam, wiewohl diese in Wilhelms kleineren Schriften unter dessen Namen gedruckt sind. Dagegen hat Wilhelm an den Untersuchungen über die Tiersage und Reinhart Fuchs einigen Anteil usw.

Auch aus dieser Briefsammlung sieht man wieder, wie spät J. Grimm Interesse für Grammatik und speziell Lautlehre gewonnen hat. In den ersten Briefen begegnen noch die abenteuerlichsten Etymologien, Edda = Veda S. 38, ja = nein S. 65 u. dergl. Sehr belehrend ist es zu sehen, wie mühsam und allmählich sich Erkenntnisse entwickelten, die in den dreißiger Jahren schon zu den 442 selbstverständlichen Dingen gehören, so über das Possessivum «ihr» S. 93, den Umlaut S. 95, das Suffix *-er* in «Wiener Küche» 100 ff., die mhd. Quantitäten S. 124 ff., die durch Reimsammlungen festgestellt werden. — Eine wichtige literarhistorische Entdeckung, die Tristansage betreffend, hat J. Grimm in einem Briefe von 1810 ausgesprochen, daß der von W. Scott herausgegebene Sir Tristrem im Stoff genau zu Gottfrieds Tristan stimmt, S. 11. Vergl. J. Grimm, Kleinere Schriften VI, 90, Re-

zension des Buches der Liebe von Von der Hagen, aus der Leipziger Literaturzeitung 1812, wo auch auf die nordische Saga verwiesen wird, welche mit Sir Tristrem und Gottfried die gleiche Quelle voraussetzt. — Überrascht wird man S. 159 durch eine hübsche Charakteristik Rabeners, noch mehr S. 184 durch einen politischen Aufsatz J. Grimms, der 1814 im Rheinischen Merkur erschienen ist. Es wird in dem Briefwechsel darauf angespielt und der Herausgeber hat ihn in dankenswerter Weise abdrucken lassen.

Über die Träume in der altnordischen Sagaliteratur. Von Dr. Wilhelm Henzen. Leipzig 1890, G. Fock. 89 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 41 (1890), S. 1003—1005.

Nach einer etymologischen Einleitung, in welcher der Verfasser im Anschluß an v. Bahder «Traum» aus urgermanisch *drau(g)wmós* erklärt (S. 2) und seine ursprüngliche Bedeutung als «Totentraum», d. i. Traumerscheinung eines Verstorbenen, der als Unhold den Schlafenden beunruhigt, definiert, siehe altnord. *draugr*, S. 15, werden die Träume, welche in der altnordischen Literatur vorkommen, nicht bloß der Sagas, wie man nach dem Titel [1004] erwartet, sondern wie billig auch der Poesie, von verschiedenen Seiten bearbeitet. Der darauf folgende I. Teil der Abhandlung beschäftigt sich mit der Auffassung, welche das physiologische Phänomen des Träumens bei dem altnordischen Volke nach den Zeugnissen seiner Literatur erfuhr. Entsprechend dem Glauben an ein vorherbestimmtes, unausweichliches Schicksal sahen die Skandinavier in dem Traum, insoweit er bedeutungsvoll war und der Träumer an Träume glaubte, was einige nicht taten, immer ein Vorbild des Künftigen, nur kam es darauf an, die richtige Deutung aus mehreren möglichen herauszufinden. Da der bedeutungsvolle Traum seiner Erfüllung

vorherging, so konnte sogar die Vorstellung entstehen, daß er das Geschick herbeiführe, S. 25 f.

Im II. Teile werden einzelne Arten von Träumen besprochen: der Fylgjentraum, meist tierische Erscheinungen, welche die Seele eines anderen Menschen, häufiger die eines Feindes als eines Freundes des Träumenden vertreten; der Gegenstandstraum, meist von Waffen, aber auch von Kleidern, Körperteilen, Naturerscheinungen; der Redensart- und Wortwitztraum. Z. B. der kranke König Sverrir träumt: Ein Mann kam zu mir (im Traume) und sagte: «Sverrir! Bereite Dich auf Deine *upprísa* vor», was sowohl auf Auferstehung, als auf das Aufstehen vom Bette gedeutet werden konnte. Oder König Sverrir sieht im Traume ein Feuer *(eldr)*, an dem ein Mann geröstet wird; er hält dies für eine Hindeutung auf Jarl Erling, der schon Spuren von Altersschwäche zeigte *(er þá tók mjök at eldast)*. Der Schluß dieses Teiles handelt dann von der Gabe zu träumen und Träume zu deuten, und von dem willkürlichen Hervorrufen derselben.

Der III. Teil beschäftigt sich mit jenen Träumen, die als ein wirklicher Vorgang aufgefaßt wurden, wie wenn man beim Erwachen noch die geträumte Person im Verschwinden sieht oder dieselbe eine sinnliche Spur ihrer Anwesenheit zurückläßt.

Der IV. und letzte Teil versucht eine historische Entwicklung der Traumerzählungen zu geben.

Bei dem Reichtum der altnordischen Literatur an Traumerzählungen und der Wichtigkeit, welche Träume für das Leben und die poetische Kunst der alten Nordländer unzweifelhaft hatten, muß man dem Verfasser für seine Sammlungen und Untersuchungen gewiß dankbar sein. Als sicheres Resultat ist hervorzuheben, daß die nichtchristlichen Traumerzählungen fast keine Bilder von Verstorbenen darbieten, diese erscheinen vielmehr als *draugar* dem Wachenden S. 29 ff. — und daß auch lebende Freunde und Feinde dem Träumenden sich eher in Tiergestalt als in der ihnen eigenen menschlichen darstellen,

S. 53 f., wo aber die bedeutungsvolle Traumerscheinung von Freunden und Feinden in Menschengestalt mit Unrecht für die heidnische Zeit ganz geleugnet wird. Es ist sehr mißlich, von den Verfassern der Floamanna, der Fostbrœdhrasaga, des Brot af Sigurdharkvidhu S. 79, der Hœnsathorissaga S. 80, der Landnama S. 32 und der S. 68 angeführten Sagas anzunehmen, daß sie «das wahre Wesen der altnordischen Träume verkannt haben» S. 54. 1005

Von guten Beobachtungen und Bemerkungen im einzelnen verweise ich außer dem etymologischen Exkurs über «Traum», der allerdings *draugr* = *truncus* nicht erklärt, in der Einleitung auf S. 41, wo die Eigennamen für Waffen u. dergl. durch treffende Analogien erklärt werden, auf die Ausführungen über den Traum Cædmons und Verwandtes, S. 64 ff., auf die Kriterien für erfundene Träume, welche derjenige, welchem sie zugeschrieben werden, nie wirklich geträumt haben kann, S. 75 f.

Anlaß zu Ergänzungen und Bedenken bietet sich im Verlauf der Abhandlung nicht selten. S. 52 mußten die absichtlichen Träume der Finnen erwähnt werden, Vatnsdœla c. 12. Die Finnen waren ja die eigentlichen Wahrsager und Zauberer der Nordländer. S. 67, wo sich die gute Bemerkung findet, daß Träume, in denen die Wirklichkeit zum Traume wird, aus dem Zustande des Alpdrückens ihre Erklärung finden oder ihren Ausgangspunkt nehmen, hätte der Verfasser mit Nutzen Laistners Sphinx zurate ziehen können.

Daselbst ist auch die Phrase *vaknađi Hrólfr ok eigi viđ góđan draum* mit Unrecht wörtlich verstanden, als ob Hrolfr, der sich beim Erwachen gefesselt findet, wirklich vorher geträumt hätte, daß er gefesselt werde. — 30 f. 79 wird die Vision in der zweiten Helgakvidha Hundingsbana, wenn auch mit einigem Bedenken, zu den Träumen gerechnet. Es ist nur eine Vision, eine Erscheinung, welche die wachende Sigrun hat. — Ob der Verfasser das sehr reiche Material, siehe z. B. *draumar* im Index der Fornmanna Sögur, vollständig ausgenutzt hat, ist leider

nicht zu ersehen, da er immer nur Proben mitteilt oder Zahlen, welche der Leser nicht kontrollieren kann. — S. 59 begegnet die falsche Form *vala* st. *vǫlva.*

Einen beinahe erschreckenden Eindruck macht es, wenn der Verfasser S. 88 von der «zyklopischen Poesie der Thrymskvidha» spricht.

R. Wossidlo, Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. I. Teil. Beigabe zum Programm des Gymnasiums zu Waren. Ostern 1890. Leipzig, G. Fock. 4°, 18 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 42 (1891), S. 619. 620.

Obwohl Worte wie Kehraus und Suchenwirt seit dem zweiten Bande von Grimms Grammatik schon oft gesammelt und besprochen worden sind, bietet das vorliegende Programm doch eine sehr dankenswerte Nachlese auf niederdeutschem, speziell mecklenburgischem Sprachboden und zumeist aus der Volkssprache. Die Sammlung ist nach der Art der Wortbildung geordnet: Imperative mit einem Präpositionaladverbium wie *kumaf* (Abkommen), *stabi* (Helfer), *krupin* (ein Kleidungsstück), *kummit* (Branntwein), *kieköver* (ein erhöhter Platz), *gato* (ein dreister Mensch), *fallüm* (das Umfallen), *krupunder* (ein kleiner Mensch), *fretup* (ein Vielfraß), *kruput* (ein Spiel), *stavör* (eine starke Person), *slukweg* (ein Fresser), — Imperative mit einer Präpositionalformel *kiek achter'n aben* (Topfgucker), *klauer an de wand* (Branntwein), *bräk daern tun* (Schwein), *fall in'n graben* (ein baufälliges Haus), *fall över'n tun* (ein plumper Geselle), *kiek üm de eck* (Müßiggänger), *kik up'n disch* (ein Kind), *kiek ut de dör* (ein Kaufmann), — Imperative mit andern als präpositionalen Adverbien: *holtfast* (Anhalt), *marschiersacht* (Laus), *striedewiet* (der große Schritte macht).

Aber eine Einteilung nach der begrifflichen Seite hin scheint mir nicht weniger notwendig und dürfte am ersten

zu einer Erklärung der im Deutschen wie in romanischen Sprachen sehr verbreiteten Wortbildung führen. Dem gewöhnlichen Gebrauch des Imperativs als eines an lebende Wesen gerichteten Befehls stehen am nächsten Eigennamen, welche die einem Menschen oder Tiere eigentümliche Handlungsweise in der Form des Befehls ausdrücken: *Fassan*, *Packan*, *Suchenwirt*. Kinder und phantasievolle Menschen aber sprechen auch leblose Gegenstände wie belebte an: es werden demnach auch Sachen imperativisch nach den ihnen vorzugsweise zukommenden Eigenschaften benannt: *smietum* (ein starker Wein), *stötüm* (Branntwein), *helpup* (ein Bettquast, der dem Kranken aufhilft, an dem er sich aufhilft), *hüppup, hackup* (ein Gespenst, das sich einem auf den Rücken schwingt), *iahnup* (ein Melkeimer), *klappop* (Ring am Milcheimer), *klimmup* (Efeu), *stikkup* (eine Pflanze), *kiekut* (das Leder am Schuh, welches über die Schnalle hervorsieht), *krüemel an de wand* (Zittergras), *hack an'n jung* (eine Pflanze), *kiek dör'n tun* (eine Pflanze), *krup dör 'n tun* (eine Pflanze), *danz in de bütt* (eine Speise), *fall in'n graben* (ein baufälliges Haus), *kiek int land, kiek in de see, kiek in de Elw* (Ortsnamen), *sta in de ribben* (derbe Kost), *hollfast* (Eisenkramme), *hurrakummwedder* (Abführmittel).

Aber nicht nur Konkreta werden auf die genannte Weise bezeichnet, auch Handlungen und Zustände, so daß die Imperativformel einem substantivierten Infinitiv gleichkommt: *kumaf* (Abkommen), *fangan* (Anfang), *rögan* (Anrühren, *he deiht nich rögan*), *spräkan* (Ansprache), *tengan* (Anfang), *kiekin* (das Hineinblicken, kurzer Besuch), *fallüm* (Umfallen), *passup* (Aufpassen), *sladrup* (Prügel), *kihrut* (das Beenden einer Sache), *fretut* (Fressen), *ritut* (Ausreißen), *kehrwieder* (Wiedersehen), *frittup* (Schmauserei), *kumm hurtig, schnelle komm raus* (Diarrhöe), *sprick anners, dat is 'n sprick anners* (das ist eine andere Rede, Sache). 620

Bei einer andern großen Gruppe hiehergehöriger Worte wird der Begriff des Verbums, von dem der Imperativ herstammt, nicht dem durch die Formel bezeichneten

Gegenstand oder Zustand, sondern Menschen zugeschrieben, welche mit diesem Gegenstand, der auch ein lebendes Wesen sein kann, oder Zustand in Berührung, Beziehung kommen: *hollbie*, *spräkan* (Wirtshaus), *stabi* (Handstock), *fatan* (Handhabe), *kumher*, *dat is'n ander kumhär* (das läßt sich eher hören), *krupin* (ein Kleidungsstück), *kummit* (Branntwein), *Gehrum* (Name eines Dorfes, das nur auf einem Umweg zu erreichen ist), *rörüm* (Rühreier), *dukunder* (Wirtshaus), *flegup* (Salmiakgeist, der den an ihm Riechenden in die Höhe schnellen macht), *hankup* (ein Mann zum Aufhängen gut), *lickup*, *sammelup* (Gesindel), *sluckup*, *snappup* (etwas Weniges an Speisen), *snappup* (Rotz an der Nase), *schufut* (Schublade, Schübling), *tummel op'n misten, klauer an de wand, krabbel an de wand* (Branntwein), *spring in't geld* (Glücksfall), *stipp in't döppken* (ein Kinderspiel), *stipp in't gatt* (eine Speise), *kiek över de dör* (eine nachlässig zubereitete Speise, bei der die Köchin Zeit hat, über die Tür zu sehen), *wutsch üm de eck* (Diarrhöe), *hollfast* (Anhalt), *stahfast* (Wirtshaus), *geschwinde mache fort*, *snellemakfort* (Diarrhöe), *krup bi siet* (ein Versteckspiel). Oft sieht es bei diesen Bildungen aus, als wäre der Imperativ dem bezeichneten Gegenstand oder Zustand in den Mund gelegt und der Angesprochene der Mensch, welcher zu dem Bezeichneten in Beziehung tritt. Das Wirtshaus ruft dem Wanderer zu: *hollbie*, der Branntwein seinem Kunden: *tummel op'n misten.*

Vereinzelt sind Bildungen wie *fallut* (Ausplauderer, aus dem alles herausfällt) — der Begriff des Verbums bezieht sich auf den Gegenstand, mit welchem die bezeichnete Person zu tun hat —, *hackin hackut, dat geiht hakut hakin* (ungerade, bald aus-, bald einwärts) — hier ist die Bedeutung des Kompositums eine adverbiale —, oder *holl dinen swigstill*, wie es scheint, eine scherzhafte Mischung von «Schweig still» und «Halt deinen Mund».

Deutsche Chroniken und andere Geschichtsbücher des Mittelalters herausgegeben von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Fünften Bandes erster Teil. Ottokars österreichische Reimchronik. Erster Halbband. Hannover 1890, Hahn'sche Buchhandlung. — Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum edidit societas aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi. Scriptorum qui vernacula lingua usi sunt tomi V. pars I. Hannoverae impensis Bibliopolii Hahniani MDCCCLXXXX. — Ottokars österreichische Reimchronik. Nach den Abschriften Franz Lichtensteins herausgegeben von Josef Seemüller. 621 Erster Halbband. Hannover 1890, Hahn'sche Buchhandlung. 4^0, 720 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 42 (1891), S. 620–622.

Obwohl es vor dem Erscheinen des zweiten Halbbandes, welcher neben dem Rest des Textes, V. 53867 bis zum Schluß, die Einleitung und die Register bringen soll, nicht möglich ist, ein allseitig begründetes Urteil über das vorliegende Werk zu fällen, so scheint es mir doch angemessen, die Leser dieser Zeitschrift, sowohl Germanisten als Historiker, auf diese sehr bedeutsame Erscheinung und Leistung aufmerksam zu machen, durch welche ein wohl unterrichteter und belesener Geschichtsschreiber des 13. Jahrhunderts, zugleich ein eigenartiger, begabter und gebildeter Schriftsteller, unserer Kenntnis und Würdigung ganz unvergleichlich näher gebracht wird, als dies bis jetzt der Fall war.

Denn vor Seemüller war man auf die Pezsche Ausgabe beschränkt, welche zwar für ihre Zeit sehr verdienstlich, doch längst nicht mehr weder dem Historiker noch dem Sprachforscher genügt, abgesehen davon, daß erst in neuerer Zeit viel handschriftliches Material hinzugekommen ist, welches Pez unbekannt war. So ist es natürlich, daß

die Gesellschaft für deutsche Geschichtsforschung, nachdem sie angefangen ihre Tätigkeit auch deutschen Geschichtswerken zuzuwenden, neben den sächsischen Geschichtserzählungen des 13. Jahrhunderts, der Kaiserchronik, den Werken Enenkels, bei denen die Verhältnisse meist ähnlich lagen wie bei Ottokar, auch eine allen gegenwärtigen Anforderungen entsprechende Ausgabe dieses letzteren ins Leben zu rufen bedacht war. Mit dieser Aufgabe wurde zuerst Franz Lichtenstein betraut, dem es aber vor seinem frühen Tode nur vergönnt war, die nötigen Abschriften zu machen und die Vergleichungen vorzunehmen. Nach ihm wurde die Arbeit Seemüller übertragen, von dem allein die vorliegende Textgestalt und die historischen, literaturgeschichtlichen und philologischen Anmerkungen herrühren, welche denselben begleiten.

Über die Beurteilung und Verwertung der Handschriften, sowie über die von Seemüller durchgeführte Orthographie erlaube ich mir nicht zu urteilen, bevor die Einleitung erschienen ist, in welcher über diese Punkte Rechenschaft gegeben werden soll. Ich verspare deshalb auch eine Besprechung jener im Verhältnis zu dem Umfange des Werkes nicht zahlreichen Stellen, an welchen mir der ursprüngliche Ausdruck nicht getroffen scheint, auf spätere Zeit. Aber schon jetzt kann man sagen, daß der philologische Teil von Seemüllers Arbeit ein sehr gelungener ist. Der kritische Apparat ist trotz der vielen Buchstaben und Zahlen klar und übersichtlich, — man vermißt höchstens Angabe der für jede Seite benutzten Handschriften durch Anführung ihrer Siglen in margine — die Interpunktion, welche bei dem oft recht lockeren Satzbau Ottokars mitunter Schwierigkeiten, noch öfter Zweifel bereitet, weil erst die genaueste Erfassung des Zusammenhanges zwischen zwei Möglichkeiten den Ausschlag gibt, ist äußerst sorgfältig behandelt, und die Überlieferung, welche auch, wo sie übereinstimmt, nicht immer das Ursprüngliche bietet, oft glücklich gebessert. Über die reichen Anmerkungen, welche das Verhältnis Ottokars

zur zeitgenössischen und älteren Geschichtsschreibung beleuchten, steht das Urteil allerdings zunächst bei den Historikern, aber das kann jeder sehen, daß Seemüller die historische Literatur mit ungemeinem Fleiße durchforscht und vielfach die unmittelbaren Quellen neu nachgewiesen hat, obwohl hier gerade die Untersuchungen der Historiker, vor allem Hubers und Bussons viel vorweggenommen hatten. Aber die Anmerkungen beziehen sich nicht ausschließlich auf die Chroniken und Urkunden, welche Ottokar gekannt haben mag, sie zeigen auch die große Belesenheit dieses Epigonen in den Werken der klassischen Periode, eine Belesenheit, die nach der Manier der Zeit bis zum Plagiat ging, wie schon Lachmann gesehen und in neuerer Zeit Henrici weiter ausgeführt hat, Zeitschrift für deutsches Altertum XXX, 195 ff. Aber nicht weniger als Hartmann hat Wolfram auf Ottokar gewirkt; siehe Seemüller zu 33073. 45316. 47030. 47657, vergl. auch 17992. 22817. 38898; außerdem kennt er den deutschen Cato, zu 16099, Enenkel, zu 25592, auch Gottfrieds Tristan, 19920, Strickers Amis, 11477. 59141 und viele andere. Auffällig bei dieser Belesenheit ist, daß der ziemlich reizlose Stil Ottokars fast gar nicht durch die alten Dichter beeinflußt ist, so oft er auch ihre Phrasen ausschreibt, selbst da nicht, wo er den entschiedensten Eindruck auf seine Leser machen will, so in dem leidenschaftlichen Gebet für Accon 49414 ff., in der großen Fluchrede an König Philipp IV. von Frankreich 63486 ff., oder in den höhnischen Invektiven gegen den von ihm aufrichtig gehaßten Abt Heinrich von Admont 54885 ff.

Eher möchte man in seiner humanen, auch gegen die Heiden billigen Gesinnung eine Nachwirkung der Blütezeit sehen, 16387. 24346. 52451. — 45305 ff. beruft er sich auch für die Wertschätzung der Heiden, edler Sarazenen, ausdrücklich auf Wolframs Willehalm.

Zu den Zeugnissen für die deutsche Heldensage, welche schon W. Grimm unter N. 73 seines Buches gesammelt hat, trägt Seemüller 4667 noch eine allerdings

nicht recht verständliche Anspielung auf Horand nach, und durch eine sehr hübsche und gelungene Erklärung von 13381, siehe auch 65274, eine andere auf Wolfdietrich D III 54 ff.

Möge es dem unermüdlichen Herausgeber bald gegönnt sein, den zweiten Band, dessen Text mir übrigens schon bis V. 72732 vorliegt, bald abzuschließen und dadurch uns eine Fülle von Belehrung und Anregung, sich selbst aber jene aufatmende Erleichterung und Befreiung zu verschaffen, welche dem wohl zu gönnen ist, der einen altdeutschen Text von 100000 Versen gesäubert und hergestellt hat.

Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Fünfter Band, zweite Abteilung. Berlin 1891, Weidmannsche Buchhandlung. 8°, 359—417 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 43 (1892), S. 44—55.

Was Rödiger und Ranisch unter diesem Titel veröffentlicht haben, ist keineswegs als die Redaktion eines von Müllenhoff herstammenden Entwurfes zu betrachten, der von diesem als ein Teil seiner Altertumskunde gemeint gewesen wäre, und zwar als derjenige, der auf V, 1 folgen sollte. Es ist sogar recht zweifelhaft, ob Müllenhoff Untersuchungen wie die vorliegenden an irgendeiner Stelle seines großen, weit- und vielräumigen Werkes anzubringen gedachte. Gleichwohl muß man den Herausgebern dankbar sein, daß sie aus dem Kollegienhefte Müllenhoffs und Nachschriften desselben durch seine Zuhörer eine inhaltlich zusammenhängende Reihe von Abhandlungen gewonnen haben, welche überall das lebhafte Interesse aller Fachgenossen erregt hätten und als zweite Hälfte des fünften Bandes der Altertumskunde sich vortrefflich an die Behandlung der mythologischen Eddalieder anschließen. Sie bilden nämlich einen Kommentar zu den Heldenliedern der Edda mit besonderer Rücksicht auf höhere Kritik und Sagengeschichte. Doch wird von den Herausgebern nur

mitgeteilt, was sich auf die Nibelungensage bezieht; die Helgilieder, sowie die der Ermanarichsage angehörigen bleiben ausgeschlossen, ebenso jene, welche schon in der ersten Abteilung des fünften Bandes behandelt worden waren, so Gripisspa und Sigrdrifumal.

Diese erklärenden Beschreibungen der altnordischen Nibelungenlieder sind von größtem Werte und bedeuten in bezug auf den zweiten Teil der poetischen Edda wenigstens nach einigen Richtungen einen ähnlichen Fortschritt unserer Erkenntnis als Müllenhoffs Behandlung der Völuspa, der Havamal, Grimnismal usw. für den ersten. Sie zeigen alle Vorzüge von Müllenhoffs geistiger Eigenart: die vollkommene Beherrschung des Stoffes, so daß ihm nicht nur alle sachlichen und formellen Parallelen der Edda, sondern auch aller übrigen Quellen der Heldensage überall zu Gebote stehen, das philologische und poetische Feingefühl, welches jeden Sprung, jede Unklarheit, jeden Widerspruch, jeden Wechsel des Tones bemerkt, und die Kraft der Kombination, welche die einzelnen Erscheinungen mit anderen oder mit allgemeinen Beobachtungen verbindet und sie dadurch zwingt, über ihre Bedeutung und Entstehung Auskunft zu geben. Daß dies nicht überall gelingt, ist natürlich, und nicht selten scheint mir Müllenhoff aus einzelnen poetischen Tatsachen, die verschiedene Er- 45 klärungen zulassen, zuviel und zu einseitig geschlossen zu haben. Die Beobachtung dieser Tatsachen ist aber fast durchweg richtig, zum großen Teile neu und verdient immer die genaueste Erwägung. Das wird sich hoffentlich aus der folgenden Besprechung ergeben.

S. 361. Zu Reginsmal. «Loki fragt nach dem Namen des Fischleins und verlangt als Haupteslösung sein Gold (V. 1). Andvari will ausweichen, er nennt seinen und seines Vaters Oin Namen, sucht sich aber als ein armes, elendes Wesen darzustellen. Doch Loki läßt sich nicht so leicht täuschen, sondern fragt mit einer gewissen Anlehnung an die gnomische Dichtung 'welche Vergeltung empfangen der Menschen Söhne, wenn sie sich an den Worten ver-

wunden?' d. h. lügen (V. 3). Um seine Wahrhaftigkeit aufs stärkste zu beteuern, nennt Andvari als Strafe der Lüge die, welche wir sonst nur als Strafe des Meineids kennen.» Diese Erklärung der auf den ersten Blick befremdenden mythologischen Frage und Antwort ist gewiß fein und richtig. Nur ist eine *gedda* kein Fischlein, sondern ein Hecht, und die Frage Lokis ist veranlaßt durch die Phrase, welche Andvari braucht, um sein Leben in Fischgestalt zu schildern:

aumlig norn skóp oss í árdaga,
at ec skylda í vatni vaþa.

Dies «im Wasser waten» erinnert Loki an die Strafe der Lügner.

S. 363. Regin sagt nach Lyngvis Tod von ihm V. 26[1]:

Nú er blóþugr ǫrn bitrom hjǫrvi
bana Sigmundar á baki ristinn.
øngr er fremri, sá er fold ryþi,
hilmis arfi, oc hugin gladdi.

Müllenhoff meint, da die erste Strophenhälfte von Lyngvi spreche, müsse, da nicht ausdrücklich das Gegenteil angegeben ist, auch die zweite von ihm handeln; das sei aber höchst unpassend, da Regin doch nur Sigurdh, aber nicht Lyngvi über alle Helden stellen wolle. Er schlägt danach vor *þeim er* für *sá er* zu lesen, was eine Beziehung auf Sigurdh erlaube. Aber dann wäre der Konjunktiv *ryþi* unverständlich. Es ist auch gar nicht notwendig, daß Regin in dieser Strophe ein Lob Sigurdhs anbringen wollte. Warum nicht Sigmunds, der in der ersten Hälfte derselben genannt worden war? Allerdings hat R das Präsens *øngr er fremri*, aber die Nornagestsaga bietet gewiß das richtige mit dem Präteritum *var*, das Jonsson auch in den Text gesetzt hat.

S. 364. Fafnismal. Fafnir sagt V. 16:

einn rammari hugđomk ǫllom vera,
fanka ek marga mǫgo.

[1] Die Strophenzahlen beziehen sich in dieser Rezension wie bei Müllenhoff auf Bugges Ausgabe.

Müllenhoff übersetzt die letzte Langzeile: «nicht fand ich so (d. h. während ich auf der Heide lag) viele Männer, oder: so starke wie ich, oder am besten: wie dich». Aber wenn man, wie es gewöhnlich und mit Recht geschieht und auch Müllenhoff tut, *svá* vor *marga* ergänzt, so erhält man eine poetisch-charakteristische Form der bekannten Phrase: *ek fann eigi svá marga mǫgo, at ek eigi hygđomk ǫllom rammari* . . siehe Atlamal V. 61: *lifira svá lengi, lǫskr mun hann sé heitinn.* 46

S. 365. Den Streit zwischen Regin und Sigurdh V. 24 ff. scheint mir Müllenhoff nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben, wenn er vorschlägt V. 28—31 sofort hinter V. 25 zu setzen. In den Strophen 24. 25. 26 handelt es sich um den intellektuellen Urheber der Tötung Fafnirs, in den folgenden 27—31 um das Verdienst, das mit dieser Tötung als Waffentat verknüpft ist. Wenn Regin V. 25 sagt:

bróđur minn hefir þú benjaþan,
ok veld ek þó sjalfr sumo

und Sigurdh darauf antwortet: «Du hast mich dazu aufgereizt», so ist es klar, daß Regin Sigurdh einen wenn auch schüchternen Vorwurf macht. Er gibt zu, daß er, Regin, zum Teil selbst daran Schuld trage, während Müllenhoff meint, Regin rühme sich hier, teil an dem Verdienste Sigurdhs bei der Ermordung Fafnirs zu haben. Daß dies nicht die Meinung der Schlußzeile von V. 25 ist, geht aus V. 26 hervor, in der Sigurdh die Schuld an der Ermordung nicht zum Teile, sondern ganz Regin zuschreibt; er habe Fafnir nur getötet, weil ihn Regin dazu aufgereizt habe.

Ähnlich sagt Atli in den Atlamal V. 68:

morginn er nú, Guđrún, mist hefir þu þér hollra,
sums ertu sjalfskapa, at hafi svá gengit.

Auch hier liegt das Hauptgewicht auf der Schuld. Während Atlamal V. 91 sich Gudhrun auf eine Weise, wie sie Müllenhoff für Regin annimmt, rühmt, neben Hniflung Anteil an der Ermordung Atlis gehabt zu haben:

Látomk því valda, er líþr þína ævi,
en sumo sonr Hǫgna, er þik sár mæþa.

Wenn also V. 25 von der Schuld an der Tötung Regins handelt, so gibt dies einen Fingerzeig zur Auffassung der vorhergehenden V. 24. Sigurdh lehnt erst das Kompliment Regins, daß er der kühnste «*óblauþastr*» aller Männer sei, ab und fährt fort:

margr er sá hvatr, er hjǫr né rýfr
annars brjóstom í.

Das ist offenbar eine Anspielung auf Regins Benehmen während der Tötung des Drachen. Regin hat nicht mitgeholfen, nur durch aufreizende Worte an Sigurdh, nicht durch Waffen seine Feindseligkeit gegen seinen Bruder 47 Fafnir gezeigt. *Hvatr* muß, wenn es richtig überliefert ist, allerdings etwas anders gefaßt werden als gewöhnlich, nicht «schnell», «kühn», sondern «feindselig», «gefährlich». Durch diese Worte gereizt beginnt dann Regin V. 25 sich zu erinnern, daß der von Sigurdh Ermordete doch sein Bruder war usw.

V. 28 paßt in der Tat nicht nach 27; aber Jonsson nimmt wohl mit Recht eine Lücke zwischen den beiden Strophen an, in der einmal der Anfang des zweiten Streites zwischen Regin und Sigurdh, um das Verdienst bei der Tötung Fafnirs, gestanden habe.

S. 366 sagt Müllenhoff, das handschriftliche *harliga* V. 30 dürfe man nicht mit Grundtvig als *harđla* von *harđliga* auffassen, sondern es stehe für *hvarliga* (ubique). «Wenn das Wort auch in der alten Literatur nicht belegt ist, so konnte es doch jeden Augenblick nach zahlreichen Analogien gebildet werden.» Ich glaube nicht, daß Müllenhoff diesen höchst bedenklichen Ausspruch hätte drucken lassen.

Da jetzt in der Reihe der Eddalieder vor den Nibelungen die Sigrdrifumal folgen, so will ich nur im Vorübergehen bemerken, daß ich Müllenhoffs, Altertumskunde V, 161 f., und Symons' Auffassung von V. 20 ff. in der

Zeitschrift für deutsche Philologie XXIV, 19 für entschieden verfehlt halte.

Nú scaltu kjósa, allz þér er kostr um boþinn,
hvassa vápna hlynr!
sǫgn eþa þǫgn; hafþu þér sjalfr í hug.
ǫll ero mein of metin.
21 Munka ek fløja, þótt mik feigan vitir,
emka ek meþ bleyþi borinn,
ástráþ þín ek vil ǫll hafa,
svá lengi sem ek lifi.

Müllenhoff wie Symons meinen, daß es sich hier um Liebe und Ehe zwischen Sigurdh und Brynhild handle. Wenn Sigurdh nach V. 20 *sǫgn* oder *þǫgn* wählen solle, so heiße das, er solle sich entscheiden, ob er der eben ihm zur Braut bestimmten Jungfrau entsagen oder ob er ihr ewige Treue schwören wolle. Aber *sǫgn* und *þǫgn* kann niemals Annahme und Ablehnung bedeuten. Ebensowenig als *ástráþ* in V. 21 je Heirat heißt: es bedeutet «freundliche Ratschläge». Symons wundert sich, wie Sigurdh zur Anhörung derselben Mut brauche. Aber Sigurdh sieht voraus — d. h. der Dichter leiht ihm seine Kenntnis —, daß Sigrdrifa bei diesen *ástráþ* ihm in bezug auf sein künftiges Leben Trauriges prophezeien werde, wie es ja in der Tat geschieht V. 37. Es ist also eine ganz ähnliche Situation wie Gripisspa V. 20 ff.

S. 368. Brot af Brynhildarkvidhu oder Sigurdharkvidha en meiri. Es ist gar nicht nötig, mit Grimm, Simrock und Müllenhoff V. 5, die in der Handschrift hinter V. 11 steht, von ihrem Platze zu verrücken, im Gegenteil, sie paßt nur dort.

Soltinn varþ Sigurþr sunnan Rínar, 48
hrafn at meiþi hát kallaþi:
ykr mun Atli eggjar rjóþa,
muno vígská of viþa eiþar.

Das ist keineswegs Erzählung des Dichters, sondern Rede Gudhruns im Anschluß an V. 11, wo sie Gunnar

als Mörder verflucht und Rache voraussagt. Dies wird nun in unserer Strophe ausgeführt. «Fern von hier habt ihr Sigurdh erschlagen, aber hier [?] hat der Rabe euch beim Heimreiten zugerufen, daß Atli euch töten werde.» Siehe V. 13, in der Gunnar darüber nachdenkt:

hvat þeir í bǫrvi (Hs. *bǫþvi*) *báþir sǫgðo,*
hrafn ey ok ǫrn, er þeir heim riþo.[1]

Er konnte es nicht verstehen, wohl aber Gudhrun, die, wie die Prosa nach V. 19 sagt, «von Fafnirs Herz gegessen hatte» und dadurch die Vogelsprache verstand. Diese Angabe der Prosa ist also gar nicht so «wunderlich», wie Müllenhoff S. 371 meint.

S. 369. Auch die Vermutung, V. 11 habe einmal unmittelbar hinter V. 7 gestanden, Gudhrun spreche also in ihr Hagen an, der in V. 7 sich des Mordes gerühmt hatte, und darauf sei V. 10 gefolgt, die Rede Brynhilds, ist unbegründet. Müllenhoff meint, diese Abfolge werde durch die Eingangsworte von V. 10 angedeutet:

Hló þá Brynhildr — bør allr dunþi —
eino sinni af ǫllom hug.

einu sinni heiße nämlich «zugleich mit Gudhruns Worten». *einu sinni* heißt aber nie «zugleich», immer nur «einmal», Fafnismal 10, 4, oder «da», mitunter kann man es durch «plötzlich» wiedergeben, Hymiskvidha V. 35, Gudhrunarkvidha I, 14.

S. 371. Gudhrunarkvidha I. Von diesem Gedichte hat Müllenhoff eine recht ungünstige Meinung. Aber sie beruht zum Teil auf unrichtigen Voraussetzungen. Er sagt: Gullrönd, die Tochter Gjukis, ziehe die Decke vom Haupt Sigurdhs weg und wende sein Antlitz Gudhrun zu, V. 13; «dann starrt Gudhrun betrachtend auf des Gatten Leiche (V. 14). Sie sinkt aufs Lager zurück, ihr Haar löst, ihre Wange rötet sich, 'aber ein Regenschauer von Tränen rann nieder über die Knie'» (V. 15). Bei dieser Übersetzung nimmt er mit Recht daran Anstoß, daß die

[1] [Brot af Sig. B. 5.]

Tränen Gudhruns, welche eben auf das Lager zurückgesunken ist, über ihre Knie hinabfließen sollen. Aber daran ist der Dichter unschuldig. Gullrönd hat nicht das Antlitz Sigurdhs Gudhrun zugewendet *vatt vengi fyr vífs knjám*, das Neutrum *vengi* ist nicht gleich dem Maskulinum *vangi (gena)*, sondern ist ein Kissen, dasselbe, das V. 15 als *bólstr* erwähnt wird. *Þá hné Guðrún hǫll við bólstri.* Sie sinkt nicht auf das Lager zurück, sondern vorwärts auf das Kissen, das ihr Gullrönd zum Daraufknien gereicht hatte.

S. 374. Sigurdharkvidha en skamma. Auch dieses Gedicht wird von Müllenhoff, der in ihm einen echten Kern, ungefähr dreißig Strophen, mit vielen Interpolationen sieht, 49 siehe S. 387, vielfach ungerecht beurteilt.

Die ersten fünf Strophen sind nach ihm echt, was folgt, entspreche aber nicht den Andeutungen, welche sie geben.

V. 4 schildert das keusche Beilager Sigurdhs und Brynhilds, V. 5 «beteuert die völlige Unschuld Brynhilds» mit dem Schluß: «dazwischen traten grimme Nornen». Nach dieser Ankündigung fordert Müllenhoff, müsse unmittelbar ausgeführt werden, wie die grimmen Nornen dazwischentraten. Diese Forderung ist auch bei Müllenhoffs Voraussetzungen unberechtigt, aber noch mehr, wenn man den Inhalt von V. 5 näher erwägt. Sigurdh hat Brynhild nicht berührt und sie wundert und kränkt sich darüber, da sie sich doch von jedem Makel — körperlichem und sittlichem — rein wisse. Aber grimme Nornen haben es verhindert, daß er bei ihr schlief wie bei seiner Frau. Nämlich die mit Gunnar getauschten Eidschwüre Sigurdhs, der zwar in seinem eigenen Namen und in seiner Gestalt Brynhild heiratete — von einem Gestaltentausch, wie Gripisspa V. 39, weiß unser Lied nichts, obwohl ihn Müllenhoff S. 390 für dasselbe annimmt —, weil sie nur ihn haben wollte, V. 38. 39, mit ihr das Brautbett bestieg, aber sie unberührt, wie ausgemacht, Gunnar übergab; so muß man nach dem Inhalte des ganzen Liedes annehmen;

siehe Friedberg, Eheschließung S. 90.[1] Die Nornen haben also ihr Werk schon getan.

Wenn Brynhild Sigurdh gewählt und als Sigurdh geheiratet hat, dann von ihm verschmäht und an Gunnar abgetreten ward, während Sigurdh Gudhrun heiratet, so ist die Schilderung ihrer Eifersucht auf Gudhrun, welche Müllenhoff nach der vorausgehenden Einleitung nicht erwartet, S. 374, doch sehr wohl begründet. Sie liebt Sigurdh und gönnt ihn Gudhrun nicht. Wenn sie V. 6 sagt:

Hafa skalk Sigurđ, eþa þó svelta,
mǫg frumungan mér á armi,

so ist nichts zu ändern, obwohl auch Bugge und Jonsson *svelti* für *svelta* einsetzen[2], noch ein ungeschickter Ausdruck für den Gedanken «entweder ich muß ihn haben oder er muß sterben» anzunehmen. Sie liebt ihn so sehr, daß sie glaubt sterben zu müssen, wenn sie ihn nicht besitzt. — Unbegreiflich ist es mir, wie Müllenhoff die erste Zeile der nächsten Strophe V. 7 *orþ mæltak nu — iþromk eptir þess* wunderlich und unklar nennen mag, S. 375. Brynhild bereut ihre ehebrecherischen Gelüste.

S. 378. Gewiß richtig ist die Annahme, daß die oft zitierte Kürze der Darstellung von Sigurdhs Tod

50 V. 21 *Dælt var at eggja óbilgjarnan:*
stóþ til hjarta hjǫrr Sigurþi

[1] [H. Sachs, Titus und Gisippus. Francesca da Rimini, s. Philalethes zu Dante Inf. c. 5. Ehe durch Prokuration mit Schwert dazwischen: Grimm RA. 169. 170, Edzardi Volsungasaga S. 133. S. meine Nibelungensage 25, Syvard og Brynh. þiđr. s. c. 226, Shakespeare Henry VI., II, 1. Akt, Sc. 1. — Winternitz Denkschriften der Wiener Akademie XL, I, S. 25: drei Tage nach der Hochzeit schlafen mit Stab zwischen sich auf dem Boden, Keuschheit, Beischlaf am 4. Tag. S. 26. 86. 88. 92 ἀπαύλια, Tobiasnächte — Parzival Condwiramurs.]

[2] Nach der phototypischen Ausgabe ist *svelti* in *svelta* gebessert. Unter dem letzten Teile von *a* soll noch ein von derselben Hand herrührender, schwach hervortretender Punkt stehen, der nach der Meinung der Herausgeber die Besserung fortschafft und das ursprüngliche *svelti* wiederherstellt. Die Existenz und Bedeutung dieses Punktes scheinen mir zweifelhaft.

nur Schuld der Überlieferung sei.[1] Aber anstatt in V. 21 einen Einschub zu sehen, der eine alte ausführlichere Darstellung, etwa wie in der Völsungasaga Kap. 30, verdrängt habe, scheint es mir einfacher, mit Jonsson zwischen beiden Langzeilen der V. 21 eine Lücke anzunehmen, so daß der zweite Vers ein Rest jener Darstellung sei. Etwa: Gudhorm beschlich den schlafenden Sigurdh und stach mit dem Schwert nach ihm oder schleuderte es auf ihn, so daß es in Sigurdhs Brust stak. Dabei hätte der Dichter gesagt oder angenommen, daß das Ehebett in einem Alkoven, einem Verschlag stand. Das würde V. 22 *Rép til hefnda hergjarn í sal* erklären. Sigurdh tritt vom Bett mit einem Schritt hinaus in den Wohnraum, schleudert das Schwert nach Gudhorm und sinkt wieder zurück ins Bett; siehe V. 25 *reis upp viđ beþ.*

S. 380. «Man fragt verwundert, wie Gunnar nach V. 15 ff. dazu komme, (in V. 31. 32) Brynhild so heftig anzufahren, da er doch der Zumutung Brynhilds in V. 13 (Sigurdh zu ermorden) nichts entgegensetzte und sogleich zum Morde entschlossen war, um Brynhild und ihre Schätze zu behalten.» Der Grund ist doch sehr deutlich. Seine nachträgliche Eifersucht auf Sigurdh ist erregt, er sieht an dem Erbleichen Brynhilds, daß sie trotz ihres Jubels bei der Todesbotschaft Sigurdh liebt.

S. 381. Brynhild sagt zu Gunnar V. 35:

Né ek vilda þat, at mik verr ǽtti
áþr þér Gjúkungar at garþi riþot
þrír á hestom þjóþkonungar.

«Der Ausdruck ist jedesfalls schief, denn Brynhild will ja keinen der Gjukunge zum Gemahl.» Aber das sagt sie ja nicht, sondern: Vor dem Zeitpunkte, als du Gunnar und dein Bruder Högni zu mir kamt, dachte ich nicht daran, einen Mann zu nehmen. Damals aber wohl, denn Sigurdh war mit euch.

[1] [Aber s. Atlam. 89].

In Visa 37 findet Müllenhoff ein unvollständiges Dilemma:

þá var á hvǫrfon *hugr minn um þat,*
hvárt ek skylda vega *eþa val fella.*

Aber weder *hvárt* noch *eþa* weisen im Altnordischen notwendig auf ein Dilemma. Brynhild sagt: ich war im Zweifel, ob ich nicht wieder Walküre werden sollte; siehe Oddrunargratr V. 16. Jonsson konjiziert ganz überflüssig für den ersten Halbvers der zweiten Zeile *skyldak ver eiga.* Das Dilemma liegt nur in Brynhilds Gedanken, nicht im sprachlichen Ausdruck.

Auch in bezug auf V. 39 kann ich Müllenhoff nicht beistimmen, wenn er geneigt ist, Bugge recht zu geben, der sie von dem Orte, an welchem sie in der Handschrift steht, hinter V. 35 versetzt. Beide sehen einen Widerspruch darin, daß Brynhild in der auf V. 35 folgenden 51 Visa (39) sagt, sie habe sich Sigurdh verlobt — *þeim hétomk þjóþkonungi* —, und in den folgenden das drohende Drängen Atlis zu dieser Verlobung, V. 36, und die Unschlüssigkeit Brynhilds, ob sie nicht lieber Walküre bleiben solle, erzählt wird. Aber *þeim hétomk þjóþkonungi* braucht ja nicht als Mediopassiv aufgefaßt zu werden, es kann auch heißen: dem verlobten sie mich, verlobte man mich, — also ein Übereinkommen zwischen Atli und Sigurdh, daß Atlis Schwester Brynhild Sigurdh heiraten solle, woraus sich eine ähnliche Situation ergibt wie im zweiten Gudhrunliede, wo die Gjukungen Gudhrun zur Heirat mit Atli drängen. Der Dichter hat sich jedenfalls vorgestellt, daß Atli diese Verbindung mit den Gjukungen vorteilhaft dünkte, was nichts Unwahrscheinliches an sich hat [Guđr. I, 25]. Daß Brynhild Gefallen an Sigurdh und seinen Schätzen, V. 39. 38, findet, sich aber doch nicht gleich entschließen kann, ihre ursprüngliche Natur und Lebensweise aufzugeben, ist auch begreiflich. Schließlich siegt in ihr die erwachende Neigung zu Sigurdh *né annars aura vildak*, V. 38. An diese Schlußworte der V. 38 schließt

sich genau der Anfang der in der Handschrift folgenden V. 40:

Unna einom, né ýmissom,
bjóat um hverfan hug menskǫgul.

Nur diesen hat sie in ihrem Leben geliebt, das wird sie durch ihren freiwilligen Tod nach dem Sigurdhs beweisen und das wird auch Atli dann einsehen, V. 40, d. h. er wird dann fühlen, wie unrecht er gehandelt hat, indem er sie scheinbar Sigurdh, in Wirklichkeit aber Gunnar vermählte. Weder ist die Beteuerung dieser ihrer einzigen Liebe wegen V. 38, wo sie von den Schätzen Sigurdhs redet, auffällig, noch ihr Selbstmord unmotiviert, wie Müllenhoff S. 382 sagt. — Auch Symons erklärt sich gegen die Umstellung von V. 39, Zeitschrift für deutsche Philologie XXIV, 25 f.

V. 41 *At þeygi skal þunngeþ kona*
annarrar ver aldre leiþa;
þat mun at hefndum harma minna.

Der Anfang, die ersten beiden Langzeilen, bilden einen Substantivsatz, dem der Hauptsatz fehlt. Wenn man aber auch eine Langzeile vor *At* — ergänzt, welche diesen Hauptsatz enthält, so bleibt doch die letzte Langzeile ohne verständlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden. Es ist also vor *At* und nach *leiþa* etwas ausgefallen; wieviel, kann man nicht sagen. Trotzdem ist der Gedanke von 41, 1. 2 ganz klar und schließt sich gut an das Vorhergehende an[1]: er ergibt eine weitere Motivierung von Brynhilds Handlungsweise sowohl gegenüber Sigurdh als gegenüber sich selbst. Das ganze Unheil, Sigurdhs Ermordung und Brynhilds Selbstmord, wäre zu vermeiden gewesen, wenn sie sich zum Ehebruch mit Sigurdh hätte verstehen können. Da sie dies nicht über sich vermochte,

[1] [*Die folgende Interpretation ist durchgestrichen und an den Rand* falsch *geschrieben.* — Oder: Atli wird Gunnar töten, und Gudrun wird sehen, daß man nicht den Mann einer andern heiraten darf. Das wird meine Rache sein.]

den Geliebten aber auch nicht in den Armen einer andern sehen wollte, V. 8. 9, so hat sie ihn ermorden lassen und 52 folgt ihm im Tode nach. Liebe und Tugend sind also die Beweggründe, durch welche der Dichter die Handlungsweise Brynhilds erklärt. Warum Müllenhoff an diesem Gedanken *At þeygi skal* — nun Anstoß nimmt, ist unverständlich, um so mehr als er selbst auf Völsungasaga c. 29 hinweist, jene Szene, in der Brynhild Sigurdh erklärt, als Geliebten neben ihrem Manne wolle sie ihn nicht. — Die letzte Langzeile der Strophe 41 erklärt Müllenhoff gewiß richtig als eine Hindeutung auf die Feindseligkeit, welche Atli den Gjukungen beweisen werde, aber er fügt hinzu, auch diese Zeile müsse unser Erstaunen wecken, «denn was in aller Welt hat Atli zu rächen, wenn die Gjukunge seiner Schwester kein Leid zugefügt haben?» Da vor dieser Zeile eine Lücke ist, so kann man einmal nicht wissen, ob von einer beabsichtigten Rache Atlis die Rede ist, oder von einer gegen die Gjukungen feindseligen Handlungsweise, welche nur im Zusammenhange der Dinge als eine Bestrafung der letzteren aufgefaßt werden kann. Dann wären die Worte eine Prophezeiung wie V. 59. 60. Aber auch wenn *hefnd* wörtlich zu verstehen ist, so fehlt doch Atli ein Grund für Rache nicht, wenn die Schwester in der Ehe mit Gunnar sich zum Selbstmord veranlaßt sieht, mag er auch selbst diese unselige Ehe früher im Einverständnisse mit den Gjukungen veranlaßt haben.

S. 383. «Die abfälligen Äußerungen Högnis über Brynhild in V. 45, die in schroffem Widerspruch zu dem stehen, was über sie in V. 5 gesagt ist, zeigen, daß wir es auch hier noch mit interpolierten Strophen zu tun haben.» Aber V. 5 spricht der Dichter selbst: wie kann man erwarten, daß beide Äußerungen übereinstimmen?

S. 384 nimmt Müllenhoff daran Anstoß, daß Brynhild in der V. 49 ihre Dienerinnen nicht ausdrücklich zum Selbstmord auffordere, sondern ihnen bloß Geschenke anbiete, während es im folgenden heißt:

V. 50 *þǫgþo allir,* *hugþo at ráđom,*
ak allir senn *andsvǫr veitto:*
œrnar eru soltnar, *munom enn lifa,*
verþa (lies oder verstehe *verþat*) *salkonor* *sœmđ at vinna*

und erklärt diese für unecht. Aber da V. 51. 52 doch, wie auch Müllenhoff anerkennt, den Wunsch Brynhilds ausdrücken, daß ihre Dienerinnen von ihr Geschenke annehmen, um sich dann den Tod zu geben, so liegt es viel näher, die Vervollständigung des Gedankens von V. 49 in der Antwort der V. 50 zu suchen. Der Dichter erklärt durch die Antwort der Dienerinnen, an welche Bedingung Brynhild ihre kostbaren Geschenke geknüpft habe. Auch V. 10 ff. ist der Gedanke Brynhilds unvollständig ausgedrückt, der Hauptgrund, welcher Gunnar zur Ermordung Sigurdhs anreizen soll, verschwiegen, — daß er nämlich in der Brautnacht Gunnar seinen Eid gebrochen habe, wie sich aus V. 27 f. ergibt. Er hat es nicht getan, aber sie will es Gunnar glauben machen.

Auffällig ist allerdings auf den ersten Blick, daß neben den sich weigernden Dienerinnen von V. 50, auf die Brynhild verzichtet, V. 51, schon in der V. 47 — *leit um alla eigo sína* (Brynhild sc.), *soltnar þýjar ok salkonor* — und am Schluß bei Schilderung der Bestattung, V. 66. (?) 67. 70, doch tote Diener und Dienerinnen erwähnt werden — *mína þjóna menjom gǫfga* — *fimm ambóttir, átta þjónar øþlom góþir.* Der Dichter hat sich in der Tat unklar ausgedrückt, aber wie er sich die Sache vorstellte, läßt sich doch erkennen. Die *þýjar* und *salkonor* von V. 47 und die *fimm ambóttir* von V. 70 sind Sklavinnen, welche Brynhild hat töten lassen, ohne sie um ihre Meinung zu fragen. Die anderen, welche sie V. 49 vergeblich auffordert, sind freie Dienerinnen und wohl auch Diener, obwohl sie nur von ersteren spricht, siehe die *þjónar* in V. 67. 70. Von diesen wünscht sie freiwillige Totenopfer als etwas besonders Edles und Wertvolles, — siehe V. 50 *sœmđ at vinna* und V. 61, wo sie auch Gudhrun anrät sich umzubringen.

53

— Von diesen freien Dienern lehnen die Weiber Brynhilds Zumutung ab, — V. 50 ist wohl mit Jonsson *allar* für *allir* zu lesen, — einige Männer *øþlom góðir* aber folgen der Aufforderung, V. 67, 3 ff.

In der Prophezeiung Brynhilds soll V. 53 «weitere Prophezeiung in bezug auf Gunnar erwarten» lassen: da dies nicht geschieht, ist V. 54—56 unecht. Aber die Erwartung erfüllt sich ja V. 58 ff. Wenn V. 54. 55. 56 Gunnar nicht nennen, sondern sich bloß mit Gudhruns Schicksal beschäftigen, so konnte doch der Dichter voraussetzen, daß sein Publikum das so verstehen würde, wie er es meinte, nämlich als eine notwendige Einleitung zu der Prophezeiung vom Untergange Gunnars durch Atli. Die Heirat Gudhruns mit Atli war ja der Ausgangspunkt für das Gunnar treffende Unheil.

Richtig ist allerdings, daß auch V. 57 — *Margs ák minnaz* usw. — wie V. 54 sich gut an V. 53 anschließen würde, und daß V. 57 an ihrer Stelle etwas unvermittelt dasteht; S. 385. Aber unmöglich oder unpassend ist sie auch an dem Platze nicht, den ihr die Handschrift anweist. Eine solche Betrachtung kann sich bei Brynhild wohl einstellen, wenn sie von dem früher erwähnten Ausgangspunkt, V. 53, zur Schilderung des wirklichen Unheils übergeht, das Gunnar zur Strafe für den an ihr verübten Betrug treffen werde, sein unglückliches Liebesverhältnis mit Oddrun und sein Tod im Schlangengarten.

S. 385 f. Nachdem Brynhild in der V. 61 von Gudhrun gesagt hatte, daß es ihr besser anstände, sich selbst zu töten, fährt sie V. 62 fort:

Ǿǫrt mæli ek nú,   *en hón eigi mun*
of óra sǫk   *aldri týna,*

sondern zu Jonakr kommen. Dazu bemerkt Müllenhoff: «Eine wunderbare Gedankenverbindung findet man in der ersten Langzeile von V. 62: 'langsam rede ich nun, aber 54 sie wird nicht durch meine Schuld, um meinetwillen sterben'. Welcher Zusammenhang besteht zwischen dem

Langsamreden der Brynhild und dem Tode der Gudhrun?» Ich vermute, daß die Stelle aus dem nachgeschriebenen Hefte eines Hörers stammt, der Müllenhoff nicht genau verstanden hat. Denn es ist doch klar, daß *Ǫ́rt mǽli ek nú* gar keinen Gedankenzusammenhang mit dem Folgenden haben und nur den nahenden Tod der mit dem Schwerte durchbohrten Brynhild andeuten soll, die Abnahme ihrer Lebenskraft. Siehe Orvaroddssaga ed. Boer 103, 14 *skjótt rǿþom þat. Of óra sǫk* bezieht sich auf V. 61. Sie wird sich nicht um meinetwillen, d. h. weil ich es ihr rate, töten. So tröstet sich die sterbende Brynhild noch mit ihrer moralischen Überlegenheit über die Rivalin.

S. 398 wird die Chronologie des dritten Gudhrunliedes unter anderem dadurch bestimmt, daß in der Thidhreks-saga Herkja die rechtmäßige Frau Attilas und hunnische Königin vor Gudhrun ist, während sie in dem Liede als Kebsweib neben der legitimen Gattin Gudhrun auftrete. Dies sei die erste Stufe der sagenhaften Umwandlung der historischen Κρέκα, die von ihrer Stellung als erste Gemahlin Attilas infolge seiner Verbindung mit Chriemhilt (Gudhrun) herabstieg, um sie später zur Zeit der Lieder, welche der Thidhrekssaga zugrunde liegen, wieder einzunehmen, aber als Vorgängerin Gudhruns, nachdem eine Zeitlang, so im Waltharius, die mythische Ospirin als Attilas Gemahlin vor Gudhrun gegolten habe. Die Entstehung von Gudhrunarkvidha III falle also zwischen das zehnte und zwölfte Jahrhundert. Diese historische Aufeinanderfolge, diese Ablösung und Ersetzung einer Sagenform durch die andere ist nicht notwendig. Es kann sofort, als Gudhrun (Chriemhilt) mit Attila verbunden wurde, Κρέκα als ihre Vorgängerin betrachtet worden sein, wie sie ja in der Tat der Hildiko vorherging, und dies sich erhalten haben bis zur Thidhrekssaga und der Herche der mittelhochdeutschen Gedichte. Daneben, nur etwas später, kann sich die Vorstellung gebildet und erhalten haben, daß Gudhrun (Chriemhilt) und Κρέκα zu gleicher Zeit lebten: dadurch mußte diese zum Kebsweib werden,

und auch diese Form konnte neben der andern durch Jahrhunderte bestehen.

Was ich prinzipiell gegen Müllenhoffs Kritik einwende, habe ich schon im Anzeiger für deutsches Altertum XV, 181 f. gesagt. Belege für die übermäßige Zuversicht in bezug auf Erkenntnis des «Geistes der alten Dichtung» S. 377, auf Scheidung des Echten vom Interpolierten, des Alten, welches zugleich das Gute und Schöne ist, S. 374. 379, und des Jungen finden sich auch in diesen Untersuchungen zur Genüge. Wenn Müllenhoff S. 373 sagt, daß «die philologische Kritik imstande sein müsse, die spätern Einschiebsel zu entfernen», so ist das vielleicht für irgendeine Zukunft richtig, und der praktische Philologe muß immer so sein Werk betreiben, als ob es möglich wäre, aber daß im neunzehnten Jahrhundert irgendein 55 Gelehrter wirklich die Gabe besessen habe, der Müllenhoffschen Forderung überall zu genügen, das muß ich bestreiten.

Johann Kelle, Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis zur Mitte des elften Jahrhunderts. Berlin, Verlag von W. Hertz, 1892. 8°. 435 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 43 (1892), S. 741—749.

Bald nach Kögels Darstellung der ältesten deutschen Literatur in Pauls Grundriß und fast gleichzeitig mit Steinmeyers Bearbeitung der Müllenhoff-Schererschen Denkmäler ist das vorliegende Werk erschienen, so daß gegenwärtig die Periode des früheren Mittelalters zu den am meisten durchgearbeiteten unserer Literaturgeschichte gehört und auch dank den erwähnten Werken die leichteste Überschau über die auf dieselbe verwendete gelehrte Arbeit und die in ihrem Bereich noch zum Teil schwebenden Streitfragen gewährt. An dieser gelehrten Arbeit hat sich bekanntlich Kelle seit seiner Otfriedausgabe auf

das eifrigste beteiligt, ja ich wüßte nicht, welche literarhistorische Untersuchung auf dem bezeichneten Gebiete größer angelegt, sorgfältiger durchgeführt und durch gesichertere Resultate belohnt worden wäre als seine in den letzten Jahren erschienenen Studien über den merkwürdigen Sankt Galler, den einzigen Notker Labeo. Aber ebenso hat Kelle jetzt in seiner Literaturgeschichte durch Zusammenfassung der einzelnen literarischen Tatsachen, durch die Anknüpfung derselben an allgemeine Veränderungen im äußeren und inneren Leben des früheren deutschen Mittelalters, sowie durch übersichtliche Darstellung und den bei aller Sachlichkeit und Schlichtheit doch ansprechenden Vortrag ein Werk geschaffen, welches am besten unter allen ähnlichen unsere Kenntnis von der älteren deutschen Literatur repräsentiert und einen, natürlich nur vorläufigen Abschluß auf diesem Arbeitsfelde der Germanistik bedeutet.

Den Stoff hat Kelle in acht Bücher gegliedert, deren chronologische Grenzen durch Abschnitte der politischen Geschichte gegeben werden.

I. Von den ältesten Zeiten bis zur Gründung des fränkischen Reiches. 98—486. — Germanische Religion, hymnisch-liturgische Poesie, Wulfila, Heldensage, epische und panegyrische Lieder.

II. Von Chlodwig bis Karl. 486—768. — Christianisierung der Westgermanen, älteste liturgische Prosa, Realwörterbücher.

III. Karl der Große. 768—814. — Exhortatio ad plebem christianam, Vaterunserauslegung und andere liturgische Prosa, die Merseburger Zaubersprüche, das Wessobrunner Gebet, das Hildebrandslied, Isidor, Fragmenta theotisca, die Murbacher Hymnen, das Carmen ad deum, die Interlinearversion der Psalmen, der sächsische Psalmenkommentar, Benediktinerregel.

IV. Ludwig der Fromme. 814—840. — Tatian, Heljand.

V. Ludwig der Deutsche. 843—876. — Liturgische

Prosa, Muspilli, Petruslied, Christus und die Samaritanerin, Otfried.

VI. Die letzten Karolinger. 876—911. — Ludwigslied, Galluslied, Georgslied.

742 VII. Die sächsischen Kaiser. 919—1024. — De Heinrico, De Lantfrido et Cobbone, Modus Ottinc usw., Ecbasis, Hrothsvitha, Waltharius, Segen, liturgische Prosa, Notker.

VIII. Konrad II. 1024—1039. — Eckehard IV., Froumund, Ruodlieb.

Dem Text, S. 1—286, folgen reichhaltige Anmerkungen, S. 287—416.

Es ist im ganzen dieselbe Periode, welche in Pauls Grundriß Kögel behandelt, bevor Vogt einsetzt, und Scherer innerhalb seiner Literaturgeschichte in den ersten drei Kapiteln. Der Abschluß ist durch das Auftreten der scholastischen Theologie und des Rittertums bezeichnet, Vorgänge, welche von unmittelbarem Einfluß auf die spätere Literatur gewesen sind. Daß Buch II—VI wieder eine Einheit niederen Grades bilden, hätte vielleicht hervorgehoben werden sollen. Aber ins Feinere ausgeführte Periodisierungen und Gruppenbildungen nach den Landschaften, den Ständen der Dichter, den Kunstgattungen oder Kunststilen darf man für die von Kelle dargestellte Zeit nicht verlangen, ja kaum anstreben. Bei der Dürftigkeit so vieler Literaturgebiete, bei den Verlusten, welche die Literatur erlitt, bei der Zweideutigkeit so vieler Quellen in bezug auf ihren Dialekt und das Alter ihrer Sprache würden solche Versuche leicht zu Willkürlichkeiten führen, wie ja überhaupt eine Literaturgeschichte ähnlich jener, wie sie für die modernen Kulturperioden der europäischen Völker geschrieben werden kann, für die Zeit Karls des Großen und einiger Jahrhunderte vor und nach ihm eine Unmöglichkeit ist. — Wenn die Literaturgeschichte ihr Gebiet scharf umgrenzen, sich ein sachlich bestimmtes Arbeitsfeld einhegen will, so kann sie nur eine Geschichte der schönen Redekünste sein, wie man früher nicht un-

passend sagte, da «Geschichte der poetischen Kunst» zu enge erscheint. In der genannten Periode tritt aber an die Stelle der Literaturgeschichte vielmehr eine Geschichte des deutschen Schrifttums, so daß Wörterbücher, liturgische Formularien, theologische und philosophische Schulbücher, also Schriften, welche die eigentliche Literaturgeschichte mit Recht beiseite läßt, die eingehendste Behandlung erfordern. Auch eine «Geschichte des geistigen Lebens», wie es sich in den schriftlichen Denkmälern äußert, dürfen wir von einer altdeutschen Literaturgeschichte nicht fordern, denn da wäre in erster Linie die lateinische Literatur, die Werke der theologischen und weltlichen Gelehrsamkeit und die Geschichtschreibung zu befragen, und Männer wie Alcuin, Rhabanus Maurus und Widukind hätten vor Otfried und Notker Labeo den Vortritt.

Ich finde es bei diesem Charakter der altdeutschen Literatur ganz in Ordnung, daß Kelle, woran sich vielleicht mancher stoßen wird, ungescheut im Text die Handschriftennummern der einzelnen Schriftstücke mitteilt und auch die Geschichte ihrer Überlieferung nicht verschweigt.

Doch das germanistische Publikum frägt zunächst: 743 was steht neues in Kelles Literaturgeschichte? Nach der oben gegebenen allgemeinen Charakteristik könnte man das Hauptverdienst des Buches in der Zusammenfassung einzelner schon anderswoher bekannter Tatsachen sehen. Zum Teil ist das allerdings natürlich richtig, aber einerseits sind eine Menge dieser Einzelheiten von Kelle selbst durch seine früheren Arbeiten über Otfried und Notker gewonnen worden, und andererseits sind in Kelles Literaturgeschichte zuerst eine Fülle von neuen Untersuchungen verwertet, welche er selbst den übrigen Denkmälern gewidmet hat. Scherer hat allerdings, als er kaum die Universität verlassen, in den Jahren 1862 und 1863, als ganz junger Mann und in unglaublich kurzer Zeit die theologische, kanonische und liturgische Literatur des Mittelalters so weit bewältigt, daß er eine große Anzahl

altdeutscher Denkmäler, deren Bedeutung und literarische Stellung vorher ganz unklar gewesen waren, nach ihrem Inhalt zu erklären und an den richtigen historischen Platz zu stellen vermochte. Das heißt, er hat ihnen nicht nur Ort und Zeit angewiesen, sondern auch gezeigt, mit welchen historischen, politischen und literarischen Bewegungen sie zusammenhängen. Aber natürlich konnte die ganze Arbeit nicht auf diesen ersten Wurf erledigt sein, und weder Scherer selbst noch andere — mit wenigen Ausnahmen — sind in späterer Zeit auf diese Seite der «Denkmäler» ernstlich zurückgekommen. Kelle aber, schon durch seine übrigen Studien in die genannte Richtung gedrängt, hat die geistliche Prosa und Dichtung unserer Periode nicht aus dem Auge verloren und durch methodische Durcharbeitung der ungeheuern Quellenliteratur eine reiche Nachlese zu dem zweiten wie auch dem ersten Teil der «Denkmäler» gewonnen. Ebenso hat er auch den Dialekt und den literarischen Charakter der betreffenden Texte von neuem und nicht fruchtlos geprüft.

Ich hebe nur einiges hervor. Die in den Statuten des heiligen Bonifacius aus der Kirche verbannten *Chori saecularium, Cantica puellarum*, welche von Wackernagel bis Kögel als ein willkommenes Zeugnis für deutschen weltlichen Gesang und Tanz in der deutschen Literaturgeschichte aufgeführt werden, erweisen sich S. 47 f. und 307 f. als weder deutsch noch weltlich. Das Verbot wurde ursprünglich für Gallien erlassen und bezieht sich auf die Teilnahme von Laien und Nonnen — *puellae* — am Gottesdienst. — S. 51 billigt Kelle zwar Scherers Auffassung der Exhortatio ad plebem Christianam, zeigt aber, daß die lateinische Vorlage der Exhortatio die Praefatio symboli benutzt hat, welche durch die seit 789 eingeführte römische Liturgie bekannt war. — Daß auch der erste Teil des Wessobrunnergebets nichts Heidnisches enthalte, wie Müllenhoff geglaubt hat, haben schon andere bemerkt: Kelle aber erklärt S. 75 die Müllenhoff auffällige Abfolge Erde, Himmel, Baum, Berg, Sonne, Mond, Meer durch

den Hinweis auf Genesis I, 1—20. — S. 93 und 337 ergeben Kelles Untersuchungen, daß der deutsche Isidor von 744 einem andern Übersetzer herrührt als das Matthäusevangelium.[1] — S. 101 ff. über den Zusammenhang zwischen den Glossen und Interlinearversionen, besonders der Psalmen, und dem geistlichen Unterricht. — S. 139 ff. und 358 ff. tritt Kelle für die Einheit und die überlieferte Metrik des Muspilli ein, bestimmt das Alter der in der Aufzeichnung gebrauchten Sprachformen, Mitte des neunten Jahrhunderts, gegen Wüllner und Kögel, und erschüttert S. 146. 361 das Gewicht der Schererschen Datierung des Gedichtes selbst, bald nach 802, durch Hinweis auf Einschärfungen der richterlichen Unbestechlichkeit in einem Kapitulare vom Jahre 827 und bei Rhabanus Maurus. — In bezug auf Otfried stellt Kelle S. 163. 179 ansprechende Vermutungen auf, welche geeignet sind, die Widmung des Evangelienbuches an König Ludwig und das Interesse Bischofs Waldo an diesem Werke zu erklären. — Der Eingang der aus Sebastian Münsters Kosmographie stammenden «bairischen Beicht», MS. Dm. LXXVII, wird S. 231 als Übersetzung einer Beichtformel der römischen Liturgie dargetan. — Unter Notker Labeos Werken werden S. 254 f. zum erstenmal auch alle seine lateinischen Werke besprochen, zu welchen die Abhandlung de syllogismis gehört und die «Wiener Logik» MS. Dm. LXXXI in naher Beziehung steht. — S. 271 wird die Annahme widerlegt, daß Eckehard IV. Verfasser der deutschen Glosse zu Notkers Psalmwerk sei.

Natürlich wird die gelehrte Diskussion über manche der von Kelle behandelten Streitfragen fortdauern. Einzelnes wird man vermissen, anderes anders wünschen. Ich benutze die dargebotene Gelegenheit, um für meine Person einiges zu bemerken.

Der seltsame Titel des Wessobrunner Gebetes *De poeta* hat bis jetzt keine Erklärung gefunden. — Daß es in der

---

[1] [S. Seedorf: ZZs. 23, 478.]

Wessobrunner Enzyklopädie, welche es enthält, bestimmt war, über die Dichtkunst in Form eines Beispieles Aufschluß zu geben, hat Müllenhoff gewiß mit Recht angenommen.[1] Aber dann sollte es doch heißen *De poesi, de arte poetica, de carmine* oder dergleichen. Ich glaube, *De poeta* bedeutet wirklich dasselbe. Cloëtta führt in seinen Beiträgen zur Literaturgeschichte I, 24 eine Stelle aus Papias Elementarium an, c. 1053, in welcher Worte Isidors Etym. VIII, 7. 11, sowie des Diomedes und Servius in recht gedankenloser Weise benutzt sind. Sie heißt: *Poetarum tria sunt genera: unum, in quo poeta loquitur, quod enarrativum dicitur; aliud didramaticon* (so!), *in quo poeta nunquam loquitur, ut in comoediis; tertium in quo poeta et mixtae personae* (so!). Und in einer Göttinger Handschrift Heinrichs von Mügeln, welche Schröer in den Wiener Sitzungsberichten LV teilweise herausgegeben hat, finden wir S. 479 folgende Stelle: Titel *Von poeten die vorlazen sint;* der Anfang des darauf folgenden Arguments lautet: *Hi wil der meister sagen von den poeten, di von andern tichtern vorlazen sint und di flechten zu der heiligen schrift, zu* 745 *den historien und mancher hande kroniken in demselben hofedone, da di bibel inne begriffen ist.* Das *andern* vor *tichtern* bezieht sich natürlich auf den Dichter Heinrich selbst, wie zum Überfluß die Wiltener Handschrift bestätigt, in welcher die Überschrift lautet: *Meister Heinrich von Mugelin in seinem hoffdonn sagt hie von maniger hant historien und cronicken, die von andern tichtern verlassen sind und die sich doch nach der geschrift halten.* Heinrich oder der Schreiber der Göttingischen Handschrift braucht demnach für die Begriffe Dichter und Gedicht *tichter* und *poeta*, Papias für beide nur *poeta*. — Ein Seitenstück zu diesem Bedeutungs-

[1] [*De* = Nominativ als Titel: Rhabanus M. *De laudibus s. crucis*; Ecbert von Lüttich Fecunda ratis S. 168 (Voigt) vor V. 1075 *De quattuor versiculis;* W. Mapes *De nugis curialium* = *Nugae curialium; De carminibus theotiscae* = *Carmina theotiscae*, Reichenauer Katalog s. Becker; Giraldus Cambrensis *De invectionibus, De abundantia exemplorum* Zs. f. d. A. 46, 342, Mechthild VII 19. VII 31.]

übergang ist der von *poetria* zu dem Begriff Dichter, *poeta;* siehe Ducange.[1]

Nach dem ersten Satze, d. i. den ersten fünf Versen des Wessobrunner Gebetes, nimmt Kelle eine Lücke an und zwar fehlt nach ihm dem letzten Verse der Schluß, d. h. er vermißte das Verbum zu *der mâreo sêo*, während Müllenhoff den in den ersten fünf Versen enthaltenen Satz für vollständig hält, nur glaubt, er stamme aus einem größeren, im Ljodhahattr verfaßten Gedicht, an welches dann, im zweiten Teil des Gebetes, der Anfang eines andern, im gewöhnlichen Metrum verfaßten sich anschließe. Den Ljodhahattr im Wessobrunner Gebet wird wohl niemand mehr vertreten. Um ihn zu gewinnen, hat Müllenhoff den überlieferten Text mit einer ästhetischen Strenge behandelt, — Berg und Baum zwischen Erde und Himmel einerseits, Sonne, Mond und Meer andererseits soll unmöglich sein, — welche er bei der dritten Strophe der Vǫluspa nicht anwendet, Altertumskunde V, S. 75. 90, obwohl hier das «Gras» nach Sand, Meer, Erde, Himmel, Chaos sehr auffallend nachschleppt; Meyer, Eddische Kosmogonie 69. Kelle erkennt den Ljodhahattr keineswegs an, aber er sieht in der Syntax des ersten Teiles eine Unvollständigkeit, welche ihn als ein Fragment charakterisiert, wie es der zweite Teil ohne Zweifel ist. Er trug offenbar Scheu, die Verba *scein* und *liuhta*, deren Subjekte Sonne und Mond sind, auch auf das Meer zu beziehen. Wie ich glaube mit Recht, nicht so sehr weil die Genesis I, 20 die Gewässer nicht leuchten, sondern Tiere hervorbringen läßt, als weil «leuchten» als Prädikatsverbum zu Meer, das dann Sonne und Mond als leuchtender Körper beigesellt würde, höchst auffällig wäre. — Ich glaube, es ist zu interpungieren:

[1] [J. Grimm, Kl. Schriften III, 55. 19 *poetria* = Gedicht; *speculum poetriae* M. Herrmann, Albrecht von Eyb 85; englisch *poetry*. — *scopf* = poeta, poesis Zs. f. d. A. 40,328, V. 14 (Schönbach WSB. 1900, VII, S. 64). — *poesis: poetica* = *óþr: edda, edda* zu *óþr* nach Analogie von *poetica, poesis* gebildet. — *poetica* = Gedicht Rhab. M. Zs. f. d. A. 39, 304 u.]

Dat gafregin ih mit firahim *firiwizzo meista,*
dat ero ni was *noh ûfhimil,*
noh paum noh pereg ni was (lückenhafter Vers),
ni nohheinig (Lücke), — *noh sunna ni stein* (l. *scein*)
5. *noh mâno ni liuhta,* — *noh der mâreo*[1] *sêo.*

In der Lücke der dritten Zeile kann der Begriff «Sterne» oder *luminare* nach Genesis I, 14 gestanden haben[2], dessen Prädikat *ni was* auch zu *der mâreo sêo* gehört.[3] — In der vierten Zeile wird die Lücke durch Genesis I, 11. 12 zu ergänzen sein, wahrscheinlich durch den Begriff «Gras» — 746 *herminet terra herbam virentem et facientem semen, et lignum pomiferum faciens fructum.* *Pereg* ist vielleicht nicht *mons*, sondern eine Nebenform zu *biric,* siehe Lexer unter *birec.*

Was den zweiten Teil anbelangt, so verdanken wir einen Quellennachweis dem Professor der Staatswissenschaften in Heidelberg, G. Jellinek, der an Psalm 89, 2 erinnert: *Priusquam montes fierent aut formaretur terra et orbis: a saeculo et usque in saecula tu es deus.* Das steht dem Deutschen näher als der von Kelle angeführte Vers der Genesis I, 2: *Terra autem erat inanis et vacua, et tenebrae erant super faciem abyssi; et spiritus Dei ferebatur super aquas.*[4]

Ob drei Teile des Gebetes anzunehmen sind, wie Müllenhoff und Kelle wollen, oder nur zwei, was Steinmeyer nach von der Hellen vorzieht, ist zweifelhaft. Die drei roten Anfangsbuchstaben brauchen allerdings nicht

---

[1] [Walther 94, 24 *diu linde mære.*]

[2] [S. Ausdrücke für Stern, Sievers Heliand S. 449; *bereht sterro, bôcan.*]

[3] [Ags. Genes. 210 *léohte* von *lagu* 220, aber das ist ein Fluß des Paradieses: Land und Fluß *léohte.* — Abec. Nordm. *lagu the leohto*, s. *aldinn marr?*]

[4] [Schon in den sechziger Jahren, als Rochholz Professor in Bern war, gefunden (Singer). — *manno miltisto.* Kraus meint Christus, s. ags. Christ und Satan: sehr oft *godes bearn* für Weltschöpfer; Egerer Passion *salvator*, Wien. Pass. 6 Dominica pers. = Schöpfer. — Christus Engel genannt ags. Sat. 586, Crist 104; s. Arius' Lehre, Zs. f. d. A. 42, 314.]

drei Teile der Aufzeichnung hervorzuheben, sie können auch nur anzeigen, daß sie aus drei Sätzen besteht. Aber Steinmeyers Argument S. 8, der zweite Satz setze durch *thâr* etwas voraus, scheint mir bedenklich. *Thâr* ist doch allgemeine Relativpartikel. Allerdings Tatian 104, 3 *Thô the stigun sîne bruoder, thô ersteig her ûf ze themo itmâlen dage* übersetzt ein *ut autem,* 208, 4 *Thôde intfieng ther heilant then ezzih, quad* ein *cum ergo.*[1] Aber Otfried in dem Nachwort an Hartmut und Werinbert 61 braucht *thô thâr* ohne Beziehung auf Vorhergehendes, ebenso steht es bei *thanne, alsô* und vor allem bei dem ungeschlechtigen Pronomen, sowie bei dem demonstrativen und Fragepronomen in relativer Funktion, ganz unabhängig davon, ob der relative Satz einen schon ausgesprochenen Gedanken wieder aufnimmt oder nicht, siehe Graff V, 58. Ich würde deshalb auch De Heinrico 20 *et omisit illi sô waz sô her thâr hafode* nicht mit Steinmeyer II, 105 übersetzen «Alles, was Otto dort, d. h. an dem Orte der Zusammenkunft, besaß, überließ er ihm, außer seinen königlichen Rechten».

Wenn das Wessobrunner Gebet aus drei Stücken besteht, dann könnte man das Ganze für ein Amulett halten, ähnlich jenem griechischen, das unlängst in der Papyrussammlung des Erzherzogs Rainer gefunden wurde und aus drei unzusammenhängenden Bibelfragmenten besteht, den Psalmen, den Episteln und den Evangelien entnommen, jedes gerade drei Zeilen füllend und im Satz abbrechend; am Schluß ein Abracadabra. — Kelle bringt S. 350 eine Stelle aus Rhabanus Maurus bei, welche sich auf das Tragen von Amuletten bezieht: *auguria non observent, philacteria et characteres diabolicos nec sibi nec suis aliquando suspendant.*[2] Der Brauch geschriebener Amulette besteht abgesehen vom Orient noch in Bosnien und der Herzegovina, siehe Krauß in seiner Übersetzung des epischen

---

[1] [Kelle II, 391.]

[2] [Fms. II, 151. Namen Gottes zum Schutz aufgeschrieben Kögel L. G. 1, 2, 161.]

Liedes vom Beg Orlović S. 116. Die Texte sind dabei türkisch, arabisch, hebräisch und auch lateinisch.

Daß Kelle S. 146 den ersten wie den zweiten Teil des Wessobrunner Gebetes in Baiern entstanden sein läßt, ist wohl nur ein Versehen.

747 S. 103 bezweifelt Kelle, daß der «Psalmenkommentar» MS. Dm. N. LXXI wirklich diesen Namen verdiene, und meint, es sei eher eine Homilie über die Psalmen; aber siehe Steinmeyer II, 373 und Anzeiger für deutsches Altertum V, 218. — Auch verstehe ich nicht, warum er dieses Denkmal, das so deutlich sächsische Formen zeigt, für niederfränkisch erklärt.

Auf derselben Seite hätte wohl ein althochdeutsches Fragment Erwähnung finden können, das ich auch in Steinmeyers Ausgabe der Denkmäler vermisse, die fränkische Interlinearversion der Psalmen, welche 1885 in der Bibliothèque de l'École des chartes XLVI veröffentlicht worden ist.

S. 104 und 343 wäre bei der Übersetzung der Benediktinerregel Singers Aufsatz, Zeitschrift XXXVI, 89, zu erwähnen gewesen.

Im Heljand wird S. 117 ff. wie allgemein seit Vilmar die Germanisierung des Stoffes überschätzt, ebenso bei Otfried S. 158, und S. 119 übersetzt der Verfasser Heljand 2353 *them the fûsid was, helið an helsîð* allzu frei: «die gewandert waren zur Wohnung der Hel». Von einer persönlichen Hel steht im sächsischen Texte nichts, weder hier noch an anderen Stellen des Heljand. *Helsîð* ist nicht anders zu fassen als *wracsîð*, «Weg zur Unterwelt», «Weg in die Verbannung».

Wenn S. 122 gesagt wird, König Ludwig habe nur die Evangelien bei dem sächsischen Dichter bestellt, so ist diese Ansicht nach den vorhergehenden Ausführungen des Verfassers über die Praefatio unverständlich.

Was König Ludwigs des Frommen angebliche Abneigung gegen weltliche deutsche Poesie betrifft, so verweise ich auf meine Abhandlung über die Nibelungen-

sage, WSB. CIX (1885), 715 f. oder Separatabdruck S. 47 f.

S. 144 will Kelle die ersten dreißig Verse des Muspilli[1] nicht mit Müllenhoff von den folgenden, 31 bis zum Schluß, trennen, weil die Ansicht von der sofort nach dem Tode eintretenden Höllenstrafe oder Paradieseslust neben der vom jüngsten Gericht durch das ganze Mittelalter fortbestanden hat, wie Zarncke nachgewiesen hat. Dieselbe Vorstellung begegnet auch Summa theologiae Str. 28, wo ein recht ungeschickter Versuch vorliegt, diese theologische Schwierigkeit zu lösen: nur die ganz Schlechten und die Vollkommenen empfangen unmittelbar nach dem Tode Lohn und Strafe, die übrigen nach dem jüngsten Gericht.[2] Der Versuch rührt gewiß nicht von dem Verfasser der Summa theologiae her. Aus Paulus ad Romanos II, 12 *Quicunque sine lege peccaverunt, sine lege peribunt* konnte sich leicht die Meinung ergeben, daß die größten Sünder ohne Urteil, also ohne jüngstes Gericht, zur Hölle fahren werden. Siehe das von Lachmann in seiner Abhandlung über den Eingang des Parzival S. 6, Kleine Schriften I, 484, angezogene Gedicht des Stricker von jenen drei Gattungen Sündern, über welche der Teufel *âne strît, âne urteil* Macht bekommt.[3] Vergl. meine Anmerkung zu 748 Heinrichs von Melk Priesterleben 482. — Wenn hierin gegenwärtig wohl die meisten mit Kelle übereinstimmen werden, so verhält es sich mit V. 37—62 anders. Auch in diesen sieht Kelle einen ursprünglichen Bestandteil des Gedichtes. Ich verweise auf Steinmeyer II, 40 f. — Aber bei Steinmeyer wie bei Kelle S. 145. 360 vermisse ich die wirklichen Parallelen zu dem Kampfe Elias' (und Enochs) mit Satan und Antichrist, wobei die Erde von dem Blute des verwundeten (nicht getöteten — zu Müllenhoffs Zitaten

[1] [C. Kraus, Zs. f. d. öst. G. 1896, S. 342.]

[2] [MSDm. XLIX 3.]

[3] [Heinr. v. Neustadt, Gott. Zuk. S. 175, Notker Psalm. I 5, H. m. sög. I 82, A. Kock, Medeltids Ordspråk II 5, Fundgr. II, 131, 36, Melker Erzähl. (1904) 24, 200.]

Dm. S. 270², II³, 37 kommt auch Passional ed. Hahn 101, 92 ff.) Elias in Brand geraten soll. Eine verdanken wir Veselovskij, Razyskanija v oblasti duchovnago sticha VIII, 343 in den Zapiski der Petersburger Akademie vom Jahre 1883. In einem russischen, bei Bezsonov in seinen Kaliki Perechožie II, N. 483 gedruckten Liede wird prophezeit, daß der Antichrist mit seinem Zepter Elias auf den kleinen Finger schlagen wird. Dann tropft das Blut des Propheten auf die feuchte Erde; Mutter Erde wird dadurch entbrennen und sechzig Ellen hoch die Flamme von ihr aufsteigen. Darauf kommt das jüngste Gericht. Ähnlich berichten auch N. 481. 482.[1] Eine andere Parallele hat Liebrecht schon im Jahre 1868 beigesteuert in seiner Rezension von Radloffs Werk über die Sprachen der türkischen Stämme Südsibiriens I, Göttingische gelehrte Anzeigen S. 111 f. Bei Radloff S. 188 (vergl. I, 3, 819) nämlich findet sich ein altaisches Märchen, welches den Kampf der zwei Helden des Teufels mit den zwei Helden Gottes schildert. Von dem Blute des einen der letzteren wird die Erde brennen. Simrock hat diesen Hinweis verwertet in seiner Mythologie⁴ (1874) 132. Was für Anknüpfungspunkte die Geschichte des Elias zu diesen Vorstellungen bot, hat Zarncke gezeigt, Berichte der sächs. Gesellschaft d. W. 1866, S. 221 f.

S. 192 ff. wird das lateinisch-deutsche Gedicht De Heinrico im Anschluß an Scherer erklärt. Steinmeyer ist dem gegenüber mit Recht skeptisch, wenn auch die von ihm S. 105 eröffnete Möglichkeit einer neuen Erklärung nicht überzeugender ist als die älteren.

Daß die Beichte MS. Dm. N. LXXVII, welche Kelle mit Scherer bairisch nennt, auch alemannisch sein könnte, zeigt Steinmeyer II, 395 f.

S. 95. 219. 338 f. werden Stellen, in denen deutsche Schriftsteller des Mittelalters sich Barbaren, ihre Sprache

[1] [Oberpfalz: Aarbøger 1902, S. 187.]

barbarisch nennen, zu sehr im modernen Sinne aufgefaßt. Wie die Römer sich Barbaren, d. h. Nichtgriechen, nannten, so die Deutschen als Nichtrömer. Siehe z. B. die von Kelle S. 236 angeführten Überschriften *Idem* (sc. *Liber Marc. F. Capellae*) *barbarice. Translatio barbarica psalterii.*[1]

Indem wir dem Verfasser für reiche Belehrung und lebhafte Anmutung unsern Dank abstatten, sprechen wir den Wunsch aus, daß es ihm bald gegönnt sein möge, 749 sich und uns mit einer Fortsetzung seines groß angelegten Werkes zu erfreuen.

Parzival, a knightly epic by Wolfram von Eschenbach for the first time translated into English verse from the original German by Jessie Weston. London, published by David Nutt in the Strand 1894. Zwei Bände. 8⁰.[2]

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 46 (1895), S. 757—760.

Es war wohl das Interesse an Wagners Oper, welches der Verfasserin den Mut gab, ihr schwieriges Werk zu beginnen und zu bewältigen, und ihr die Hoffnung lieh, 758 bei dem englischen Publikum freundliches Entgegenkommen zu finden. Denn außer dem Nibelungenliede wird wohl nur sehr wenig von unserer mittelalterlichen Literatur ins Englische übersetzt worden sein. Und dabei wurde das Nibelungenlied meist nur im Auszuge wieder-

---

[1] [Lex sal. *ingenuum Francum aut barbarum* PBBeitr. 25, 437. Lamb. Hersf. S. 160 (8⁰) a. 1074 von Engl. (Norm.). Ratperts *Carmen barbaricum de St. Gallo.* Richerus II c. 3 (Migne 138, 51) Franzosen *barbari* genannt vom Standpunkt der Engländer aus. Joh. Saresb. von Französisch Pauls Grundr. I², 963 (Kluge). ZZs. 32, 464. F. Kauffmann, Texte und Untersuchungen I, LIX. *barbarus.* Neumann, Rede bei der (Wiener) Rektorsinauguration f. 1899/1900 S. 62: Dominikanergeneral d. 13. Jh. nennt Griechisch so mit Arabisch und Hebräisch.]

[2] S. Wolfram d'Eschenbach traduit par Grandmont, Liège 1892, ein Werk, das ich nicht kenne.



gegeben oder in Prosa oder nach einer neuhochdeutschen Übersetzung, während J. Weston den ganzen Parzival nach dem Bartschischen Texte und in Versen bietet, mit der Absicht, wirklich genau zu übertragen, jeder Wendung des Dichters ihr Recht werden zu lassen und in englischen Versen einen den deutschen ähnlichen Eindruck hervorzubringen. Das ist der Verfasserin nach zahlreichen Stichproben, die ich gemacht habe, wirklich im großen und ganzen gelungen. Der schwierige Text ist richtig verstanden und korrekt wiedergegeben. Wo letzteres nicht ganz der Fall ist, da war es das Metrum, welches entweder eine Zusammendrängung oder, was häufiger vorkommt, eine Ausweitung verlangte, oder es widerstrebten einige grelle Ausdrücke und Vorstellungen einer wörtlichen Wiedergabe, wie dies auch bei einer Übersetzung ins Neuhochdeutsche der Fall wäre. Allerdings geht dadurch manches Eigentümliche verloren. Zum Beweise hiefür und zugleich als Probe der Übersetzung will ich einige bekannte Stellen hier zum Abdruck bringen.

II, 112, 21:

When the queen found sight and hearing, she was fain on her child to look,
And her maidens they bare him to her, and the babe in her arms she took;
And she saw his limbs soft rounded, and she knew she had born a son,
And her maidens with her were joyful that the earth had a man-child won.
(As he bare of a man the body, so manly was he of heart,
As a smith did he wield the sword-blade till fire from the helm would start.)
And no joy did she know, the mother, save ever her babe to kiss,
And with soft words she spake to him ever, 'Bon fils, Cher fils, Beau fils'.

And e'en as herself she bare him, so herself she
his nurse would be,
At his mothers breast was he nourished who was
ever from falsehood free.
And she thought she had won her husband by her
prayers to her arms again,
She all folly forsook, and meekness and truth in
her heart did reign.

II, 114, 5:
Is there ever a singer among you, who singeth a
sweeter song
Of the favour and love of women, I hold not he
does me wrong!
Full fain am I still to hearken to aught that may
give them joy,
But to one alone among women my homage I still
deny.
Nay ever the fire of my anger doth kindle and
flame anew,
And the sorrow her treason wrought me, it grieveth
me still I trow.
I, whom men have named the singer, I, Wolfram 759
of Eschenbach,
The words that against a woman I spake, I may
ne'er take back.
Nay, I hold fast my wrath for ever, and clasp it
closer still,
As I think how in soul and body alike hath she
wrought me ill!
How can I do aught but hate her, till death setteth
seal on life?
Yet it grieveth me sore that others should mingle
in this our strife.

III, 118, 24:
But Queen Herzeleide watched him through the
sunny summer days,

Till beneath a tree she saw him stand silent, with
upturned gaze,
And a look of joyful rapture in the radiant childish
eyes,
As he listed the bird, that, soaring, sang clear thro'
the cloudless skies;
And the mothers heart was troubled, and her wrath
waxed to fever heat,
She would brook in his love no rival — not even
Gods singers sweet!
So she sent forth in haste her servants, with many
a cunning snare
To capture the singers whose music made joyful
the woodlands fair.
Then alas! for the birds, who struggled in the cruel
snare in vain,
Yet some few burst theirs bonds, and joyful, brake
forth into song again.

Weder Parzivals Gefühle beim Vogelsang, noch die Motive der Mutter, noch die Art und Weise, in der die Vögel bekriegt wurden und sich retteten, ist hier genau wiedergegeben. Aber eine metrische, gereimte und auch überall getreue Übersetzung ist eben ein Ding der Unmöglichkeit. Andererseits kann doch nur eine metrische Übersetzung den allgemeinen poetischen Eindruck des Originals im Leser erregen, und tut es in dieser Übersetzung im ganzen so glücklich, daß man sich über die Ersetzung einzelner poetischer Züge durch andere trösten muß.

Das Metrum selbst, dessen sich Weston bedient, ist allerdings von dem Wolframs weit entfernt. Es sind, wie man sieht, sechstaktige jambisch-anapästische Verse mit klingender Cäsur, zu Reimpaaren geordnet, eine Form, deren sich Elizabeth Browning, Tennyson, Robert Browning, Swinburne bedient haben; siehe Schipper, Neuenglische Metrik, § 227.

Über den englischen Ausdruck zu urteilen bin ich nicht berufen. Wenn, wie mir scheint, Westons Parzival besseres Englisch ist als das Deutsch unserer einheimischen Übersetzungen, so liegt das an der großen sprachlichen Ferne zwischen Mittelhochdeutsch und Neuenglisch, während ein deutscher Übersetzer, selbst einer, der die alte Sprache gut beherrscht, sich doch immer wieder von der Ähnlichkeit zwischen der alten und neuen Sprache verleiten läßt, auch dort wörtlich zu übersetzen, wo dieselbe Phrase oder dasselbe Wort allmählich eine andere Bedeutung angenommen hat. Siehe Lucaes Weinschwelg, Böttichers Parzival; Singer in dieser Zeitschrift 1895, S. 527.

Eine Einleitung, sowie Anmerkungen und Exkurse 760 belehren zunächst den englischen Leser über die literarhistorische Stellung des Gedichtes und über sein Verhältnis zu Crestiens Conte du Graal, erläutern öfters in feinsinniger Weise die künstlerischen Absichten des deutschen Dichters und suchen dunkle Punkte der Sagengeschichte zu erhellen. In letzterer Beziehung hat Alfred Nutt aus seiner reichen Belesenheit mehreres beigesteuert. Nur J. Weston aber gehört der hübsche Nachweis I, S. 291, daß Wolfram-Kiot mit seiner Berufung auf Anjousche Überlieferung, wenn auch nicht gerade Anjousche Chroniken IX, 455, 9 ff., siehe meine Abhandlung über Wolframs Parzival 92 und 88, doch recht haben mag. Die Angevinen wußten in der Tat von einer Fee als Ahnfrau, wie das Geschlecht Gahmurets, Parz. I, 56, 18. Die Stelle, auf die sich die Verfasserin bezieht, steht in Giraldus Cambrensis, De instructione principum, ed. Brewer, London 1846, Dist. III, c. 27. Da sie dieselbe nicht wörtlich mitteilt und das Buch selten ist, setze ich sie hierher. *Comitissa quaedam Andegaviae, formae conspicuae sed nationis ignotae* heiratete den Grafen von Anjou. Sie ging selten in die Kirche und blieb nie über das Evangelium bei der Messe. Einmal von vier Rittern zurückgehalten *rejecto statim pallio, per quod tenebatur, et duobus filiis suis parvis ibi relictis cum ceteris aliis duobus, qui stabant a sinistra, sub brachio arreptis*

per fenestram ecclesiae sublimem cunctis intuentibus evolavit. Weder sie noch die von ihr entführten zwei Kinder wurden mehr gesehen. *Istud autem rex Ricardus*, Löwenherz, *saepe referre solebat dicens non esse mirandum,* die innere Zwietracht im Anjouschen Hause: *de diabolis namque eos omnes venisse et ad diabolum dicebat ituros esse.*[1]

An derselben Stelle Dist. III, c. 27 erzählt Giraldus auch von Graf Gottfried von Anjou, daß er *in S. Gerardum Sagiensem episcopum eunucando desaevit* — siehe Dist. II, c. 3, S. 17 —, was an Abaelards und Klinschors Schicksal erinnert.

The Diction and Rime-technic of Hartman von Aue by B. J. Vos, Associate in German in the Johns Hopkins University. New York and Leipzig, Lemcke & Buechner. London, H. Grevel & Co. 1896. 8⁰. 74 SS.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 49 (1898), S. 134—137.

Das Bedürfnis, den allgemeinen Eindruck, den ein dichterisches Kunstwerk des Mittelalters macht, auf einen bestimmten Ausdruck zu bringen, verbunden mit der Hoffnung, aus der genaueren Erfassung seiner Technik Schlüsse auf seine Chronologie und Autorschaft ziehen zu können, hat in den letzten Jahren verschiedene Gelehrte zu lexikalischen Sammlungen und zu Verzeichnissen der Reime 135 geführt. Auf solchen Arbeiten müssen Steinmeyers Epitheta der mhd. Poesie 1889 und seine Rezensionen der Ausgaben von Pleiers Tandarois und Garel in den GGA. vom Jahre 1893 beruhen. In den Publications der Modern Language Association X (1895), 487 findet sich ein Rime-Index zu den York plays. Von Erdmannsdörffer ist ein Reimwörterbuch der Trobadors 1897 erschienen. Zwierzina hat auf der Dresdener Philologenversammlung von 1897 einen Vortrag über Reimwörterbücher gehalten. Er und andere haben sich umfängliche Sammlungen der Art angelegt, die künftigen Arbeiten zugute kommen sollen.

[1] [S. Melusine Ahnfrau des Geschlechtes der Lusignan.]

Die gesteckten Ziele und die Methode sind bekanntlich nicht neu. Auf Beneckes vollständiges Wörterbuch zum Iwein 1834 folgten die Glossare Hornigs zu Walther, Lübbens und Bartschs zu den Nibelungen u. a. Reimregister hat sich in großem Umfange Lachmann angelegt und sie bei seinen Ausgaben verwendet; sie sollen sich auf der Berliner Bibliothek befinden. Auf seine Anregungen gehen wohl zurück W. Grimms Verzeichnis hinter seinem Freidank 1834, Hornigs hinter seinem Glossarium zu Walther 1844, Pressels Reimbuch zu den Nibelungen 1853, San Martes Reimregister zu Wolfram 1867. Auch v. d. Hagen hat im dritten Bande der Minnesinger 1838 die Strophenanfänge nach den Reimen geordnet, ein zwar unvollständiges, aber doch reichhaltiges Material, S. 472 bis 582. Aber man kann nicht sagen, daß diese entsagungsvollen Arbeiten in den Jahrzehnten ihrer Entstehung von ihren Verfassern oder von anderen viel benützt und ausgebeutet worden seien. Alles deutet darauf, daß jetzt ein Umschlag nahe bevorstehe.

Aus dem vorliegenden Buche erfahren wir, daß B. J. Vos alle Werke Hartmanns nach Art von Beneckes Wörterbuch zum Iwein bearbeitet und desgleichen über alle Werke Hartmanns und Gottfrieds ein Reimverzeichnis ausgearbeitet hat, dessen Veröffentlichung wir bald erwarten dürfen (S. 3. 4). Was Vos gegenwärtig bietet, sind einzelne, besonders lehrreiche Mitteilungen aus seinen Sammlungen und durch sorgfältige Vergleichung und Statistik gewonnene Schlüsse. Diese sind sowohl positiv als negativ. Vos zeigt mit derselben Gründlichkeit, daß einige der von ihm gesammelten Tatsachen nichts beweisen, als daß andere für die Chronologie der Hartmannschen Werke und für die Autorschaft des zweiten Büchleins von Belang sind.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der *Diction* überschriebene (S. 7—41) handelt vom Vorkommen und Nichtvorkommen einzelner Wörter und Wortformen in allen Werken Hartmanns, beruht also auf dem vollständigen Wörterbuche, der zweite, *Rime-technic* (S. 42—68) mit den

Unterabteilungen *Rime-vowels*, *Rime-groups*, *Identical Rime*, *Impure Rime*, setzt das vollständige Reimverzeichnis voraus.

Die Tatsachen, welche wir hier entweder zuerst erfahren oder, wenn schon durch Lachmann, Haupt, Jänicke 136 u. a. bekannt, auf Grund vollständiger Sammlungen bestätigt finden, sind interessant genug. Die Sonderstellung des Erec z. B. tritt sehr scharf hervor, so in den Artikeln *wir birn*, *darmgürtel*, *ich erziuge*, *ich île*, *diu île*, *diu gebâre*, *harte*, *îsengewant*, *îsenwât*, *magedîn*, *rant* (Schild), *starke* (S. 11, 12, 15, 16, 20, 22, 24, 27, 31). Aber auch der arme Heinrich und das zweite Büchlein verhalten sich in bezug auf *dicke* und *ofte* ganz anders als die anderen Werke Hartmanns (S. 13). Beim Erec kann sich manches, aber durchaus nicht alles durch die späte Überlieferung erklären.

Leider ist das Verzeichnis nicht ganz alphabetisch, da Vos die Synonyma unter einem willkürlich gewählten Lemma zusammenstellt, aber ohne Konsequenz: so steht S. 22 *kampf* allein ohne Synonyma, ebenso S. 39 *wîz* allein (siehe S. 11 *blanc*), *starke* S. 31 (siehe S. 20 *harte*).

In der Reimtechnik verwertet Vos zunächst einen Gesichtspunkt, von dem, wie ich glaube, Steinmeyer zuerst ausgegangen ist, in der Frage, ob Mai und Beaflor von dem Pleier herrühren könne, GGA. 1893, S. 124 f., die relative Häufigkeit der einzelnen Vokale im Reime. S. 42 gibt Vos erst die absoluten Zahlen aller *a-*, *â-*, *æ-*, *e-* usw. Reime in den verschiedenen Werken Hartmanns, darunter die Prozentzahlen, S. 44 dann dasselbe für die einzelnen Tausende im Iwein. Da zeigt sich die merkwürdige und belehrende Tatsache, daß bei 10 Vokalen und Diphthongen die Differenzen in den Prozenten zwischen den einzelnen Tausenden im Iwein größer sind als zwischen den sechs Gedichten als Ganzes genommen, daß also daraus nichts gefolgert werden darf. Übrigens hätten auf den statistischen Tafeln die *e-* und *ë*-Reime und vielleicht auch die auf Umlaut beruhenden *iu* (von *û* in *iu*) von den alten *iu* gesondert werden sollen.

Daß für die Wahl der Vokale wie der Reimgruppen

der Inhalt des Gedichtes oft von großer, ja bei selteneren Reimen von entscheidender Bedeutung werden kann, ist an einzelnen Beispielen sehr hübsch gezeigt: die Personennamen (S. 45), die Reime auf *-ære* im Gregorius wegen *sündære, vischære, swære* (S. 50), die auf *ê* wegen *sê* (S. 52), die auf *ei* wegen *beiden, scheiden* (S. 53); *a*-Reime sind selten in den Büchlein, was sich durch die Abwesenheit der in Epen so häufigen Präterita *lac, phlac, brach, sach, geschach, sprach, nam, quam, vant* erklärt.

Ebenso bedeutsam ist die Möglichkeit und Bequemlichkeit des Reimes: *îlen, kom, kômen, kœmen* sind schwerer zu reimen als *gâhen, quam, quâmen, quæmen* (S. 15, 47 f., 50), gegen Schröder, Kaiserchronik S. 52. Um so wichtiger sind dann mögliche, bei anderen Dichtern vorkommende Reime, die bei Hartmann fehlen: *hete* (S. 50), *phärt* (S. 26).

Positive Resultate zu geben, ist Vos zu behutsam. Er verweist nur S. 68 ff. auf die Übereinstimmungen zwischen Gregor und Erec, S. 72 f. auf die zwischen dem armen Heinrich und Iwein. Für das zweite Büchlein findet er 137 keine entscheidenden Beweise der Unechtheit (S. 73).

Niemand, der sich mit der poetischen Kunst der mhd. Blütezeit beschäftigt, wird Vos' Schrift unberücksichtigt lassen, aber auch auf weitere Kreise sollte sie durch ihre methodologischen Eigenschaften wirken.

Journal of Germanic Philology. Editor Gustaf E. Karsten, University of Indiana. Vol. I, 1897, Nr. 1. — The Editor, Bloomington Ind. U. S. A. Agents: America: Ginn and Company, Boston, New York, Chicago. — Europe: Gustav Fock, Leipzig, Neumarkt 40. 8°, 110 SS. Preis für den Jahrgang 3 Dollars, für das vorliegende Heft 75 Cents.

Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 49 (1898), S. 137—139.

Es ist sehr erfreulich zu sehen, daß die jungen Studien der Amerikaner auf dem Gebiete der germanischen Spra-

chen und Literaturen bereits ein Zentrum in einer eigenen Zeitschrift gewonnen haben, nachdem ihnen bisher die Publications of the Modern Language Association einen Teil ihres Raumes eingeräumt hatten, während in England, wo dieselben Studien sich einer jahrhundertelangen, ruhmvollen Geschichte rühmen können, das Bedürfnis nach einem ähnlichen Organe gegenwärtig entweder nicht gefühlt oder, wenn gefühlt, nicht befriedigt wird. Allerdings bloß auf die Teilnahme des gelehrten Publikums von Amerika gestützt, wagt auch das Journal nicht seinen Weg in die Öffentlichkeit. Die erste Seite bringt uns eine Liste der Gönner, welche das Unternehmen fördern. Patrons: The Journal of Germanic Philology is supported by the munificence of the following gentlemen: Franklin Vonnegut, Hermann Lieber, Albert Lieber, Henry Schnüll, John W. Schmidt, Louis Hollweg, Albert Metzger, alle von Indianopolis Ind., also alles entweder Deutsche oder Abkömmlinge von Deutschen. Und auch unter den Mitarbeitern finden wir verhältnismäßig viele deutsche Namen. Von dem zweiten Hefte an soll Georg Holz (Leipzig) als europäischer Herausgeber mitwirken und eine große Anzahl deutscher und österreichischer Gelehrter (Schönbach, Lambel, Detter, Jellinek) haben Beiträge in Aussicht gestellt.

Es ist demnach natürlich, daß das erste uns vorliegende Heft in seiner äußeren Einrichtung wie in seinen Interessen lebhaft an ähnliche deutsche Zeitschriften erinnert. Der Inhalt ist: Horatio S. White, Cornell University, Ithaca N. Y., The home of Walther von der Vogelweide. Gerade von diesem ersten Stücke muß aber gesagt werden, daß es etwas aus dem in Deutschland üblichen Rahmen herausfällt. Es ist eine frisch und anziehend geschriebene Darstellung der bekannten Streitfrage, die in jedem Magazine oder Quarterly ganz am Platze wäre, bei uns aber nicht in einer Fachzeitschrift erscheinen würde, da sie gar nicht den Anspruch erhebt, zur Entscheidung der Sache beizutragen. — George Hempl, University of

Michigan, Ann Arbour, Middle English *-wǫ-, -wō-*. Der 138
Verfasser, von dem auch eine German Orthography und Phonology erschienen ist, Boston 1897, kommt S. 29 zu dem Resultate, daß früh in «Midland», um 1400 im Süden das offene lange *o* nach Konsonant + *w* zu geschlossenem langen *o* wurde: *twǫ* > *twō*. Man erinnert sich, daß im Altnordischen ein ähnliches Gesetz herrscht: *w* + *ǫ* > *ō*, *ófo (váfu), óro (váru), kómo (kvámu)*, Noreen § 73, 2. — Edward P. Morton, University of Indiana, Shakespere in the Seventeenth Century, zeigt, daß trotz herabsetzender Kritiken Shakespeare in dem genannten Zeitraume nach der Zahl der Aufführungen noch sehr beliebt gewesen sein muß. — George A. Hench, Ann Arbor, The Voiced Spirants in Gothic. Der auch in Europa wohlbekannte und durch seine althochdeutschen Ausgaben sehr verdiente Gelehrte sucht durch sorgfältige Statistik zu erweisen, daß die ausnahmsweise im Auslaut und vor *s* geschriebenen *b, d, z* nicht durchwegs eine Sandhierscheinung sind — obwohl auch er einige Fälle, wie *uzuh,* so erklärt —, sondern zum großen Teile auch als orthographische Ausgleichung betrachtet werden müssen (S. 57). Ein Teil der *d* (für *þ*), die im Auslaute stehenden Fälle, aber sollen lautgesetzliche Vertreter des *þ* in unakzentuierten Silben des Ostgotischen sein (S. 58); in dem genannten Dialekte also wäre *nimiđ* gesprochen worden, wenn *đ* den tönenden Spiranten gegenüber dem tonlosen *þ* Ulfilas' an dieser Wortstelle bezeichnet. Was hiebei die Berufung auf das Althochdeutsche beweisen soll, ist mir nicht klar. Wenn auch die Deutschen vor der zweiten Lautverschiebung *nimiđ* sagten, also nach derselben *nimit,* wie die Ostgoten nach Hench, so gibt es doch kein vorahd. Lautgesetz, demzufolge alle auslautenden *þ* zu *đ* geworden wären. — Otto B. Schlutter, Hartford High School, On Old English Glosses; ein für Forscher auf dem Gebiete des Ags. wichtiger Artikel, der nach einigen Vorgängern zeigt, wie wenig Vertrauen der lateinische und englische Text von Sweets Oldest English Texts verdient. — H. Schmidt-Warten-

berg, University of Chicago, Phonetic Notes, graphische Darstellungen der Vibrationszahlen der *r*-Laute und der Länge der Labialen im Finno-Schwedischen mittelst des Rousselotschen Apparates. — F. A. Blackburn, University of Chicago, Teutonic «eleven» and «twelve». Der Verfasser versucht die bekannte Erklärung mittelst des Litauischen durch eine andere, von der Wurzel *lip* kleben — Sanskrit *limpâmi,* λιπαρός, altslavisch *lipnąti* — ausgehende zu ersetzen. — Gustaf E. Karsten, University of Indiana, On the Hildebrandslied. Der Verfasser erklärt sich für die Theorie, daß das altsächsische Gedicht von einem hochdeutschen Schreiber aufgezeichnet worden sei; dafür spreche auch *t* für altsächsisch *d.* Aber wenn Karsten meint, daß der hochdeutsche Schreiber durch sein *t* die Qualität des alts. *d* bezeichnen wollte, da man in Oberdeutschland kein Gehör für den Unterschied zwischen tönenden und tonlosen Konsonanten gehabt habe, wie der
139 Schreibgebrauch *g, k, b, p* zeige, so ist das nicht annehmbar. Denn zwischen *d* und *t* wurde allerdings geschieden und nur auf diese Laute kommt es an. V. 48 schlägt Karsten vor zu lesen *dhat dhu noh bi dhesemu weroldrîke wrekkio ne wurdi.* V. 30 wird *wettu* als eine von dem hochdeutschen Schreiber erfundene überniederdeutsche Form für altsächsisch *wêstu* erklärt. Aber dann bekommen wir den unglaublichen Satz: «Wisse du, o Gott, daß du (Hadubrand) mit einem so nahe verwandten Mann nicht kämpfen wirst, sollst». Für Cosijns Deutung des Wortes als Imperativ *(*vaitjadau,* siehe ags. *hátte* $<$ *haitada)* ließe sich außer *wizze krist, wetekerst* der altnordische Sprachgebrauch anführen, demzufolge der Ind. *veiztu* oft die Bedeutung des Imp. hat; Hávamál B. 44 *veiztu, ef þu vin átt, — skaltu — fara at finna opt,* Lokasenna B. 23. 27, Atlamál B. 82. Abgesehen davon ist es mißlich, einen heidnischen Gott in einem Gedichte, das der Theodorichsage angehört, anzunehmen.

Dann folgen Berichte über Bücher und Zeitschriften. Frank Jewett Mather, Jr., Williams College, über Katha-

rine Lee Bates und Lydia Boker Godfrey, English Drama, — Oliver Farrar Emerson, Western Reserve University, über die Anglia, — Elisabeth Woodbridge, Yale University, über die Englischen Studien, wobei L. Kellners Zusammenstellung von Shelleys Queen Mab mit Volneys Ruinen mit viel Anerkennung hervorgehoben wird, — Horatio S. White, Cornell University, Ithaca, N. Y., über Euphorion, — Hans Oertel, Yale University, über die ersten drei Bände der Indogermanischen Forschungen von Brugmann und Streitberg.

Wenn man nach dem ersten Hefte eine Prophezeiung über die Fata dieser Zeitschrift wagen darf, so möchte man glauben, daß ihr Schwerpunkt mehr nach der linguistischen als nach der philologischen und literarhistorischen Seite hin liegen wird.

Eine ausführlichere Rezension des Journals ist soeben von Seemüller im Anzeiger für deutsches Altertum XXIV, 93 erschienen.

Schriftenverzeichnis.

Den in die Kleinen Schriften aufgenommenen Abhandlungen ist ein Stern vorangesetzt; die Seitenzahlen sind in eckigen Klammern beigefügt.

Abkürzungen:

AfdA. = Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur hg. von E. Steinmeyer, E. Schröder und G. Roethe.
WSB. = Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse.
ZfdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum (und deutsche Literatur) hg. von M. Haupt, K. Müllenhoff, E. Steinmeyer.
ZföG. = Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

1864

*Aus fünf Jahrhunderten deutscher Literatur: Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. Beilage zur k. Wiener Zeitung. Jahrgang 1864, S. 848—852. 874—881. [1—18.]

1867

Heinrich von Melk. Herausgegeben von Richard Heinzel. Berlin, Weidmann, 1867. VIII und 153 S.

1868

*Über Gottfried von Straßburg: ZföG. 19, 533—563. [18—63.]

*Rez. des Deutschen Heldenbuches I. und II. Berlin 1866: ZföG. 19, 173—180. [188—198.]

1869

Gottfrieds von Straßburg Tristan und seine Quelle: ZfdA. 14, 272—447.

*Rez. von E. Martins Ausgabe des Besant de Dieu von Guillaume le Clerc de Normandie. Halle 1869: ZföG. 20, 582—589. [199—211.]

1870

*Rez. von W. Wackernagel, Voces variae animantium. Basel 1869: ZföG. 21, 553—556. [212—217.]

*Rez. des Deutschen Heldenbuches V. Berlin 1870: ZföG. 21, 556—561. [217—225.]

1871

*Rez. des Neudrucks von J. Grimms Deutscher Grammatik I. Berlin 1870: ZföG. 22, 350—355. [225—232.]

*Rez. von H. B. Rumpelt, Die deutschen Pronomina und Zahlwörter. Leipzig 1870: ZföG. 22, 355—360. [232—240.]

1872

Über die Lieder Hartmanns von Aue: ZfdA. 15, 125—140.

*Ein französischer Roman des dreizehnten Jahrhunderts: Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst, N.F. 1872, II, 385—394. 427—439. 460—471. [63—116.]

*Rez. von C. v. Vincenti, Die Tempelstürmer Hocharabiens. Berlin 1872: Österreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst, N. F. 1872, II, 730—734. (pseudonym.) [116—122.]

1873

*Theodor Georg von Karajan: Wiener Abendpost 1873, S. 1019—1021. [122—135.]

*Rez. von Zachers Germanistischer Handbibliothek I. (Walther hg. von W. Wilmanns) und II. (Kudrun hg. von E. Martin). Halle 1869 und 1872: ZföG. 24, 149—156. [240—251.]

*Rez. von E. Martins Ausgabe des Fergus von Guillaume le Clerc. Halle 1872: ZföG. 24, 156—167. [251—268.]

*Rez. von E. Kölbing, Riddarasögur. Straßburg 1872: ZföG. 24, 523—527. [268—274.]

1874

Geschichte der Niederfränkischen Geschäftssprache. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1874. — 464 S.

Vier geistliche Gedichte: ZfdA. 17, 1—57.

*Rez. von H. Paul und W. Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, I. Band, 1. Heft. Halle 1873: ZföG. 25, 163—188. [275—315.]

*Rez. von M. Heyne, Kleine altsächsische und altniederfränkische Grammatik. Paderborn 1873: ZföG. 25, 251—259. [315—327.]

*Rez. von P. J. Cosijn, De oudnederlandsche psalmen. Haarlem 1873: ZfōG. 25, 365—367. [327—331.]

*Rez. von W. Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Österreich. Berlin 1874: (Wiener) Deutsche Zeitung, Abendblatt vom 22. XII. 1874, S. 4. [135—145.]

1875

Über den Stil der altgermanischen Poesie. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von Bernhard ten Brink, Wilhelm Scherer, Elias Steinmeyer. X.) Straßburg, Karl J. Trübner, 1875. — 54 S.

Wortschatz und Sprachformen der Wiener Notker-Handschrift. I. (WSB. 80, S. 679 ff.) Wien, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn, 1875. — 68 S.

Wortschatz und Sprachformen der Wiener Notker-Handschrift. II. (WSB. 81, S. 203 ff.) Wien, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn, 1875. — 150 S.

*Rez. des 3. und 4. Heftes der Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker (R. Henning, Über die Sanktgallischen Sprachdenkmäler; E. Schmidt, Reinmar von Hagenau und Heinrich von Rugge.) Straßburg 1874: ZfōG. 26, 685—692. [331—341.]

1876

Wortschatz und Sprachformen der Wiener Notker-Handschrift. III. (WSB. 82, S. 523 ff.) Wien, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn, 1876. — 20 S.

Notkers Psalmen nach der Wiener Handschrift herausgegeben von Richard Heinzel und Wilhelm Scherer. Straßburg, Karl J. Trübner, 1876. LII und 327 S.

Rez. von W. Vietor, Die rheinfränkische Umgangssprache in und um Nassau. Wiesbaden 1875: AfdA. 2, 134—138.

1877

Über die Endsilben der altnordischen Sprache. (WSB. 87, S. 343 ff.) Wien, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn, 1877. — 144 S.

Greinburger Fragment des Wigalois: ZfdA. 21, 145—160.

Über die Notkerfragmente in Sankt Paul: ZfdA. 21, 160—177.

Das Mikropresbytikon: ZfdA. 21, 177—182.

1880

Beschreibung der isländischen Saga. (WSB. 97, S. 107 ff.) Wien, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn, 1880. — 204 S.

*Rez. von C. Mehlis, Bilder aus Deutschlands Vorzeit. Jena 1879: ZfōG. 31, 150 f. [342 f.]

*Rez. der Übersetzungen der Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge von E. Kölbing. Heilbronn 1878; der Hovard Isfjordings-Sage von W. Leo. Heilbronn 1878; der Sage von Friđthjofr, dem Verwegnen von W. Leo. Heilbronn 1879: ZföG. 31, 268—273. [343—350.]

1881

Rez. von Ausgaben von Schillers Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein, Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Stuttgart 1879. 1880: ZföG. 32, 76f. (anonym).

1882

Rez. von E. Kölbings Ausgabe der Elis saga ok Rosamundu. Heilbronn 1881: AfdA. 8, 193—217.

*Rez. von E. Kölbings Ausgabe der Elis saga ok Rosamundu. Heilbronn 1881: ZföG. 33, 297f. [350—352.]

1883

Rez. von A. Kock, Studier öfver fornsvensk ljudlära. Lund 1882: AfdA. 9, 192—195.

Rez. von A. Kirpičnikov, Opyt sravnitel'nago izučenija zapadnago i russkago eposa. Poemy lombardskago cikla. Moskva 1873; Kudruna. Nacional'naja poema Němcev. Char'kov 1874; Sv. Georgij i Egorij chrabryj. S. Peterburg 1879: AfdA. 9, 241—259.

Rez. von A. N. Veselovskij, Razyskanija v oblasti russkich duchovnich stichov. II. Sv. Georgij v legendě, pěsně i obrjadě. S. Peterburg 1880: AfdA. 9, 259—262.

Rez. von H. Gering, Islendzk æventyri. I. Halle 1882: AfdA. 9, 283—290.

Rez. von A. Hazelius, Bidrag till vår odlings häfder. Stockholm 1881—1882, und S. H. Kramer, Le musée d'ethnographie scandinave à Stockholm. Stockholm 1879: AfdA. 9, 304f.

1884

Rez. von K. Lehmann und H. Schnorr von Carolsfeld, Die Njálssage. Berlin 1883: AfdA. 10, 68—73.

Rez. von H. Möller, Das altenglische Volksepos. Kiel 1883: AfdA. 10, 215—233.

Rez. von F. Rönning, Beovulfs-kvadet. København 1883: AfdA. 10, 233—239.

*Rez. von P. Pipers Ausgabe der Schriften Notkers. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. 1883: ZföG. 35, 117—121. [352—358.]

1885

Über die Nibelungensage. (WSB. 109, S. 671ff.) Wien, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn, 1885. — 50 S.

Rez. von G. Vigfusson and F. York Powell, Corpus poeticum boreale. Oxford 1883: AfdA. 11, 38—69.

Rez. von G. Cederschiöld, Fornsögur suđrlanda. Leipzig, Berlin, Wien, Lund 1884: AfdA. 11, 128—132.

*Rez. von E. Schmidts Ausgabe des Briefwechsels der Gebrüder Grimm mit nordischen Gelehrten. Berlin 1885: ZföG. 36, 643—647. [358—364.]

*Rez. von J. C. Poestion, Island. Wien 1885: ZföG. 36, 647—649. [364—366.]

*Rez. von W. Götz, Leben und Streben vergangener Zeiten in deutschen Landen. Basel 1883: ZföG. 36, 649f. [367 f.]

1886

*Rede auf Wilhelm Scherer: ZföG. 37, 801—813. [145—163.]

Rez. von F. Burg, Die älteren nordischen Runeninschriften. Berlin 1885: AfdA. 12, 42—51.

Rez. von A. Kock, Språkhistoriska undersökningar om svensk akcent. Andra delen. Lund 1884—85: AfdA. 12, 211—219.

Rez. von J. A. Lyttkens och F. A. Wulff, Svenska språkets ljudlära och beteckningslära jämte en afhandling om aksent. Lund 1885: AfdA. 12, 219—223.

Rez. von L. Larsson, Isländska handskriften nr. 645, 4⁰ i den Arnamagnæanska samlingen utgifven. I. Lund 1885: AfdA. 12, 272—274.

1887

Über die Hervararsaga. (WSB. 114, S. 417ff.) Wien, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn, 1887. — 105 S.

Ein Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner (K. Enk von der Burg und W. Heinzel). Herausgegeben von Ludwig und Richard Heinzel. Wien, Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1887. — 133 S.

Rez. von H. Gering, Glossar zu den Liedern der Edda. Paderborn und Münster 1887: AfdA. 13, 247—249.

Rez. von A. Kock, Studier öfver fornsvensk ljudlära. II. Lund 1886: AfdA. 13, 249—251.

Rez. von A. Heusler, Vǫlo spǫ. Berlin 1887: AfdA. 13, 304.

*Rez. von K. Körner, Einleitung in das Studium des Angelsächsischen. I. 2. Aufl., bearb. von A. Socin. Heilbronn 1878: ZföG. 38, 381 f. [368—370.]

1888

Über die Walthersage. (WSB. 117, II.) Wien, in Kommission bei F. Tempsky, 1888. — 100 S.

Rez. von Möbius' Ausgabe der Kormaks saga. Halle 1886: AfdA. 14, 43—55.

Rez. von L. F. A. Wimmer, Døbefonten i Åkirkebykirke. København 1887: AfdA. 14, 213—217.

Rez. von A. Kock, Undersökningar i svensk språkhistoria. Lund 1887: AfdA. 14, 217—221.

Rez. von Edda Snorra Sturlusonar. III. Hafniae 1880—87: AfdA. 14, 263—267.

Rez. von L. Larsson, Studier över den Stockholmska homilieboken. I—II. Lund 1887: AfdA. 14, 267—273.

1889

Über die ostgothische Heldensage. (WSB. 119, III.) Wien, in Kommission bei F. Tempsky, 1889. — 98 S.

Rez. von B. ten Brink, Beowulf. Straßburg 1888: AfdA. 15, 153—182.

Rez. von G. Sarrazin, Beowulfstudien. Berlin 1888: AfdA. 15, 182—189.

Rez. von Heyne-Socins Ausgabe des Beowulf. 5. Aufl. Paderborn und Münster 1888: AfdA. 15, 189—194.

*Rez. von H. Pauls Grundriß der germanischen Philologie. I. Band, 1. Lieferung. Straßburg 1889: ZföG. 40, 773—777. [370—376.]

*Rez. von R. Merbot, Forschungsweisen der Geisteswissenschaften I. Frankfurt a. M. 1889: ZföG. 40, 916—918. [376—379.]

*Rez. von W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur. 2. Auflage fortgesetzt von E. Martin. Basel 1885. 1889: ZföG. 40, 1019—1021. [379—381.]

1890

Rez. von W. Ranisch, Zur Kritik und Metrik der Hamþismál. Berlin 1888: AfdA. 16, 119—124.

Rez. von R. C. Boers Ausgabe der Orvar-Odds saga. Leiden 1888: AfdA. 16, 124—131.

Rez. von K. Müllenhoff, Beovulf. Berlin 1889: AfdA. 16, 264—275.

Rez. von E. H. Meyer, Vōluspa. Berlin 1889: AfdA. 16, 341—349.

*Rez. von H. Pauls Grundriß der germanischen Philologie. I. Band, 3. Lieferung; II. Band, 1. Abteilung, 2. Lieferung; II. Band, 2. Abteilung, 2. Lieferung. Straßburg 1890: ZföG. 41, 226—228. [382—385.]

*Rez. von H. Pauls Grundriß der germanischen Philologie. I. Band, 2. Lieferung; II. Band, 1. Abteilung, 1. Lieferung; II. Band, 2. Abteilung, 1. Lieferung. Straßburg 1889: ZfōG. 41, 440f. [385—387.]

*Rez. von W. Müllers Ausgabe der Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Friedrich Benecke. Göttingen 1889: ZföG. 41, 441f. [387—389.]

*Rez. von W. Henzen, Über die Träume in der altnordischen Sagaliteratur. Leipzig 1890: ZföG. 41, 1003—1005. [389—392.]

1891

Über die französischen Gralromane. (Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse. 40, III.) Wien, in Kommission bei F. Tempsky, 1891. — 196 S.

Ausgabe von Wilhelm Scherer, Deutsche Studien I und II. Zweite Auflage. Wien, Prag, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag, 1891. — 129 S.

Rez. von Acta germanica I. Berlin 1889: AfdA. 17, 1—5.

Rez. von V. E. Mourek, Syntaxis gotských předložek. Prag 1890: AfdA. 17, 91—95 (darin 93 f. über V. E. Mourek, Tandariuš a Floribella 1887).

Rez. von K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. I. Neuer Abdruck, besorgt durch M. Roediger. Berlin 1890: ZföG. 42, 374.

*Rez. von R. Wossidlo, Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen I. Leipzig 1890: ZföG. 42, 619 f. [392—394.]

*Rez. von J. Seemüllers Ausgabe der österreichischen Reimchronik Ottokars. I. Halbband. Hannover 1890: ZföG. 42, 621 f. [395—398.]

1892

Über das Gedicht vom König Orendel. (WSB. 126, I.) Wien, in Kommission bei F. Tempsky, 1892. — 90 S.

*Rez. von K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. V. Band, 2. Abteilung. Berlin 1891: ZföG. 43, 44—55. [398—414.]

*Rez. von J. Kelle, Geschichte der Deutschen Litteratur I. Berlin 1892: ZföG. 43, 741—749. [414—427.]

1893

Über Wolframs von Eschenbach Parzival. (WSB. 130, I.) Wien, in Kommission bei F. Tempsky, 1893. — 114 S.

1894

Hœnir und der Vanenkrieg: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur herausgegeben von Eduard Sievers 18, 542—560 (mit F. Detter).

Rez. von V. E. Mourek, Syntaxis složených vět v gotštině. Prag 1893: AfdA. 20, 140—144.

1895

*Rez. von J. Westons englischer Übersetzung des Wolframschen Parzival. London 1894: ZföG. 46, 757—760. [427—432.]

1896

Abhandlungen zum altdeutschen Drama. (WSB. 134, X.) Wien, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn, 1896. — 118 S.

1898

Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. (Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Theodor Lipps und Richard Maria Werner. IV.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1898. — VII und 354 S.

*Rez. von B. J. Vos, The Diction and Rime-technic of Hartman of Aue. New York and Leipzig 1896: ZföG. 49, 134—137. [432—435.]

*Rez. des Journal of Germanic Philology. Vol. I, Nr 1. Bloomington 1897: ZföG. 49, 137—139. [435—439.]

1903

Sæmundar Edda mit einem Anhang herausgegeben und erklärt von F. Detter und R. Heinzel. 2 Bände. Leipzig, Georg Wigand, 1903. — XV und 213. VIII und 679 S.

1904

Ferdinand Detter, 1864—1904: Arkiv för nordisk filologi 20, 391 f.

Rez. von H. Gering, Vollständiges Wörterbuch zu den Liedern der Edda. Halle 1903: Göttingische gelehrte Anzeigen 1904, S. 177—196.

1907

*Mißverständnisse bei Homer: Kleine Schriften S. 163—187.

Kleine Schriften. Herausgegeben von Max Hermann Jellinek und Carl von Kraus. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1907. — VIII und 456 S.





Register.

c. s. k.

d.

e.

f, v.

g.

h.

i, j.

k, c.

l.

Druckfehler.

Seite 240 Zeile 12 von unten lies 149 statt 144.
Seite 243 Zeile 9 von unten lies 2.4 statt 2,4.
Seite 294 Zeile 6 von unten lies ŏ statt o.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.


AUG 2 1965 ILL
CANCELLED
798

